



Pädagogisierung des «guten Lebens»

Bildungshistorische Perspektiven auf Ambitionen
und Dynamiken im 20. Jahrhundert

*Andrea De Vincenti, Norbert Grube, Michèle Hofmann,
Lukas Boser (Hg.)*



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bibliothek am Guisanplatz

Reihenherausgeber	Bibliothek am Guisanplatz (BiG), Philippe Müller
Herausgeber/innen	Andrea De Vincenti, Norbert Grube, Michèle Hofmann, Lukas Boser (Hg.)
Premedia	Zentrum elektronische Medien, ZEM (80.112)
Copyright	Schriftenreihe der Bibliothek am Guisanplatz (alle Rechte vorbehalten), 2020
Bezugsadresse	Bibliothek am Guisanplatz, Papiermühlestrasse 21a, 3003 Bern, www.big.admin.ch (Publikationen)
Vertrieb	BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern www.bundespublikationen.admin.ch , Art.-Nr. 500.178.d
ISBN	978-3-907239-00-1
ISSN	2296-4630

04.2020 500 860461525

Pädagogisierung des «guten Lebens»

Bildungshistorische Perspektiven auf Ambitionen
und Dynamiken im 20. Jahrhundert

—

*Andrea De Vincenti, Norbert Grube, Michèle Hofmann,
Lukas Boser (Hg.)*

Geleitwort

Mit den jüngsten Protesten im Zusammenhang mit der Klimakrise erfolgt auch eine Debatte über das «gute Leben». Eine als neoliberal etikettierte Ausrichtung des glücklichen, erfüllten Lebens scheint überholt, wenn nicht sogar in eine Sackgasse zu führen. Schlagworte wie Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung geben den Trend an. Glückseligkeit wird nicht mehr nur an der Kaufkraft gemessen, sondern an der Zeit für Musse und Selbstverwirklichung. Zeit scheint gegenwärtig für ein «gutes Leben» besonders essentiell, darauf verweist die Einleitung zu diesem Sammelband.

Die Beiträge in diesem Band greifen mit verschiedenen Akzenten und Facetten auf, wie das «gute Leben» vor allem im 20. Jahrhundert in elitären Kreisen debattiert und ganz konkret in schulischen und zahlreichen ausserschulischen Bereichen umzusetzen versucht wurde. Dabei steht das «gute Leben» in Kontroversen von reformerischen und ideologischen Vorstellungen einerseits und gesellschaftlich institutionalisierten Haltungen andererseits. Wie mit der Pädagogisierung des «guten Lebens» häufig auch eine Abgrenzung zu einem vermeintlich schlechten Leben verbunden war, ist ebenfalls Gegenstand dieses Bandes.

Diese hier nur angedeuteten Gedanken leiteten unsere Diskussionen von Anfang an. Mein Dank gilt an erster Stelle Lukas Boser, Andrea De Vincenti, Norbert Grube und Michèle Hofmann. Im September 2016 trafen wir uns zu einem ersten «Köpfzusammenstecken» an der Pädagogischen Hochschule in Zürich. Bereits an diesem ersten Treffen entstanden konkrete Ideen für eine Tagung zum «guten Leben» (damals reichte «gutes Leben» noch als Arbeitstitel). Die Tagung fand im Oktober 2018 in von der Bibliothek am Guisanplatz (BiG) zur Verfügung gestellten und organisierten Räumlichkeiten statt. In den zwei Jahren zwischen dem ersten Treffen und der Durchführung wurde in regem Austausch mit allen Organisatorinnen und Organisatoren das Konzept der Konferenz geschärft, und es gelang, namhafte Referentinnen und Referenten für das Thema zu gewinnen. Ich danke den Organisatorinnen und Organisatoren und nun Herausgeberinnen und Herausgebern für ihr Vertrauen in die BiG und ihre Zuverlässigkeit.

Die Ergebnisse der Tagung erscheinen nun im Rahmen der Schriftenreihe der Bibliothek am Guisanplatz. An dieser Stelle möchte ich den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, die den Tagungsband vielseitig und lesenswert machen, danken. Daniel Kohler, der Chef der Bibliothek am Guisanplatz, liess mich, im Interesse der Bibliothek, die Tagung mitorganisieren, Mathias Kobel hat mich dabei dankenswerterweise unterstützt. Mein Dank gilt auch den Mitarbeitenden

der «Kaserne der Berner Truppen», welche für einen reibungslosen Ablauf am Tagungsort sorgten. Das Catering war hervorragend!

Ich wünsche dem Sammelband viele interessierte Leserinnen und Leser und hoffe, dass dieses Buch bei ihnen die Neugier auf einen Besuch in der Bibliothek am Guisanplatz zu wecken vermag.

Dr. Philippe Müller

Leiter Informations- und Dokumentationsservices

Herausgeber der Schriftenreihe

1

Pädagogisierung des «guten Lebens»

Konzeptionelle Überlegungen zur Konturierung des Themas

Andrea De Vincenti, Norbert Grube, Michèle Hofmann,

Lukas Boser

15

Teil I

Pädagogisierung des «guten Lebens»:

Soziale Bewegungen

2

Geburtenkontrolle als Voraussetzung für die gesunde Familie

Margeret Sanger, Marie Stopes und die Pädagogisierung von

Verhütungswissen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Isabel Heinemann

45

3

Erziehen zur Abstinenz?

Das «abstinente Kränzchen» am kantonalen Lehrerseminar

Küsnacht (1906–1926)

Andrea De Vincenti

71

4

Jugendlich, rein und stark

Katholische Bildung für ein «gutes Leben»

in der Quickbornbewegung

Alexander Maier

99

5

Die Suche nach dem «guten Leben»

Die schweizerische Siedlungsbewegung um den Ersten Weltkrieg

Daniel Burkhard

121

Teil II

Pädagogisierung des «guten Lebens»: Erziehungs- und Gefährdungsorte

6

Schulkindheiten und -jugenden in der Stadt

Wahrnehmungen und Wahrnehmungskrisen von Zürcher
Lehrpersonen in der ersten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Andreas Hoffmann-Ocon

155

7

Matrosen, Schifferfrauen und Seemannstöchter

Pädagogisierung vor den Toren des Basler Schifferkinderheims
(1940–1980)

Daniel Deplazes und Tanja Faëdi

187

8

**«[Sie] sollen mit Schönheit umgeben werden, dass sie mehr
Sinn und Verständnis für alles bekommen und mehr Lust und
Geduld zur Arbeit.»**

Räumlichkeit als Mittel zur Pädagogisierung des «guten Lebens»
am Beispiel anstaltsförmiger Ersatzerziehung

Flavia Guerrini und Ulrich Leitner

217

9

Sonnenbäder, Obst, Gemüse und Alkoholabstinenz

Pädagogisierung des «gesunden Lebens» in Schweizer
Landerziehungsheimen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Michèle Hofmann

243

10

Die Pädagogisierung des Konsums

Zur Warenhaus- und Konsumkritik von rechts und links

Thomas Lenz

275

Teil III

Pädagogisierung des «guten Lebens»:

Formen und Formierungen

11

Pädagogisierte Propaganda für ein «gutes Leben»

Belehrungs- und Bekehrungsversuche vom Sozialismus bis zur
Marktwirtschaft im 20. Jahrhundert

Norbert Grube

291

12

Das harmonische Leben im industriellen Kosmos

Darstellungen zukünftiger Arbeiter in der ersten Hälfte des
20. Jahrhunderts in Luxemburg

Frederik Herman

325

13

Die «gute Form» und ihre promenadologische Kritik

Modernismus, Lucius Burckhardt und das Ringen um
die Pädagogik des Designs

Martin Viehhauser

359

1 Pädagogisierung des «guten Lebens»

1.

Pädagogisierung des «guten Lebens»

Konzeptionelle Überlegungen zur Konturierung des Themas

1. Gesellschaftlich umstrittene Konzeptionen des «guten Lebens» und pädagogisierende Bezugnahmen

Jüngst hat sich ein aktuelles Schweizer Kindergarten- und Unterstufenlehrmittel zehn «grosse Fragen zum gemeinsamen Nachdenken über das gute Leben» gestellt,¹ die entlang der Themen Freundschaft, Vielfalt, Freude, Tod, Geheimnisse oder Wahrheit aufbereitet sind.² Bemerkenswert an diesem Lehrmittel ist sein Anspruch, das «gute Leben» als einen im Sinne der Demokratiebildung notwendigen Unterrichtsgegenstand im Kindergarten und auf der Unterstufe der Volksschule zu positionieren.³ Das Thema des «guten Lebens» scheint zu diesem Zweck klug gewählt, durchdringt es doch schon seit vielen Jahrhunderten unser gesellschaftliches und politisches Leben und Handeln, von der antiken Philosophie (*eudaimonia*) über die amerikanische Unabhängigkeitserklärung (*the pursuit of happiness*) bis hin zum aktuellen Motto der OECD (*better policies for better lives*; bessere Politik für ein besseres Leben).

Das «gute Leben» wurde und wird also in vielfältigen gesellschaftlichen Zusammenhängen in erziehender Absicht fokussiert und auch pädagogisiert.⁴ Wie Dynamiken und Schübe der Pädagogisierung des «guten Lebens» in diversen

1 Dutoit/Girardet 2019, o. S.

2 Dutoit/Girardet 2019, S. 6.

3 Dutoit/Girardet 2019, S. 6.

4 Boser et al. 2018.

schulischen und ausserschulischen Bereichen im 20. Jahrhundert erfolgten und Ambitionen dazu artikuliert wurden, ist Gegenstand dieses Sammelbandes. Einleitend werden dazu begriffliche und konzeptionelle Reflexionen präsentiert.

Vorstellungen vom «guten Leben» verweisen zunächst auf implizit gewusste, institutionalisierte Normen der Gegenwart:⁵ Diese Normen gilt es entweder einzuhalten, da sie als Voraussetzungen für ein gegenwärtig als angemessen erachtetes «gutes Leben» gelten, oder aber zu überwinden, wenn das «gute Leben» auf die bald zu realisierende konkrete, beziehungsweise utopisch ferne Zukunft ausgerichtet wird.

Solche auf eine bessere Zukunft gerichteten Forderungen, etwa schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert mit nietzscheanischen Bezügen nach einem neuen Menschen oder einer neuen Gesellschaft, zirkulierten besonders in den ersten beiden Jahrzehnten nach 1900 und dann mit den nach 1918 sich zuspitzenden ideologischen Konflikten vielfältig.⁶ Sie bekamen jedoch erst dann eine gewisse Reichweite, als etablierte und nur träge zu wandelnde Lebensformen, die als gut, das heisst funktional angemessen galten und sozial breite Akzeptanz fanden,⁷ zu erodieren schienen.

Nicht nur in Krisen- und Kriegszeiten, sondern angesichts der zahlreichen Facetten und Formen des «guten Lebens» auch in alltäglichen Aushandlungsprozessen⁸ kann es zu Auseinandersetzungen und Wissenskonflikten darüber kommen, was dann neu als «gutes Leben» angesehen wird. Nach Rahel Jaeggi haben sich der neoliberale Staat, aber auch die Philosophie aus der Fixierung und Orientierung des «guten Lebens» weitgehend zurückgezogen⁹ und die Entscheidung darüber dem Bereich des Privaten und dem Individuum überlassen. Andere Institutionen wie etwa die Kirche haben ebenfalls die Deutungshoheit, mindestens aber das Deutungsmonopol über die Bestimmung des «guten Lebens» verloren und der selbst fast schon wieder institutionalisierten Forderung nach individueller Gestaltung eines gelingenden Lebens Raum gegeben. Diese Ansicht scheint Kritiken zu entsprechen, die Pädagogisierung als neoliberale Machttechnik beschreiben, welche dem Individuum Selbstoptimierungsleistungen abfordert und es damit auch in die Verantwortung für das eigene und zugleich gesamtgesellschaftliche «gute Leben» zieht.¹⁰

5 Berger/Luckmann 2001; Jaeggi 2014, S. 123; zum impliziten Wissen vgl. Lipphardt/Patel 2008.

6 Dudek 1999, S. 24 – 26, 31, 33; Niemeyer 2018, S. 90 – 97; Skiera 2018, S. 28f., 33 – 35.

7 Jaeggi 2014, S. 89, 94, 106, 112, 119f.

8 Jaeggi 2014, S. 9, 23, 174.

9 Jaeggi 2014, S. 54f.

10 Höhne 2004; Ribolits/Zuber 2004; Kessl 2011; zur neoliberalen Machttechnik respektive zur Kritik an derselben vgl. auch Han 2014.

Die als neoliberal etikettierte Ausrichtung des «guten Lebens», die sich ausschliesslich am sozialen Wohlfahrtsstaat, am ökonomischen Wachstum beziehungsweise an der Kaufkraft mit der Leit-«Währung» des nationalen Bruttosozialprodukts orientiert, wird in jüngster Zeit auch von wissenschaftlicher Seite als zu einseitig verworfen. Die Selbstbestimmung des Individuums (gemäss dem Motto «Jeder ist seines Glückes Schmied») und damit verbunden die Ausrichtung am Markt als bestimmender Kerngrösse für die Steigerung von Profit und die Vermehrung von Gütern war lange Zeit die Leitlinie eines «guten Lebens». Ergänzt und zusehends korrigiert wird diese am Wohlstand fixierte Perspektive um die Postulierung plebiszitärer Bürgerpartizipation, der Ermöglichung von gesellschaftlicher Teilhabe bei gleichzeitiger individueller Entscheidungsfreiheit und institutionell gewährter Sicherheit sowie um die Schlagworte Schonung der ökologischen Ressourcen und Nachhaltigkeit.¹¹ Neuere mittel- und südamerikanische Indizes zum «guten Leben» basieren beispielsweise stark auf dem Faktor und der Ressource der Zeit als Ausgangspunkt «für Musse und (Selbst-)Betrachtung, für zwischenmenschliche Beziehungen und Liebe sowie für Teilhabe am öffentlichen Leben».¹² Unsichtbare Zeitregime, die das Leben des Einzelnen abschnüren und regulieren, werden in solchen Ansätzen als Hemmnisse für ein «gutes Leben» angesehen, und diese restriktive Zeitoptimierung bzw. -effizienz wird stark mit kapitalistischen Ordnungen in Verbindung gebracht.¹³ Damit ist das *well being* stärker an das soziale Leben gekoppelt. Die Frage, wie viel Zeit einem für die Pflege sozialer Beziehungen und damit für das Ausleben emotionaler Grundbedürfnisse zur Verfügung steht, rückt ins Zentrum. Es geht um Balancierungen des Zwischenmenschlichen, und dabei spielt der «Zeitwohlstand»¹⁴ eine grosse Rolle. Zeit ergänzt oder ersetzt in diesen Konzepten sogar die Leit-«Währung» des Geldes als Indikator für ein «gutes Leben». Sie bleibt dabei kein abstrakter, statischer Faktor, sondern es geht um «Zeitpraktiken» und damit um die Ermöglichung der Herstellung und Hervorbringung eines «guten Lebens» in lebensweltlichen Nahbereichen des Alltags.¹⁵ Eine solche Form des zeitbewussten und ressourcenschonenden «guten Lebens» erscheint als Ergebnis des neu ausgerichteten Lernens, das auf Musse und Müssiggang zielt. Bildung und

11 Bei solchen Konzeptionen von *well being* und *good life* wird gerade erziehungswissenschaftlich häufig auf den *capabilities approach* von Amartya Sen und Martha Nussbaum zurückgegriffen, vgl. Otto/Ziegler 2010, S. 9.

12 Burchardt 2017, S. 258.

13 Burchardt 2017, S. 260, 262: «Zweifelsohne war die neue Zeitmessung ein wichtiger Geburtshelfer des modernen Kapitalismus» – nicht zuletzt, weil Zeit messbar geworden war.

14 Burchardt 2017, S. 261, 264, 269.

15 Burchardt 2017, S. 268 (Zitat), 269.

Lernen treten so als Kennzeichen des «guten Lebens» und zugleich als dessen Voraussetzung auf.¹⁶

2. Der Begriff der Pädagogisierung zwischen pädagogischer Omnipotenz, politisierter Kritik und erkenntnisleitendem Konzept

Die Pädagogisierung des «guten Lebens» ist nicht ein erst in jüngerer Zeit aufgekommenes Signum postmoderner Gesellschaften, wie Erich Ribolits meint,¹⁷ sondern trat in unterschiedlichen Spielarten auch in der Vergangenheit auf. Schon in der Frühen Neuzeit gab es Versuche, das tugendhafte, gottgefällig christliche und dem jeweiligen gesellschaftlichen Stand entsprechende Leben in Stadt-, Policey- und Kirchenordnungen sowie Sittenmandaten zu fixieren.¹⁸ In diesen Ordnungen und Mandaten wurde beispielsweise die Strasse als potenzieller Gefährdungsort für die soziale Ordnung pädagogisierend bearbeitet. So wurde vielerorts der städtischen Bevölkerung nicht etwa der Besitz von Luxusgütern, wie zum Beispiel Pelzmänteln und Schmuck, verboten, sondern lediglich deren öffentliches Zurschaustellen, um Neid und den sozialen Frieden bedrohende Missgunst zu vermeiden.¹⁹ Kleiderordnungen betrafen nicht nur die einzelnen Stände, sondern auch die verschiedenen Altersstufen. Letzteres «wird am Beispiel von Florenz besonders deutlich fassbar, wo sich die Obrigkeiten in didaktischer Absicht bemühten, durch Kleidervorschriften auf das Verhalten der Jugendlichen einzuwirken und sie auf diese Weise von ihrem Hang zu luxuriöser Kleidung abzubringen und auf das Ideal der Mässigkeit, Demut und Reinheit einzuschwören».²⁰ Derlei Ordnungen griffen nominell weit in die Lebensführung der Menschen ein. Ziel war, nicht nur formalen Gehorsam zu erzielen, sondern die Bevölkerung tatsächlich zu belehren, zu bekehren und damit zu überzeugen. Mittels schulischer und kirchlicher, also institutionell gebundener Erziehung, aber auch durch öffentliche und ausserschulische Belehrung sollten derlei frühneuzeitliche Ordnungen zu Ähnlichem beitragen: «to solve social problems by seeking to change the hearts, minds, and capacities».²¹

Im Laufe der Zeit haben sich die Akteure der Pädagogisierung zum Teil verändert oder auch vervielfacht: Neben der Kirche und dem nach heutigen Gesichtspunkten noch eher schwach ausgeprägten frühneuzeitlichen Staat traten im 20. Jahrhundert die Wissenschaft, Künstler, Intellektuelle, Unternehmen, soziale

16 Burchardt 2017, S. 271f.

17 Ribolits 2005, S. 10; vgl. auch Höhne 2013, S. 29.

18 Iseli 2009; Boser et al. 2018, S. 311f.

19 Vgl. Iseli 2009, S. 37–43; Simon-Muscheid 2010.

20 Simon-Muscheid 2010, S. 93.

21 Labaree 2008, S. 448; vgl. auch Smeyers/Depaepe 2008.

Bewegungen und weitere staatliche Instanzen (in der Schweiz etwa die Bundesämter für Gesundheit, Soziales, Umwelt – um nur einige zu nennen) als pädagogisierende Akteure auf. Sie alle suchten soziale Entwicklungen oder Gewohnheiten, die als problematisch markiert wurden, zum Beispiel Konsum von Genussmitteln, Mediennutzung und jüngst verstärkt Umweltverschmutzung und Klimawandel, als Themen ins Curriculum der Schulen zu überführen.²² So werden dem Pädagogischen, der Erziehung und Bildung eine Dominanz bei der Lösung dieser Probleme zugesprochen. Doch nicht zwingend ist Pädagogisierung durch «Verschulung» gekennzeichnet, denn auch zahlreiche ausserschulische Akteurinnen und Akteure können in Abgrenzung und Opposition oder auch in Ergänzung zum Schulwesen pädagogisierend tätig werden. Um 1900 taten dies etwa die bereits vielfach untersuchte Abstinenzbewegung, die Soziale Käuferliga, die Friedens- und Frauenbewegung und dann in den 1970er Jahren auch die Ökologie- und die Dritte-Welt-Bewegung.²³

Pädagogisierung wird insbesondere mit modernisierungstheoretischen Bezügen als «Implementierung der wohlfahrtsstaatlichen Sozial-, Bildungs- und Erziehungspolitik» positioniert.²⁴ Zwar wird Pädagogisierung ähnlich wie Verwissenschaftlichung, Ökonomisierung, Medikalisierung oder Amerikanisierung als Prozess verstanden, jedoch besitzt dieser Prozess aufgrund seiner fehlenden thematischen Fixierung keine einseitig modernisierungstheoretisch zu begründende Finalität, sondern vor allem Permanenz in teils wiederkehrenden Schlaufen. Es scheint geradezu das Kennzeichen von Pädagogisierung zu sein, dass sie in verschiedenen Schüben und mit zeit- und ortsgebundenen Dynamiken im Aushandlungsprozess des «guten Lebens» auftritt.

Pädagogisierung ist nicht nur durch eine Aufwertung des Pädagogischen und der Bildungseinrichtungen gekennzeichnet, sondern in diesem Prozess konstituiert sich auch stets neu fundamentale Kritik an dieser Entwicklung. Kritik, etwa die diskursiv mächtige Schulkritik um 1900 oder auch die Defizitdiagnosen im Vorfeld der sogenannten Bildungsexpansion ab Mitte der 1960er Jahre, scheint geradezu die Voraussetzung zu sein, um Bildung und Erziehung als wichtigste Bereiche für gesellschaftlichen Fortschritt und zur Lösung sozialer Probleme stets neu hervorzubringen. Kritik an Bildungsinstitutionen und Schulleistungen ist nahezu als konstitutiv für die pädagogisierende Permanenz zu betrachten, die

22 wig 2019.

23 Zur Abstinenzbewegung Grube/De Vincenti 2013; Hofmann 2016; zur Sozialen Käuferliga jüngst Eigenmann 2019; zur Pädagogisierung der Dritten Welt vgl. Proske 2002; weitere Beispiele zur ausserschulischen Pädagogisierung vgl. Boser et al. 2018, S. 316–320.

24 Kessl 2011, S. 64.

sich nicht zuletzt aufgrund der Aushandlungskonflikte um das «gute Leben» stets revitalisiert und forciert. Indem Bildung und Erziehung nicht nur als idealisierte Leuchttürme in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und für Vorstellungen des «guten Lebens» galten, sondern zugleich zum «Prügelknaben» (*whipping boy*)²⁵ mutierten, wenn die damit verbundenen Lösungsversprechungen nicht eintraten, konstituierten sich Pädagogisierungsambitionen immer wieder neu. Weil gesellschaftlich fortlaufend umstritten bleibt, welche Entwicklungen als defizitär gelten und damit zu korrigieren sind, können auch immer neue Felder pädagogisierend bearbeitet werden und bleibt der Prozess ständig unabgeschlossen. Konflikte um Pädagogisierung können auch dann entstehen, wenn Bildung und Erziehung präventiv als vorrangige Mittel zur Krisenvermeidung, gesellschaftlichen Mobilisierung und Zukunftsgestaltung proklamiert werden, sie letztlich aber auf vorauslaufende gesellschaftliche Entwicklungen eher reagieren und somit der postulierte Gestaltungsanspruch des Pädagogischen verblasst.

Während Pädagogisierung hier bisher in ihren verschiedenen Ausprägungen und ihrer Bezogenheit auf gesellschaftlich umstrittene Vorstellungen von einem «guten Leben» als Analysebegriff diskutiert wurde, darf allerdings auch die stark politisierte Verwendung des Begriffs nicht unerwähnt bleiben. Der Begriff der Pädagogisierung wurde und wird von Zeitgenossen häufig als politischer Kampfbegriff verwendet, um (vermeintlich) erziehende Zugriffe auf Menschen anzuprangern und zurückzuweisen. Insofern ist er selbst Teil der gesellschaftlichen Aushandlung der Ausdeutung eines «guten Lebens». Eine solcherart politisierte Begriffsverwendung lässt sich an den Beispielen von Theodor Litt und Helmut Schelsky zeigen, die, im Abstand von knapp vier Jahrzehnten und in sehr unterschiedlichen historischen Kontexten, Pädagogisierung höchst kritisch betrachteten.

Mitte der 1920er Jahre diente Pädagogisierung zur Markierung der Frontlinie zwischen dem geisteswissenschaftlichen Pädagogen Theodor Litt und reformpädagogischen Akteuren, etwa um den Bund Entschiedener Schulreformer. Litt warf seinen Kontrahenten vor, mithilfe der Pädagogisierung, die er als Ausdehnung, Ausweitung von Bildung und Erziehung auf verschiedene Lebensbereiche und Institutionen begriff, eine «pädagogische Hybris» zu initiieren.²⁶ Der Erziehungsenthusiasmus beruhe auf einer «diktatorischen Anmassung der Pädagogik», die wiederum durch Dilettantismus, «Pfuschertum» und «Fanatismus» gekennzeichnet sei und einen totalen, auf Allmacht ausgerichteten «Erziehungs-

25 Labaree 2008, S. 448.

26 Litt 1926, S. 10.

staat» herbeiführe.²⁷ Litt befürchtete, dass eine solche Ausdehnung Pädagogik entgrenze und illusorische und euphorische Versprechungen zu hohe Erwartungen an Bildung und Erziehung weckten.²⁸ Durch diese Entgrenzung drohe ein Autonomieverlust des Pädagogischen, ja eine inhaltliche Entleerung und Entfernung von einer als richtig und wahr erachteten Pädagogik, die immer auch die Entfaltungsoptionen der zu Erziehenden berücksichtige. Der entgrenzende Übergriff der Pädagogik in die Bereiche etwa des Staates, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Religion und der Kunst führe statt zu einer Pädagogisierung zu einer Politisierung weiter Lebensbereiche, Ökonomisierung oder Verwissenschaftlichung der Pädagogik und damit schliesslich zu einer für Litt nicht wünschbaren Entpädagogisierung, einem Verlust des nicht zuletzt auch idealistisch und normativ begründeten Pädagogischen – in Teilen eine auch heute vertretene Position.²⁹

Während bei Litt Pädagogisierung fast eine totale *Catch-all*-Übergriffigkeit des Pädagogischen bedeutete, sah der an Universitätsreformen beteiligte westdeutsche Soziologe Helmut Schelsky in der von ihm zu Beginn der 1960er Jahre kritisierten Pädagogisierung eine Art Staatsverschulung der Gesellschaft. Sie marginalisiere insbesondere die traditionellen Erziehungsakteure der Familien und Eltern und gefährde bei einer zu starken schulischen Hochschullehre auch die Wissenschaftlichkeit und Forschung einer Universität.³⁰ Eine sich selbst als autonom verstehende Lehrerschaft markierte Schelsky als zentralen Akteur dieser Form des «Pädagogismus». Schelskys politische Aufladung der Pädagogisierung erfolgte vor dem Hintergrund seiner Mitwirkung an Bildungsreformen und der beginnenden Bildungsexpansion. Sie war eine Reaktion auf den Vorwurf einer soziologistischen Betrachtungsweise, den man gegen Schelsky vorgebracht hatte. Doch anders als Litt meinte Schelsky nicht eine Ausdehnung, Entgrenzung des Pädagogischen festzustellen, die den wahren Kern von Pädagogik zerstöre, sondern er markierte mit «Pädagogisierung» eine Verdrängung von nicht-staatlichen Erziehungsberechtigten, insbesondere der Eltern, infolge des traditionellen deutschen Etatismus in Bildungsfragen. Die vorrangig aus der deutschen Jugendbewegung hervorgegangene Lehrerschaft um 1960 habe aufgrund ihrer Sozialisationserfahrungen nie gelernt, «von den Eltern her zu denken».³¹

27 Litt 1926, S. 11, 18.

28 Dudek 1999, S. 120.

29 Litt 1926, S. 14, 17; Schäfer/Thompson 2013, S. 11.

30 Schelsky 1961, S. 117, 136f., 142.

31 Schelsky 1961, S. 145.

Die ursprünglich im 19. Jahrhundert als Emanzipation von der kirchlichen Oberhoheit über das Schulwesen angelegte und erkämpfte pädagogische Autonomie tendierte nunmehr, so Schelsky, zur pädagogischen Autokratie – und diese Tendenz versucht er mit den Begriffen der Pädagogisierung bzw. des Pädagogismus zu fassen.³² Ausserschulische Erziehungsbereiche versteht er hingegen nicht als Kennzeichen von Pädagogisierung – im Gegenteil, er verteidigt sie gegen die versuchte Vereinnahmung durch die Schule – da sie, etwa «die Sportvereine, die Fussballtribünen» oder auch die «Massenkommunikationsmittel», das «Welterleben der Menschen in unserer Gesellschaft» wesentlich besser als der staatliche Schulunterricht vermitteln könnten.³³

3. Übersicht über den vorliegenden Band

Entgegen der an den Beispielen von Litt und Schelsky gezeigten Verwendung von Pädagogisierung als (bildungs-)politischer oder wissenschaftlicher Kampfbegriff verstehen die Herausgeberinnen und Herausgeber des vorliegenden Bandes den Begriff als erkenntnisbringende analytische Kategorie. Pädagogisierung scheint unter anderem dann anregende Untersuchungsperspektiven zu eröffnen, wenn sie in ihrer Verflechtung und Zirkulation mit zahlreichen anderen – ergänzenden oder konkurrierenden – Wissensbereichen untersucht wird.³⁴ Dementsprechend loten die hier versammelten Beiträge verschiedene Spielarten der Pädagogisierung über das 20. Jahrhundert hinweg aus – in einer Zeit, als der neue Mensch, die neue Gesellschaft oder auch Um-Erziehungsfragen häufig virulent waren. Dabei steht die Frage im Fokus, ob Pädagogisierung – verstanden als (Selbst-)Überweisung gesellschaftlicher Probleme an etablierte erzieherische Instanzen und an mannigfache, teils ausserschulische kollektive Akteursgruppen bzw. Bewegungen mit dem Ziel, heterogene Vorstellungen eines «guten Lebens» zu realisieren – mehr als eine zeitdiagnostische Chiffre in modernen Gesellschaften ist. Die Texte in diesem Band untersuchen also, wie und von welchen Akteuren gesellschaftliche Probleme in spezifischen soziokulturellen Kontexten über das 20. Jahrhundert hinweg definiert und mit pädagogischen Lösungsambitionen konfrontiert wurden. Dazu werden drei thematische Felder in den Blick genommen, denen die einzelnen Beiträge zugeordnet sind und die dem Band seine Struktur verleihen.

Ein erster Teil thematisiert das Ringen um Ausdeutungen und Realisierungsmöglichkeiten des «guten Lebens» im Kontext von sozialen Bewegungen.

32 Schelsky 1961, S. 146.

33 Schelsky 1961, S. 47.

34 Lipphardt/Patel 2008.

3.1 Pädagogisierung des «guten Lebens»: Soziale Bewegungen

Soziale Bewegungen definieren in komplexen diskursiven Gemengelagen und in vielschichtigen Aushandlungsprozessen jeweils vorläufig soziale Probleme, Lösungsansätze und Handlungsanreize, um gesellschaftliche Entwicklungen ihren Vorstellungen eines «guten Lebens» anzunähern.³⁵ Sozialen Bewegungen wohnt demnach stets die Vorstellung einer anzustrebenden Gesellschaft inne und, damit verbunden, eines dazu und darin zu führenden «guten Lebens». Das Pädagogische tritt im Kontext sozialer Bewegungen als «Mittel der Reform oder Systemverbesserung» in Erscheinung, indem ausgehend von diagnostizierten sozialen Problemlagen utopische und über (Selbst-)Erziehung zu realisierende Lösungsstrategien vorgeschlagen werden.³⁶ Die Bewegungen prägen mit ihren Bildern des «guten Lebens» im Einklang stehende pädagogische Programme, Praxen und möglicherweise auch Institutionen aus, welche die von ihnen als krisenhaft beschriebenen Probleme bearbeitbar machen.³⁷

Entsprechend können diese Bewegungen, oder genauer ihre Akteurinnen und Akteure, daraufhin befragt werden, inwiefern und wie sie Agentinnen und Agenten der Pädagogisierung waren. Gerade im Protest kann ein pädagogisierendes Moment gesehen werden, wenn für das Anliegen der Bewegung durch Überzeugung und «Gewinnung der Herzen»³⁸ weitere Unterstützung gefunden werden soll – etwa mittels Demonstrationen, Versammlungen, Reden oder publizistischer Darstellungen, die sich oftmals auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen.³⁹ Unter anderem dieser Wissenschaftsbezug und der Wille, gegen die vermeintlich «zersetzenden Kräfte der Moderne» anzukämpfen, weisen eine gewisse Nähe zum Konzept des *social engineering* auf.⁴⁰ Trotz der sicherlich grossen Überlappungsbereiche der beiden Konzepte gerade im anbrechenden 20. Jahrhundert sollte Pädagogisierung jedoch nicht einfach nur synonym zu *social engineering* verstanden werden: Während für dieses eher szientistisch grundierte, kühl-rationale Entwürfe von gesellschaftlichen Ordnungen prägend sind, ist Pädagogisierung stärker durch mobilisierende Versuche gekennzeichnet, weitere Akteurinnen und Akteure für die eigene Sache zu gewinnen, die durch

35 Steuer 2014, S. 176.

36 Ketelhut 2018, S. 116; auch für die neuen sozialen Bewegungen der 1980er Jahre konstatiert Felicitas Thiel (1999, S. 867), dramatisch gezeichnete Krisendiagnosen würden Einzelinteressen zurücktreten lassen, indem die Krisenthemen moralisiert und in die jeweils individuelle Lebenswelt transferiert würden.

37 Lau 2018, S. 136.

38 Labaree 2008, S. 448.

39 Boser et al. 2018, S. 319; zu im Kontext sozialer Bewegungen durch friedliche oder konfrontative Aktionsformen hervorgerufenen Lernprozessen vgl. Faust/Roth/Miethe (2016, S. 4) oder auch Proske (2002, S. 284), der im Zusammenhang mit der «Dritte-Welt-Bewegung» darauf verweist, dass «Pädagogik und Protest» durch eine pädagogische Codierung des «Dritte-Welt-Problem[s]» «nahezu verschmelzen».

40 Grundlegend Etzemüller 2009, Etzemüller 2017.

erziehende Wissensvermittlung und Überzeugungsarbeit individuelle und kollektive Verhaltensänderungen und darüber letztlich auch gesellschaftliche Veränderungen bewirken sollen.⁴¹

In einer historischen Perspektive interessiert nun, *wie* solche pädagogisierenden Umdeutungen in so unterschiedlichen Kontexten wie den hier diskutierten sozialen Bewegungen erfolgten und inwiefern sich vielleicht auch innerhalb der einzelnen Bewegungen semantische Differenzen oder Verschiebungen in zentralen Begrifflichkeiten feststellen lassen. Dazu geraten Veränderungen der in der jeweiligen Bewegung etablierten Wissen und Praktiken in den Blick, mit denen das «gute Leben» jeweils pädagogisiert wurde.⁴² Die Kombination von Beiträgen zu den heterogenen Abstinenzbewegungen, zur Geburtenkontroll-, Frauengesundheits- und Frauenrechtsbewegung sowie zur Siedlungsbewegung in diesem Thementeil öffnet den Blick auf ein weites Feld, auf dem das nie endende und in heterogene Richtungen zielende gesellschaftliche Ringen um Ausdeutungen des «guten Lebens» verhandelt wurde.

Mit Bezug zu Ratgebern und Kampagnen von Frauenrechtlerinnen im Rahmen der Bewegungen für Geburtenkontrolle und Frauengesundheit fokussiert der erste Beitrag von *Isabel Heinemann* die Geburtenkontrolle als Voraussetzung für eine gesunde Familie, die wiederum als Basis des «guten Lebens» und zugleich der Nation imaginiert wurde. Anhand der Schriften der US-Amerikanerin Margaret Sanger und der Britin Marie Stopes wird diskutiert, inwiefern die transnational verknüpfte Propagierung von Verhütungswissen auch als pädagogisierendes Agieren bezeichnet werden kann. Heinemann untersucht, worin das Pädagogisierende in der Rhetorik der Ermächtigung der Frauen, über ihren eigenen Körper selbst zu verfügen, lag. Dabei berücksichtigt sie die paradoxe Verflechtung von einerseits normativen Erwartungen, die «richtige» Entscheidung – das heisst, die Entscheidung für weniger Kinder – zu treffen, und andererseits Ambitionen feministisch grundiertem Empowerment der Frauen genauso wie die soziale Verortung der Adressatinnen der Schriften.

Während die Aktivistinnen der Geburtenkontroll- und Frauengesundheitsbewegung also mittels Popularisierung von Verhütungswissen und Ermächtigung der Frauen zur Selbstbestimmung über ihren Körper die gesellschaftlichen Gegebenheiten dem «guten Leben» näherzubringen suchten, galt in der Abstinenz-

41 Etzemüller (2017, [S. 4]) verortet das *social engineering* zeitlich zwischen 1880 und 1946 und grenzt es gegenüber der libertär-paternalistischen Technik des *nudging* ab, die der Jetztzeit zuzuordnen wäre. *Nudging* hat ebenfalls pädagogisierenden Charakter und findet möglicherweise auch in weiteren Ausprägungen der Pädagogisierung Vorläufer, die nicht vollständig im *social engineering* aufgehen.

42 Schulz 2014, S. 316; Nehring 2017, S. 487.

bewegung der Kampf gegen die etablierte Trinksitte als Mittel, gesellschaftliche Problemlagen zu adressieren und ein besseres Leben zu ermöglichen. Der Beitrag von *Andrea De Vincenti* lenkt den Blick auf Praktiken einer abstinenten Vereinigung von Zürcher Seminaristinnen nach 1900 und fragt, inwiefern ihnen ein pädagogisierender Impetus innewohnte und inwieweit sie sich jenseits ihrer Etikettierung als «abstinent» und «weiblich» überhaupt von den Praktiken anderer Jugendvereinigungen unterschieden. Dazu werden drei Phasen im lediglich zwanzigjährigen Bestehen dieses «abstinenten Kränzchens» beschrieben, in denen das Ringen um eine positive Ausdeutung der abstinenten Verzichtleistung jeweils etwas anders akzentuiert wurde.

Wie heterogen die Ausdeutungen der Abstinenzthematik bei allen Gemeinsamkeiten waren, zeigt ein vergleichender Blick auf den Beitrag von *Alexander Maier*, der das Beispiel des katholischen Abstinenzzirkels Quickborn thematisiert. Hier profiliert sich dieser Zweig der Abstinenzbewegung als höchste Form eines durch den Dreiklang Jugendlichkeit, Reinheit und Stärke charakterisierten «guten Lebens», das sich einerseits auf den persönlichen Alkoholverzicht, andererseits aber auch auf das Werben für die Abstinenz erstreckte. Der Beitrag geht der Frage nach, inwiefern dieses Ideal in der 1908/09 vom Priester und Pädagogen Bernhard Strehler, Präfekt am bischöflichen Konvikt im schlesischen Neisse, initiierten Quickborn-Bewegung pädagogisiert und sakralisiert wurde und inwiefern dabei zugleich eine Pädagogisierung von Religion stattfand. Die Abstinenz wird im Text als Kreuzungspunkt diverser Reformdiskurse und Debatten dargestellt, an dem etwa die Lebensreform oder die Reformpädagogik, aber auch Fragen nach dem Stellenwert von Persönlichkeit in einer so wahrgenommenen Massengesellschaft, nach einer spezifisch jugendlichen Lebensweise oder einem erneuerten Katholizismus in einem mehrheitlich protestantischen Deutschland zirkulierend aufeinandertrafen.

Von der modernen Massengesellschaft und dem als mechanisch und materialistisch kritisierten Stadtleben, das der Vereinzelung Vorschub leiste, dezidiert abwenden wollte sich auch die im Beitrag von *Daniel Burkhard* thematisierte Siedlungsbewegung, die das «gute Leben» in naturnahen, gemeinschaftlich-genossenschaftlichen Siedlungsformen imaginierte, welche paradigmatisch für Gesundheit und politische sowie ökonomische Harmonie standen. Nach dem Ersten Weltkrieg erlangte die soziale und agrarische Probleme adressierende Bewegung in der Schweiz einige Popularität, wobei sich ähnliche Ambitionen auch im übrigen Europa sowie in Nordamerika nachweisen lassen. Zeitgenössische Akteure, zu denen Ingenieure, Architekten, Landwirte und Pfarrer zählten, stimmten um 1920 darin überein, dass Urbanisierung und Industrialisierung

eine atomisierte und mechanische Gesellschaft hervorgebracht hätten, und entwarfen Pläne für das künftige Zusammenleben in einer als modern und harmonisch vorgestellten Gesellschaft. Burkhard nimmt bei der Analyse ihrer Pläne zur Überwindung von Krise und «ungutem Leben» explizit Bezug auf das vom Planungsgedanken durchdrungene Konzept des *social engineering* und diskutiert die Pädagogisierung des «guten Lebens» von diesem Standpunkt aus. Ein pädagogisches Moment sieht er denn auch in der Siedlungsbewegung aufscheinen, wenn diese etwa eine Erziehung zum «guten Leben» durch wohlgeordnete und gestaltete Wohn- und Lebensräume propagiert.

Auf solche Räume und Orte der Erziehung, aber auch der wiederum durch Pädagogisierung einzuhegenden Gefährdung geht der zweite Teil des Bandes ein.

3.2 Pädagogisierung des «guten Lebens»: Erziehungs- und Gefährdungsorte

Dass der öffentliche Raum, insbesondere die Stadt, gerade für die der Gefahr der Fehlleitung am stärksten ausgesetzten Kinder und Jugendlichen als problematisch erachtet wurde, wird bereits in den Sittenmandaten der Frühen Neuzeit sichtbar.⁴³ Mit dem Einsetzen der Industrialisierung wurden die zunehmend als unkontrolliert und unübersichtlich wahrgenommenen (Gross-)Städte verstärkt als Orte identifiziert, in denen Sitte, Moral und Gesundheit beständig gefährdet waren. Der mittelalterliche Rechtsgrundsatz, wonach die Menschen in der Stadt ihre Freiheit finden konnten, wurde spätestens an der Wende zum 20. Jahrhundert ersetzt durch die gesellschafts- und kulturkritische Einschätzung, die Stadt sei verantwortlich für Krankheit und moralische Verderbnis. So blieb die Strasse über die Frühe Neuzeit hinaus für Grossstadtkritiker ein zunehmend prekärer Gefährdungsort, namentlich für die Kinder der Arbeiterschaft.⁴⁴ Dies wird deutlich im Beitrag von *Andreas Hoffmann-Ocon*, der sich mit pädagogischen Diskursen in der Stadt Zürich befasst. Hoffmann-Ocon zeigt für die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts auf, wie verschiedene Akteurinnen und Akteure die Strasse als Ort des Zusammentreffens unterschiedlichster gesellschaftlicher Schichten und geschäftlicher Interessen und dadurch als für Kinder und Jugendliche höchst bedrohlich wahrnahmen. Er illustriert dies am Beispiel des Kinematografen, dessen pädagogisches (Gefährdungs-)Potenzial etwa in der Sozialistischen Lehrervereinigung Zürich kontrovers diskutiert wurde. Die umstrittene Frage war, ob das Kino «Narkotikum» für die proletarischen Massen oder «Medium zur ›Revolutionierung der Köpfe‹» sei. Anhand von pädagogischen Schriften und

43 Zu den frühneuzeitlichen Sittenmandaten vgl. z.B. Spillmann-Weber 1997; Casanova 2007.

44 Wietschorke 2008, S. 220.

Lehrmitteln zeigt Hoffmann-Ocon aber auch, dass die Grossstadt nicht nur als Gefährdungsort, sondern auch als Ort mit pädagogischem Potenzial verstanden wurde, und lotet damit das in diesem Teil des Bandes fokussierte Spannungsfeld aus. Die sogenannte Grossstadtpädagogik war bestrebt, die Vorzüge der Grossstadt pädagogisch nutzbar zu machen, während die sich entwickelnde Sozialwissenschaft damit begann, die Raumnutzung von Stadtkindern respektive deren «Streifräume» zu erforschen. Kinder sah man damit nicht mehr bloss als den Gefahren der Stadt ausgeliefert, sondern sie wurden zu Akteurinnen und Akteuren ihres eigenen, unter Umständen sogar «guten» Lebens in der Stadt. Diese pädagogisierende Sicht auf die Stadt vermochte die Zeitgenossen, so Hoffmann-Ocon, jedoch nicht zu überzeugen, zu beträchtlich waren die von der Grossstadtkritik geschürten Ängste vor der «urbanen Nervosität» und deren negativen Folgen für das «gute Leben» der Kinder.

Die Vorstellung, die urbane Umgebung mit ihren Plätzen und Strassen sei insbesondere für Kinder und Jugendliche ein Gefährdungsraum, war ein Topos, der nicht nur in der Grossstadtkritik weit verbreitet war. Die Strasse als Symbol der Unbeständigkeit und des Vagabundierens wurde insbesondere im Zusammenhang mit Menschen, deren Lebensstil durch beständige Mobilität gekennzeichnet war, immer wieder kritisch diskutiert. Die Kinder von Fahrenden einem Leben ohne festen Wohnsitz zu entziehen und ihnen so ein vermeintlich besseres Leben zu ermöglichen, hatte sich beispielsweise das Schweizer Projekt «Kinder der Landstrasse» zwischen den 1920er und den 1970er Jahren zum Ziel gesetzt.⁴⁵ Eine besondere «Strasse», auf der sich eine hochmobile Lebensform entwickelte, war der Rhein. Auf den Schiffen dieses Flusses, beständig unterwegs zwischen Basel und Rotterdam, lebten und arbeiteten Schiffsjungen, Matrosen und Schiffsführer, Letztere oftmals mitsamt ihren Familien. *Daniel Deplazes* und *Tanja Faëdi* beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit genau diesem Leben im Milieu der Matrosen und der Binnenschifffahrt. Einleitend widmen sie sich den jungen Männern, die sich ab 1939 zu Schiffsjungen ausbilden liessen und die deutschen und holländischen Matrosen ersetzten, die kriegsbedingt nicht mehr zur Verfügung standen. Für die jungen Männer war der Dienst auf dem Schiff ein Ausbruch aus ihrem meist ländlich geprägten Leben und ein, im wahrsten Sinne des Wortes, Aufbruch zu neuen Ufern, der ein interessanteres und daher in den Augen der Jungen ein besseres Leben verhies, als es zu Hause auf dem Dorf zu erwarten war. In der öffentlichen Wahrnehmung war dieses Leben auf dem Fluss allerdings mit einer Gefährdung der Moral verbunden. Schiffsjungen

45 Vgl. Galle 2016.

und Matrosen wurden als «Vagabunden» bezeichnet, die zu stark dem Alkohol zusprächen und denen grundsätzlich ein Hang zu unmoralischer Lebensweise eigen sei. Um diesem Bild entgegenzuwirken und den Eindruck eines «guten Lebens» an Bord zu erwecken, achteten die Betreiber des Ausbildungsschiffs Leventina pädagogisierend auf die Einhaltung strikter, nahezu militärischer Disziplin. Zusätzlich wurde 1943 in Basel ein Schifferhaus eröffnet, um den Matrosen ein Zuhause zu geben und sie gleichzeitig von den gefährlichen Strassen der Stadt fernzuhalten. Für Rheinschiffer, die mit ihren Familien auf dem Fluss lebten, wurde die Einschulung der Kinder zum Problem, galt das Schifffahrtsumfeld trotz romantischer Vorstellungen doch als pädagogisch unangemessen. Mit dem Schuleintritt der Kinder sahen sich die Eltern, meist die Frauen, vor die Wahl gestellt, ihr mobiles Leben zugunsten der Sesshaftigkeit aufzugeben oder die Kinder in ein Schulheim zu geben. Familien wurden so mit dem Argument der Schulpflicht und letztlich des «Kindswohls» auseinandergerissen, was deutlich zeigt, wie verschiedene soziale Logiken in Bezug auf das «gute Leben» zu kaum auflösbaren Widersprüchen führen können.

Stadt und Strasse als Negativfolien, vor denen ein pädagogisches Konzept zur «kurativen» Unterbringung «verwahrloster» Mädchen entwickelt wurde, werden im Beitrag von *Flavia Guerrini* und *Ulrich Leitner* behandelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in Tirol junge Mädchen aus sozial benachteiligten Familien, die einerseits als besonders anfällig für die Gefahren von Stadt und Strasse angesehen und andererseits ihrer «unsittlichen» Lebensweise wegen als Gefahr für die Gesellschaft erachtet wurden, in einem «musterhaften» Heim in der Nähe von Innsbruck untergebracht. Im pädagogisch «ideal» gestalteten Innen- und Aussenraum des Heims, der die Mädchen mit «Schönheit» umgab, sollten diese durch Arbeitserziehung auf den «richtigen Weg» gebracht, das heisst zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gemacht werden. Während die Heimleitung und andere Verantwortungsträger die pädagogische Arbeit im Heim als Erfolgsgeschichte beschrieben, zeigt der genauere Blick, und insbesondere die Sicht der im Heim untergebrachten Mädchen eine andere, düstere Seite des Heimlebens. Weder empfanden die Mädchen das Heimleben als «schön» und «geschmackvoll», noch wurden sie durch erzieherische Massnahmen auf ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben in der Gesellschaft vorbereitet. Vielmehr wurden sie als billige Arbeitskräfte eingesetzt, was den Mädchen die Strasse, von der sie durch die Heimunterbringung ferngehalten werden sollten, erst recht als Sehnsuchtsort erscheinen liess.

Mit einer weiteren, jedoch etwas anderen pädagogischen Institution, dem Landerziehungsheim, befasst sich *Michèle Hofmann*. Sie fragt in ihrem Beitrag,

inwiefern die an reformpädagogischen Ansätzen orientierten, privaten Landerziehungsheime als Orte verstanden werden können, wo Kinder und Jugendliche befähigt werden sollten, ein «gutes Leben» zu führen. Die Direktoren der Landerziehungsheime machten sich ganz bestimmte Themen zu eigen und stilisierten somit ihre Institutionen zu Orten der Gesundheit. Als gesundheitsförderlich priesen sie die Lage und Infrastruktur der Heime, die körperliche Ertüchtigung, Erholung, Ernährungsweise und die (präventiv-)medizinische Versorgung. Diese Faktoren bestimmten – zumindest in der Darstellung der Direktoren – den Lebensraum in den Landerziehungsheimen. Gleichzeitig sollte die spezifisch gestaltete Umwelt pädagogisierend auf die Schüler einwirken und sie dazu bringen, eine als gesund erachtete Lebensweise zu pflegen und sie auch nach ihrem Austritt aus dem Heim fortzuführen. Das Bild, das die Direktoren von den von ihnen geleiteten Institutionen zeichneten, wurde dadurch verstärkt, dass ihnen die Stadt respektive die städtische Schule, die mit der öffentlichen Schule gleichgesetzt wurde, als Negativfolie diente. Die Heimleiter folgten der bereits angesprochenen gesellschafts- und kulturkritischen Wahrnehmung, die Stadt sei verantwortlich für Krankheit und moralische Verderbnis, und stellten die Stadtschule in diskursiver Abgrenzung zum Landerziehungsheim als Gefährdungsort dar.

Thomas Lenz widmet sich im letzten Beitrag dieses Thementeils dem Warenhaus, das im 20. Jahrhundert vor allem als Bedrohungs-, teilweise jedoch auch als Erziehungsort verstanden wurde. Als Signum der um 1900 aufkommenden städtischen und bürgerlichen Konsumkultur war das Warenhaus insofern ein Erziehungsort, als seine Kunden und Kundinnen als unmündige, vom Warenangebot überwältigte und deshalb zu belehrende Opfer der Moderne angesehen wurden. Das Warenhaus sollte die Menschen auf die kommende Konsumgesellschaft vorbereiten. Der dominante Warenhausdiskurs um 1900 war jedoch konsum- und modernekritisch, er fasste das Warenhaus als Gefährdungsort auf. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde diese Warenhauskritik, wie Lenz für Deutschland aufzeigt, in erster Linie von der politischen Rechten geäußert. Mit der Neuerfindung Westdeutschlands als Warenverbrauchsgesellschaft in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg entstand dann auch eine teils radikalisierte, linke Sozialkritik, die weniger rückwärtsgewandt letztlich auf eine gesellschaftliche Umwälzung und Neuformierung zielte.

Ob und wie soziale Formierungen, aber auch materielle Formen mit der Pädagogisierung zu einem «guten Leben» zusammenzudenken sind, behandelt der dritte Teil des Bandes.

3.3 Pädagogisierung des «guten Lebens»: Formen und Formierungen

Pädagogisierung wurde häufig in kritischer Perspektive mit dem Begriff der «Formierung» parallelisiert: «Prozesse der Pädagogisierung beschreiben demnach eine pädagogische Formierung des Alltags.»⁴⁶ Damit erfährt der Begriff eine Bedeutung, die besonders auf die Stabilisierung gegenwärtiger Macht-, Herrschafts- und Lebensverhältnisse bzw. gültige Sozialordnungen und Geschlechterverhältnisse verweisen soll. Zugleich stehen die Begriffe Formung, Formen und Formierung in einem Spannungsverhältnis zum Pädagogischen, bezeichnen sie doch geradezu eine die Adressaten und Erziehenden übergehende Totalität und «Allmacht» von Ab- und Zurichtung bzw. Erziehung der Gesellschaft.⁴⁷ In dieser negativen Semantik hat Schelsky Pädagogisierung als einen geradezu anmassenden Anspruch von Bildungsinstitutionen bezeichnet, lebenslang «den ganzen Menschen [zu] bilden und [zu] formen».⁴⁸ Auch Kritiker des Neoliberalismus sehen Pädagogisierung als Teil von Mechanismen zur nahezu effizient gedachten Formierung, d.h. zur Stabilisierung von Macht- und Hegemonialverhältnissen.⁴⁹ Noch schärfer wurde etwa in den 1980er Jahren soziale «Formung» bewusst als antipädagogisch verstanden. Vielmehr schien dieser Begriff angemessen, um die dezidiert als unpädagogisch geltende Phase des nationalsozialistischen Zugriffs auf Gesellschaft und Bevölkerung in Abgrenzung zu Erziehung und Bildung zu fassen, und zwar als «Formung des Volksgenossen».⁵⁰ Insofern scheinen die Begriffe Formen und Formierung für die von Litt beklagte Entgrenzung des Pädagogischen zu stehen. In analytischer Hinsicht verweisen sie jedoch eher auf die schon im ersten thematischen Teil erläuterten Verflechtungen der Pädagogisierung mit sozialtechnologischen Ansätzen und darüber hinaus auf machtheoretische Kontexte sowie die Gemeinschaft als zentrales Leitbild für gesellschaftliche Formationen in der Pädagogik, Wissenschaft und Politik.⁵¹

Pädagogisierungsprozesse, insbesondere in der Variante sozialtechnologischer Bevölkerungslenkung durch den Staat, die Wissenschaft und das Unternehmertum stehen im letzten thematischen Teil dieses Bandes im Zentrum. Zugleich geraten, bezogen auf humankapitaltheoretische Ansätze, auch die Mobilisierung der Bevölkerung und die Ausschöpfung ihrer Ressourcen in den Blick. Formen und Formieren kann man hierbei fast praxeologisch als begriffsanalytische Zu-

46 Kessl 2011, S. 63.

47 Dudek 1999.

48 Schelsky 1961, S. 162.

49 Höhne 2004, S. 35.

50 Blankertz 1982, S. 272f.; Herrmann 1985.

51 Nolte 2000; Schäfer/Thompson 2019; zur Sozialtechnologie als wissenschaftlicher Ordnungsversuch, der angstvolle Vorbehalte in der Gesellschaft durch Lösungs- und Lernangebote des besseren Lebens überwinden will, vgl. Etzemüller 2009, S. 21, 30, 36.

gänge deuten, welche die Hervorbringungen pädagogisierender Ansätze, die damit verbundenen Umsetzungen und auch Konflikte fokussieren. Doch gibt es noch kaum Studien zum *doing educationalization*. Diese lohnenswerte Perspektive auf verschiedene «Formen» der Anwendung von Bildung und Erziehung bzw. des didaktisierenden Settings und pädagogisierenden «Tuns» in diversen Bereichen kann in den drei Beiträgen dieses Themenblocks allenfalls ansatzweise untersucht werden, zumal Blicke auf staatlich-ideologische, unternehmerische und wissenschaftlich-künstlerische, also ausserschulische Pädagogisierungsambitionen dominieren.

Ambitionen der sozialen Formierung und didaktisierende Formen der Hervorbringung von ideologischer bzw. politischer Geschlossenheit stehen im Zentrum des Beitrags von *Norbert Grube*, wenn er Verflechtungen von Pädagogisierung und Propaganda im 20. Jahrhundert untersucht. Ähnlichkeiten dieser nach 1945 und mit Blick auf die Kritische Theorie der Frankfurter Schule eher als unvereinbar geltenden Bereiche von Propaganda und Bildung bzw. Erziehung wurden im zeitlichen Umfeld der 1920er Jahre von (kultur-)sozialistischen Akteuren und Akteurinnen bis hin zu US-amerikanischen Kommunikationsexperten selbst wahrgenommen. Doch auch in totalitären Erziehungsstaaten wie der stalinistischen Sowjetunion und dem nationalsozialistischen Deutschland fehlten pädagogisierende Zuschreibungen im Hinblick auf eine zweifellos mit Gewalt und Lüge konnotierte Propaganda keineswegs. Den Versprechungen der pädagogisierenden Lösung sozialer Probleme und der propagandistischen Erlösung aus vermeintlicher Not und Gefahr lagen, so Grube, Gemeinsamkeiten bei didaktisierenden Stilmitteln, etwa der Wiederholung, Anschaulichkeit, Reduktion komplexen Wissens und des Adressatenbezugs, zugrunde. Nicht zuletzt deshalb wurde die Propaganda der Sozialen Käuferliga der Schweiz um 1900 von Schweizer Lehrpersonen als ausserschulischer Partner bei der Konsumerziehung angesehen. Propaganda als Wissenskampf und Bildungsexpansion inmitten verbreiteter nationaler und beschleunigter globaler Kommunikation zählte trotz semantischen Wandels auch nach 1945 in Westdeutschland zu den Mitteln einer edukativen Bevölkerungspolitik, um im Kalten Krieg gesellschaftliche Homogenität zu erzielen.

Formierungsversuche durch die Bildpolitik des luxemburgischen Industriekonzernts ARBED in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts greift der Beitrag von *Frederik Herman* auf, der damit zugleich auf einen vermeintlichen Gefährdungsort verweist. Herman untersucht, wie mittels Fotografie junge Arbeiter mit industrieller Produktion, Stadt und zugleich Natur versöhnt werden sollten, da die Folgen von Industrialisierung und Urbanisierung diskursiv als zivilisatorische

Krankheit und Entfremdung gefasst wurden. Die Fotografien zielten, so Herman, gemeinsam mit dem Curriculum der ARBED-Berufsschule «Institut Emile Metz» auf die «Fabrikation des Glücks», das heisst auf die Polyharmonie der Gegensätze von Individuum (Körper und Geist), Maschine, Stadt und Natur, indem junge Arbeiter in Turnformationen bei Körperübungen in der Natur wie auch als souveräne Beherrscher maschineller Arbeit gezeigt wurden. Diese Mehrfachharmonisierung sei in diesem Kontext als das «gute Leben» zu verstehen. Mit starker Wirkungsannahme schreibt Herman der unternehmerischen Bildpolitik die Macht zu, den Blick der Massen zu kolonialisieren und zu kontrollieren – eine Funktionszuweisung, die an den – auch propagandistisch genutzten – Bildenthusiasmus etwa in der Sowjetunion der 1930er Jahre erinnert.⁵² Denn die Fotografien sollten nicht nur der Selbstdarstellung des ARBED-Konzerns dienen, sondern pädagogisierend dazu beitragen, «Unternehmensidentität zu formen» und über die Schaffung des Arbeiterideals die gesellschaftlich verbreitete Angst vor Maschinenproduktion, Entfremdung und sozialem Zerfall zu entkräften.

Ganz andere Formen, nämlich die Ästhetik und Gestalt(ung) von Alltagsgegenständen und damit die pädagogisierende Funktionalisierung von Materialität⁵³ sowie auch von Stadtplanung zur Herstellung eines Ausgleichs zwischen Gesellschaft, industrieller Warenproduktion und Urbanität im Zeitraum von etwa 1949 bis in die 1970er Jahre, untersucht *Martin Viehhauser*. Ebenfalls ausserschulische Pädagogisierung zur Formierung von gesellschaftlichen Lebensstilen und -weisen aufgreifend, skizziert er zunächst das Gestaltungsideal der «guten Form» des Schweizerischen Werkbundes um den Architekten Max Bill. Danach sollte die Kombination von künstlerischen Akzenten, Schönheit, Funktionalität und industrieller Massenfertigung von Gebrauchsgegenständen, wie Lichtschaltern und Möbeln, den Alltag veredeln.⁵⁴ Die «gute Form» verweist damit auf das «gute Leben». Derlei Vorstellungen unterlagen, so Viehhauser, sozialtechnologisch inspirierten Planungs- und Erziehungsambitionen, die seit den 1960er Jahren als paternalistisch, autokratisch und undemokratisch kritisiert wurden. Der objektfixierten «guten Form» stellte der Schweizer Soziologe Lucius Burckhardt die Pädagogik des (unsichtbaren) Designs entgegen, das auf der Wechselbeziehung zwischen Mensch, Objekt, Zeit, Natur und Umwelteinflüssen beruhe. Burckhardt suchte durch die Spaziergangswissenschaft ein neues Sehen für Landschaften

52 Schlögel 2018, S. 96–102, 134. Mit Fotografien sollte der neue sowjetische Staat gezeigt und das neue Sehen erlernt werden.

53 Priem/König/Casale 2012.

54 Zum Verständnis des 1907 gegründeten Deutschen Werkbunds als Akteur der auf grosse Bevölkerungsschichten zielenden Geschmacks-, Konsum- und Kulturerziehung vgl. König 2009, S. 11, 48f.

und Stadträume zu entwickeln, das auf Verfremdungen etablierter Wahrnehmungen setzte und nun Gestaltungs- und Planungsprozesse partizipativ auf den Umgang der Menschen mit Objekten und Architektur ausrichtete. Die in Bezug auf Landschaften und Dinggebrauch erfolgenden menschlichen Sicht- und Aneignungsweisen ermöglichen ästhetische Erfahrungen, die, so Viehhauser mit Verweis auf den US-amerikanischen Philosophen John Dewey, Bildungsprozesse auslösen.

Dieser Beitrag wie auch die übrigen Aufsätze laden zu Diskussionen ein, wie sehr Pädagogisierungsambitionen sowie Vorstellungen vom «guten Leben» und von Gesellschaftsverbesserungen stets soziokulturellen Kontexten unterliegen, die auf zeitlich begrenzten Legitimierungen oder aber auch Delegitimierungen beruhen und somit wiederum eine stetige Wiederkehr von Pädagogisierungsansätzen erklären lassen.

4. Dank

Der vorliegende Band entstand im Anschluss an eine Tagung, die unter dem Titel «Pädagogisierung des «guten Lebens»» im Oktober 2018 in Bern stattfand. Die Tagung wurde von den Herausgeberinnen und Herausgebern dieses Bandes gemeinsam mit Philippe Müller und Mathias Kobel (Bibliothek am Guisanplatz) organisiert.

Die Herausgebenden danken Philippe Müller und Mathias Kobel für die stets gute und anregende Zusammenarbeit bei der Organisation der Tagung und bei der Herausgabe dieses Bandes. Unser Dank gilt auch der Bibliothek am Guisanplatz, die sich als Gastgeberin der Tagung zur Verfügung gestellt hat und in deren Schriftenreihe dieser Band erscheint.

Des Weiteren danken wir dem Institut Primarstufe der Pädagogischen Hochschule FHNW und dem Zentrum für Schulgeschichte der Pädagogischen Hochschule Zürich, namentlich Claudia Crotti, Patrick Bühler und Andreas Hoffmann-Ocon, die uns Unterstützung gewährt haben, damit wir die Tagung konzipieren und organisieren konnten. Bei den an der Tagung Anwesenden bedanken wir uns für ihre Teilnahme und die angeregten und konstruktiven Diskussionsbeiträge.

Ein letzter Dank gilt Christoph Gassmann, der die Einleitung und die Beiträge zum vorliegenden Band Korrektur gelesen hat.

Quellen

- Dutoit, Yves/Girardet, Sabine (Hrsg.): Die Philo-Kinder. Zehn grosse Fragen zum gemeinsamen Nachdenken über das gute Leben. Lausanne: Agora 2019.
- Litt, Theodor: Die gegenwärtige Lage der Pädagogik und ihre Forderungen. In: Ders. (Hrsg.): Möglichkeiten und Grenzen der Pädagogik. Abhandlungen zur gegenwärtigen Lage von Erziehung und Erziehungstheorie. Leipzig: Teubner 1926, S. 1–60.
- Schelsky, Helmut: Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform. 2. Auflage. Heidelberg: Quelle & Meyer 1961.
- wig.: Italien führt das Schulfach «Klimawandel» ein. In: Tagesanzeiger, 7.11.2019. Online unter: www.tagesanzeiger.ch/ausland/europa/italien-fuehrt-das-schulfach-klimawandel-ein/story/28792164 (abgerufen am 1.12.2019).

Literatur

- Berger, Peter/Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 20. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer 2004.
- Blankertz, Herwig: Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wetzlar: Büchse der Pandora 1982.
- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 23 (2018), S. 303–332.
- Burchardt, Hans-Jürgen: It's about time, stupid! Die Vermessung des guten Lebens zwischen Status quo und Wertewandel. In: Leviathan, 45, 2 (2017), S. 255–280.
- Casanova, Christian: Nacht-Leben. Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833. Zürich: Chronos 2007.
- Dudek, Peter: Die Grenzen der Erziehung im 20. Jahrhundert. Allmacht und Ohnmacht der Erziehung im pädagogischen Diskurs. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 1999.
- Eigenmann, Anina: Konsum statt Klassenkampf. Die Soziale Käuferliga der Schweiz (1906–1945) zwischen Frauenbewegung, religiösem Sozialismus, Philanthropie und Gewerkschaften. Zürich: Chronos 2019.
- Etzemüller, Thomas: Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze. In: Ders. (Hrsg.): Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2009, S. 11–39.

- Etzemüller, Thomas: Social engineering, Version 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.10.2017. Online unter: http://docupedia.de/zg/Etzemueller_social_engineering_v2_de_2017 (abgerufen am 1.12.2019).
- Faust, Vera/Roth, Silke/Miethe, Ingrid: Editorial. Bildung und soziale Bewegungen. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, 29, 4 (2016), S. 3–5.
- Galle, Sara: Kindswegnahmen. Das «Hilfswerk für Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute im Kontext der schweizerischen Jugendfürsorge. Zürich: Chronos 2016.
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in der Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: Bildungsgeschichte. International Journal for the Historiography of Education, 3, 2 (2013), S. 209–225.
- Han, Byung-Chul: Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken. Frankfurt am Main: Fischer 2014.
- Herrmann, Ulrich: Probleme einer «nationalsozialistischen Pädagogik». In: Ders. (Hrsg.): «Die Formung des Volksgenossen». Der «Erziehungsstaat» des Dritten Reiches. Weinheim: Beltz 1985, S. 9–21.
- Hofmann, Michèle: Gesundheitswissen in der Schule. Schulhygiene in der deutschsprachigen Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2016.
- Höhne, Thomas: Pädagogisierung sozialer Machtverhältnisse. In: Ribolits, Erich/Zuber, Johannes (Hrsg.): Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Innsbruck: StudienVerlag 2004, S. 30–44.
- Höhne, Thomas: Pädagogisierung als Entgrenzung und Machtstrategie. Einige kritische Überlegungen zum erziehungswissenschaftlichen Pädagogisierungsdiskurs. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): Pädagogisierung. Halle an der Saale: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2013, S. 27–35.
- Iseli, Andrea: Gute Policy. Öffentliche Ordnung in der Frühen Neuzeit. Stuttgart: Ulmer (UTB) 2009.
- Jaeggi, Rahel: Kritik von Lebensformen. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Kessl, Fabian: Pädagogisierungen – eine vernachlässigte Dimension in der Geschlechterforschung zur gegenwärtigen Transformation von Sozial-, Bildungs- und Erziehungspolitik. In: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Opladen: Barbara Budrich 2011, S. 61–75.

- Ketelhut, Klemens: Sozialreform und Selbstreform als pädagogische Programme sozialer Bewegungen Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Franke-Meyer, Diana/Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit. Von der Kindergartenbewegung zur Homosexuellenbewegung. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 115–127.
- König, Gudrun: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Wien: Böhlau 2009.
- Labaree, David: The Winning Ways of a Losing Strategy. Educationalizing Social Problems in the United States. In: Educational Theory, 58, 4 (2008), S. 447–460.
- Lau, Dayana: Sozialreform und Selbstreform als pädagogische Programme sozialer Bewegungen Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts. Zur Pädagogisierung sozialreformerischer Ansätze in der Chicagoer Settlement House Movement. In: Franke-Meyer, Diana/Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit. Von der Kindergartenbewegung zur Homosexuellenbewegung. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 129–140.
- Lipphardt, Veronika/Patel, Kiran Klaus: Neuverzauberung im Gestus der Wissenschaftlichkeit. Wissenspraktiken im 20. Jahrhundert am Beispiel menschlicher Diversität. In: Geschichte und Gesellschaft, 34, 4 (2008), S. 425–454.
- Nehring, Holger: Peace Movements. In: Berger, Stefan/Nehring, Holger (Hrsg.): The History of Social Movements in Global Perspective. A Survey. London: Palgrave Macmillan 2017, S. 485–513.
- Niemeyer, Christian: Mythos Jugendbewegung. Ein Aufklärungsversuch. Weinheim: Beltz 2018.
- Nolte, Paul: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert. München: Beck 2000.
- Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger: Der Capabilities-Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft. In: Diess. (Hrsg.): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 9–13.
- Priem, Karin/König, Gudrun M./Casale, Rita: Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. Einleitung zum Beiheft. In: Diess. (Hrsg.): Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. Weinheim: Beltz 2012, S. 7–13.
- Proske, Matthias: Pädagogisierung und Systembildung. Das Pädagogische im gesellschaftlichen Umgang mit dem Dritte-Welt-Problem. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 5, 2 (2002), S. 279–298.

- Ribolits, Erich: Pädagogisierung – Oder: «Wollt Ihr die totale Erziehung»? In: Streifzüge, 33 (2005), S. 10–12.
- Ribolits, Erich/Zuber, Johannes (Hrsg.): Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Innsbruck: StudienVerlag 2004.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane: Pädagogisierung – eine Einleitung. In: Diess. (Hrsg.): Pädagogisierung. Halle an der Saale: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2013, S. 7–25.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): Gemeinschaft. Paderborn: Schöningh 2019.
- Schlögel, Karl: Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt. 2. Auflage. München: Beck 2018.
- Schulz, Kristina: Organisation und Institutionalisierung. Aspekte der Wirkungsproblematik sozialer Bewegungen am Beispiel der neuen Frauenbewegungen in Frankreich, der Bundesrepublik und der Schweiz. In: Mittag, Jürgen/Stadtland, Helke (Hrsg.): Theoretische Ansätze und Konzepte der Forschung über soziale Bewegungen in der Geschichtswissenschaft. Essen: Klartext 2014, S. 315–337.
- Simon-Muscheid, Katharina: Standesgemässe Kleidung. Repräsentation und Abgrenzung durch Kleiderordnungen (12.–16. Jahrhundert). In: Holenstein, André/Meyer Schweizer, Ruth/Weddingen, Tristan/Zwahlen, Sara Margarita (Hrsg.): Zweite Haut. Zur Kulturgeschichte der Kleidung. Bern: Haupt 2010, S. 91–115.
- Skiera, Ehrenhard: Erziehung und Kontrolle. Über das totalitäre Erbe in der Pädagogik im «Jahrhundert des Kindes». Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2018.
- Smeyers, Paul/Depaepe, Marc (Hrsg.): Educational Research. The Educationalization of Social Problems. Dordrecht: Springer 2008.
- Spillmann-Weber, Inge: Die Zürcher Sittenmandate 1301–1797. Gelegenheitsschriften im Wandel der Zeit. Zürich: PKS-Verlag 1997.
- Steuwer, Janosch: Fremde als «Problem». Skizze des Framing der fremdenfeindlichen Bewegung der frühen 1990er Jahre. In: Mittag, Jürgen/Stadtland, Helke (Hrsg.): Theoretische Ansätze und Konzepte der Forschung über soziale Bewegungen in der Geschichtswissenschaft. Essen: Klartext 2014, S. 167–187.
- Thiel, Felicitas: «Neue» soziale Bewegungen und pädagogischer Enthusiasmus. Pädagogische Impulse der Jugend- und Lebensreformbewegung am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Pädagogik, 45, 6 (1999), S. 867–884.

Wietschorke, Jens: Die Strasse als Miterzieher. Städtischer Raum und Sozialpädagogik im frühen 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 14 (2008), S. 209–242.

teil 1:

soziale bewegungen

A large, bold, red number '2' is positioned in the background, centered behind the text.

**geburtenkontrolle als
voraussetzung für die
gesunde familie**

2. Geburtenkontrolle als Voraussetzung für die gesunde Familie

Margaret Sanger, Marie Stopes und die Pädagogisierung von Verhütungswissen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

1914 erschien in den USA ein Ratgeber zur Geburtenkontrolle, der das Leben vieler Frauen und Familien, insbesondere aus der Working Class, nachhaltig verändern sollte: Die kleine Broschüre «Family Limitation» thematisierte auf wenigen Seiten und in einfacher, schnörkelloser Sprache den damaligen Wissensstand zum Thema Familienplanung und Empfängnisverhütung.¹ Die Autorin der Schrift, Margaret Higgins Sanger (1879–1966), ehemalige Krankenschwester, feministische Aktivistin und Pionierin der Geburtenkontrolle, befand sich zum Erscheinungstermin jedoch bereits auf der Flucht vor den US-Behörden an Bord eines Schiffes nach Europa. Die von ihr herausgegebene Zeitschrift «The Women Rebel» hatte ihr mit ihrer freizügigen Berichterstattung über Sexualität und Geburtenkontrolle schon einen Haftbefehl eingetragen. Die Verbreitung von Verhütungswissen und überhaupt jeglicher Information rund um die Themen Sexualität und Reproduktion waren in den USA zu dem Zeitpunkt gesetzlich verboten (und sollten es bis 1952 offiziell bleiben). Neben Verhütungsmitteln und -techniken vermittelte das kleine Bändchen auch, wie Frauen und Männer aus der Working Class gesunde Familien durch Familienplanung gründen könnten – die Voraussetzung gegenwärtigen und künftigen «guten Lebens».

1 Sanger 1917 [1914a].

«Women of the working class, especially wage workers, should not have more than two children at most. The average working man can support no more and the average working woman can take care of no more in decent fashion.»

Verhütung, so argumentierte Sanger, würde nicht nur verhindern, dass sich die «Gefängnisse und Krankenhäuser, Fabriken und Ausbeutungsstätten, Irrenhäuser und vorzeitige Gräber» weiter füllten. Sie würde auch den Arbeiterinnen als Frauen selbst zugutekommen: «It is also the one most direct method for you working women to help yourself today.»²

Einige Jahre später, im Frühjahr 1918, der Erste Weltkrieg war noch nicht vorbei, erschien zugleich in den USA und in Grossbritannien ein Buch, das umgehend zum Weltbestseller wurde: «Married Love» von Marie Carmichael Stopes (1880–1958). Die Autorin, Britin, studierte Biologin und selbst nach einer gescheiterten Ehe zum zweiten Mal verheiratet, gab darin Informationen über die Bedeutung von Sex in der Ehe, insbesondere über die weiblichen Erwartungen und Empfindungen, welche in der pruden postviktorianischen Gesellschaft schlichtweg als revolutionär empfunden wurden. Doch auch Stopes ging es prinzipiell um eine Anleitung an junge Paare zum «guten Leben». In ihrer Einleitung schrieb sie:

«More than ever today are happy homes needed. It is my hope that this book may serve the State by adding to their number. Its object is to increase the joys of marriage, and to show how much sorrow may be avoided.»³

Beide Frauen, die hier über so heikle Dinge wie Geburtenkontrolle und Sexualität schrieben, waren aus eigener Betroffenheit engagierte Autodidaktinnen und wurden über ihr Anliegen zu weltberühmten Aktivistinnen, Publizistinnen, Rednerinnen. Vor allem aber ging es ihnen darum, Wissen zu sammeln und es an Frauen, Paare und Familien zu kommunizieren. Ihnen wollten sie helfen, ihre eigenen Entscheidungen informiert zu treffen und damit ihr eigenes Leben zu verbessern. Allerdings zeigten beide Autorinnen auch Tendenzen zu patriarchaler Bevormundung der Ratsuchenden, insbesondere von Arbeiterinnen und Migrantinnen, sowie deutliche Sympathien für eugenisches Gedankengut zur Verbesserung der «biologischen Substanz» der Familie. Hier ist die Bedeutung der beiden Ungleichheitskategorien «Race» und «Class» unverkennbar.

Der folgende Beitrag untersucht die Ratgeberliteratur und die Kampagnen von Margaret Sanger und Marie Stopes zur Propagierung von Verhütungswissen als Ansätze zur «Pädagogisierung des guten Lebens».⁴ Er fragt danach, wie in der

2 Sanger 1917 [1914a], S. 2f.

3 Stopes 1918a, S. XI.

4 Zu Sanger vgl. auch Heinemann 2019, S. 77–96.

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Geburtenkontrolle als Voraussetzung für eine gesunde Familie als Basis der Nation und zugleich als Grundbedingung des «guten Lebens» vermittelt und pädagogisiert wurde. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Frage, welche Rolle Frauen als Expertinnen spielten.

Sanger und Stopes waren Protagonistinnen der «Verwissenschaftlichung des Sozialen» (Lutz Raphael), also der Durchdringung sämtlicher Lebensbereiche mit humanwissenschaftlicher Expertise, und frühe Expertinnen in einem sonst von Männern dominierten Feld.⁵ Sie nahmen die Forderungen der Frauengesundheitsbewegung der 1970er Jahre nach autonomen und informierten Entscheiden jeder Frau über ihren eigenen Körper gewissermassen fünfzig Jahre vorweg, auch wenn die Forschungsliteratur das bislang nicht so gesehen hat. Anhand des Agierens von Sanger und Stopes ist es zudem möglich, die transnationale Verknüpfung von Initiativen für Geburtenkontrolle zu diskutieren, die zu Beginn der 1950er Jahre dann in die Gründung der International Planned Parenthood Federation mündeten.

Der Beitrag versteht sich folglich als Wissensgeschichte und Geschichte der Pädagogisierung ebendieses Wissens, aber auch als Untersuchung zur Ermächtigung von Frauen durch Wissen, zu den Auswirkungen von Eugenik sowie der dirigistischen Seite von Bevölkerungspolitik. Er tut dies in drei Schritten: Zunächst geht es um die Forderung nach Geburtenkontrolle zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dann um Eugenik als Sozialtechnologie der 1920er und 1930er Jahre und schliesslich um den Rückgriff auf Vorstellungen vom «guten Leben» als Argument innerhalb der internationalen Bevölkerungspolitik, aber auch des Gesundheitsfeminismus. Methodisch leistet der Artikel einen Beitrag zur Erforschung transnationaler Verständigungsprozesse über Geburtenkontrolle in Grossbritannien und den USA, zwei Vorreitern in der Thematisierung von Verhütung; er verbindet dazu eine biografische Sicht auf die beiden Protagonistinnen mit einer wissenshistorischen Perspektivierung. So ist es möglich, vier Grundphänomene des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der «Pädagogisierung des guten Lebens» näher in den Blick zu nehmen: die Emanzipation der Frau, die Generierung und Verbreitung von Wissen, die Auseinandersetzung mit dem globalen Bevölkerungswachstum und die Gründung von NGOs. Quellen sind die Zeitschriftenartikel, Ratgeber, Reden, Briefe und autobiografischen Schriften der beiden Protagonistinnen der Geburtenkontrolle.

5 Zum Begriff der «Verwissenschaftlichung des Sozialen» vgl. Raphael 1996, 2012, 2013. Zur Bedeutung von Expertenwissen für reproduktives Entscheiden zwischen 1960 und 1980 vgl. Roesch 2018.

1. Popularisierung von Verhütungswissen – Margaret Sanger und Marie Stopes, 1910–1930

In den USA begann die Bewegung für Geburtenkontrolle mit einem legendären Schwur. Margaret Sanger, geboren 1879 und gelernte Krankenschwester, präsentierte in ihrer Autobiografie den sinnlosen Tod einer jungen Mutter, die 1912 in Brooklyn, New York, an den Folgen einer selbstinduzierten Abtreibung verstarb, als kritischen Moment, der sie zur Aktivistin für Geburtenkontrolle gemacht habe: «She had three young children [...]. The advent of another child would mean deeper poverty, worse circumstances for the half-starved youngsters she had already born. [...] After the first self-induced abortion, she had begged me for knowledge I was unable then to give her – how to space her babies [...]. The doctor's advice had been [...]: «Have Jake sleep on the roof.» [...] As I folded her hands cross her breast [...] I made a solemn vow [...] to do something to change the destiny of mothers whose miseries were vast as the sky. That was the beginning of the «birth control movement.»⁶

Die Britin Marie Stopes, geboren 1880 und studierte Biologin, berichtete eine sehr ähnliche Anekdote über eine Frau, die eindeutig an Syphilis litt, was jeweils den Tod ihrer drei Neugeborenen direkt nach der Geburt ausgelöst hatte. Als die verzweifelte Frau ihren Arzt um Hilfe bat und ihn direkt fragte, ob mit ihrem Ehemann vielleicht etwas nicht stimme, ignorierte er ihre Erkrankung bewusst. Er ermunterte sie stattdessen, weiter Kinder zu bekommen, wie es ihrer Pflicht als Ehefrau entspreche. Dass auch diese Kinder unweigerlich sterben würden, solange die Syphilis unbehandelt blieb, enthielt er ihr vor. Auch Stopes' Geschichte ereignete sich 1912, genau wie Sangers Vorfall. Und auch Stopes' Folgerungen waren vergleichbar: «I vowed to myself that I would never forget that mother, and that someday I would batter at the brazen gates of knowledge on her behalf.»⁷

Während in den Vereinigten Staaten die rigorosen Comstock Laws von 1873 alle Versuche, Geburtenkontrollinformationen, Aufklärungsschriften oder Kontrazeptiva zu verbreiten, für gesetzeswidrig erklärten, war es auch in Grossbritannien nicht ohne Weiteres allen Frauen möglich, Informationen über Geburtenkontrolle, Geschlechtskrankheiten oder Sexualität allgemein zu bekommen. Zu wirkmächtig erwiesen sich noch viktorianische Gendernormen und der moralische «double standard».

Es ist interessant, dass beide Frauen ihren Aktivismus nach diesem Moment der persönlichen Involvierung entwickelten – oder es zumindest so darstellten:

6 Sanger 1944, S. 72, 387.

7 Stopes 1920, S. 229.

Sanger hatte bereits 1911 erste Artikel über Geburtenkontrolle und Sexualerziehung in der radikalen Zeitung «The New York Call» veröffentlicht.⁸ 1914 gründete sie dann die feministische Zeitschrift «The Woman Rebel», die Aufklärungstexte, Geburtenkontrollinformationen und Artikel über Frauenrechte unter dem Slogan «No Gods, no Masters» publizierte. Im Leitartikel der Erstausgabe fragte Sanger rhetorisch: «Is there any reason why women should not receive clean, harmless, scientific knowledge on how to prevent conception?»⁹ Nach einer Anklage wegen Verletzung der Comstock Laws durch diese Publikation (die meisten der insgesamt neun Ausgaben der Zeitschrift wurden von der US-Postbehörde wegen ihres freizügigen Inhalts als «nicht versandfähig» eingestuft) floh Sanger mit gefälschtem Pass nach England. Sie überliess es Freunden und Unterstützern, die 100 000 Exemplare der Schrift «Family Limitation», die sie noch im selben Jahr geschrieben hatte, zu verteilen. Die heimlich an Interessentinnen und Interessenten ausgegebene Schrift lieferte den ersten Überblick überhaupt über damals verfügbare Verhütungsmittel (von Vaginalduschen und Kondomen bis Pessare und Gelees) und forderte: «Women must learn to know their own bodies.»¹⁰ Sanger und ihren Mitstreiterinnen ging es darum, Frauen entgegen der staatlich verordneten Informationssperre durch die Comstock Laws über Verhütung zu informieren, ein direkt gegen die Tabuisierung von Sexualität durch den US-amerikanischen Staat gerichteter subversiver Akt. Auch verdeutlicht Sangers Forderung, dass Frauen lernen müssten, ihren Körper zu kennen, das revolutionäre Potenzial dieser Schrift: Es sollte noch über fünfzig Jahre dauern, bis amerikanische Gesundheitsfeministinnen mit dem von Frauen verfassten Ratgeber «Our Bodies, Ourselves» an diesen Satz anknüpften und ihn als Argument für die Zusammenstellung und Verbreitung von Gesundheitswissen von Frauen für Frauen nutzten.¹¹

Während ihres einjährigen Exils in Europa beschäftigte sich Sanger intensiv mit europäischen Geburtskontrollpraktiken und sammelte entsprechendes Wissen. In London, wo sie sich am längsten aufhielt, machte sie die Bekanntschaft von Marie Stopes. Die beiden Frauen freundeten sich an.¹² Stopes war gerade dabei, sich von ihrem ersten Ehemann scheiden zu lassen, und hatte ein Buch über Sexualität in der Ehe, Empfängnis und Verhütung verfasst, «Married Love».

8 Sanger 1911; vgl. auch Sangers Artikelserie «What every girl should know» im «New York Call»; der erste Artikel erschien am 17.11.1912, der letzte am 2.3.1913 (vgl. Sanger 1912/1913).

9 Sanger 1914b, S. 8.

10 Sanger 1917, S. 4; Chesler 2007, S. 103.

11 Boston Women's Health Book Collective 1970; Boston Women's Health Book Collective 1973. Zur Entstehung von «Our Bodies, Ourselves» vgl. Davis 2008; Kline 2010, S. 9–40.

12 Briefe von Sanger an Stopes, 6.7.1915, 15.9.1915, 11.10.1915, in: Katz/Engelman/Hajo 2003, Bd. 1, S. 149f., 160–162, 164f.

Sie erklärte, sie habe dieses Wissen zusammengetragen, nachdem ihre Ehe an der Unkenntnis beider Partner in Fragen der Sexualität gescheitert sei. Sanger ermutigte Stopes, die zu diesem Zeitpunkt vergeblich nach einem Verlag für ihre Schrift suchte, und stellte Kontakte zu amerikanischen Verlagen her. Tatsächlich konnte das Bändchen 1918 dann in beiden Ländern zugleich erscheinen.¹³ Im Gegenzug unterstützte Stopes Sangers anhängiges Gerichtsverfahren wegen des Verstosses gegen die Comstock Laws (durch die Zeitschrift «Woman Rebel») und organisierte einen Unterstützerbrief britischer Intellektueller. Ein Jahr nach ihrer Rückkehr aus Europa eröffnete Sanger im Oktober 1916 gemeinsam mit ihrer Schwester, der Krankenschwester Ethel Byrne, die erste Verhütungsberatungsstelle in Brooklyn, New York, die sogenannte Brownsville Clinic. Die Arbeiterfrauen aus dem Viertel erhielten hier Verhütungsinformationen und Ratschläge zur Verwendung von Verhütungsmitteln (bis hin zur Anpassung von Pessaren), aber keine Abtreibungen oder Hinweise auf Ärzte, die illegal Abbrüche durchführten. Plakate zur Bekanntmachung der Beratungsstelle trugen folgenden Text (in Englisch, Italienisch und Jiddisch): «Mothers! Can you afford to have a large family? Do you want any more children? If not, why do you have them? Do not kill, do not take life, but prevent.»¹⁴

Nach nur zehn Tagen und ungefähr fünfhundert Klientinnen, die jeweils zehn Cents für die Konsultation bezahlten, wurde die Beratungsstelle von der Polizei geschlossen. Margaret und ihre Schwester wurden verhaftet und erhielten 1917 beide kurze Zuchthausstrafen, da sie illegal Geburtenkontrollinformationen weitergegeben hätten. Noch im gleichen Jahr begann Sanger mit der Herausgabe einer Zeitschrift namens «Birth Control Review», um mehr Menschen mit ihrem Anliegen («the cause» – die Mission zur Verbreitung von Verhütungsinformationen) vertraut zu machen. Ihr nächstes Buch, «Woman and the New Race» (1920), argumentierte, dass Verhütungswissen eine neue Generation «freier Frauen» hervorbringen würde: «No woman can call herself free, who does not own and control her body. No woman can call herself free until she can choose consciously whether she will or will not be a mother.»¹⁵

Zugleich schritt sie zur Gründung der ersten Gesellschaft für Geburtenkontrolle in den USA und rief 1921 die American Birth Control League ins Leben. Diese sollte sich später zur Planned Parenthood Federation of America entwickeln. Daneben öffnete sie 1923 das Clinical Research Bureau, ebenfalls in New-York,

13 Stopes 1918a, 1918b.

14 Chesler 2007, S. 150, Abbildung 15.

15 Margaret Sanger, «Woman and the New Race», zit. nach Chesler 2007, S. 192.

das als Beratungsstelle, die von einer Ärztin geleitet wurde und zugleich als Forschungsinstitut funktionierte.¹⁶

Auf der anderen Seite des Atlantiks wurde Marie Stopes, kaum war «Married Love» 1918 erschienen, zur nationalen Berühmtheit und gefragten Bestsellerautorin. Ein Jahr später erschien ihr Ratgeber «Wise Parenthood», der sich deutlicher auf Geburt und Geburtenkontrollpraktiken konzentrierte.¹⁷ Zwar verfügte Grossbritannien nicht über eine derart strikte Anti-Aufklärungs- und Anti-Verhütungs-Gesetzgebung wie die USA mit den Comstock Laws. Auch drohten Stopes für ihre Ausführungen über Verhütung in der Ehe weder Gerichtsverfahren noch Gefängnis. Doch waren die meisten Frauen in Grossbritannien nach dem Ersten Weltkrieg völlig uninformiert in Fragen von Sexualität und Empfängnis.¹⁸ Da die britische Gesellschaft strikt nach Klassen segregiert war, fehlte insbesondere Arbeiterfrauen der Zugang zu Geburtenkontrollinformationen. Dies führte wiederum dazu, dass diese von häufigen Schwangerschaften körperlich erschöpft waren und zugleich mit einer extrem hohen Säuglingssterblichkeit zu kämpfen hatten. Ganz ähnlich zur Situation in den USA waren Frauen aus Bürgertum und Mittelschicht in Grossbritannien nicht unbedingt besser über Verhütungsmöglichkeiten informiert, doch verfügten sie eher über Mittel, Ärzte zu konsultieren und im Fall einer unerwünschten Schwangerschaft eine illegale Abtreibung fachgerecht durchführen zu lassen. Frauen aus der Arbeiterschicht blieb hingegen die Wahl zwischen Kurpfuscher oder Selbsthilfe – beides potenziell lebensbedrohliche Alternativen – oder eben dem Austragen einer weiteren Schwangerschaft, die ihre Gesundheit schwächte und ihre Armut verstärkte. Um gerade diese Frauen zu erreichen, schrieb Stopes im Jahr 1919 ihr kleines Pamphlet «Letter to Working Mothers on how to have healthy children and avoid weakening pregnancies». Die Broschüre stellte eine gekürzte Version des Ratgebers «Wise Parenthood» dar und beschrieb ausschliesslich Möglichkeiten der Verhütung und Familienplanung.¹⁹ Das Vorwort der Schriftstellerin Eleonora

16 Zudem gelang es Sanger, im Jahr 1921 die First American Birth Control Conference in New York City abzuhalten. Am Ende der Veranstaltung wurde sie bei ihrer Rede erneut verhaftet, da diese angeblich die Sittengesetze des Staates verletzt habe – ein Vorfall, der ihr zu weiterer Popularität verhalf.

17 Stopes 1918a, 1918b (US-Ausgabe), 1919b.

18 Als die Anarchisten Guy Aldred und Rose Witcop 1923/24 Sangers «Family Limitation» in England nachdrucken und verteilen, wurden sie wegen Zirkulierenlassens von obszöner Material verhaftet. Ein Schaubild hatte das Einsetzen eines Pessars gezeigt und besonderes Missfallen erregt. Bekannte britische Befürworter der Geburtenkontrolle sowie Sanger verwandten sich für die beiden und übernahmen die Gerichtskosten – mit der Ausnahme von Stopes, die Sangers Broschüre «zu freizügig» fand. Sanger dagegen schrieb in einem Brief an Harold Cox, selbst Unterstützer der Geburtenkontrollbewegung in Grossbritannien: «So many of the workers in Scotland and in London preferred «Family Limitation» for the workers to the pamphlets gotten out by the Malthusian League and also Mary Stopes' «Letter to Working Women» that I authorized Aldred the use of it.» Sanger an Harold Cox, 3.1.1923, Katz/Engelman/Hajo 2003, Bd. 1, S. 357.

19 Stopes 1919a.

Eyles zur englischen Ausgabe von Sangers berühmter Schrift «Family Limitation», die 1924 in London erneut nachgedruckt wurde, hob ebenfalls auf das Informationsgefälle zwischen Mittelschicht und Arbeiterklasse ab und schlug bereits den Bogen zur Eugenik: «There is no doubt that nowadays the burden of child-bearing and child-rearing is falling very largely upon one class, that is, the working class. The upper and middle classes have learned methods of contraception, many of which are beyond the reach of the working-class pocket. This has naturally brought about an unbalanced birth rate.»²⁰

Ganz ähnlich wie Sanger in den USA schritt Stopes zudem zur Tat und eröffnete 1921 eine Verhütungsberatungsstelle in Holloway, einem armen Stadtteil Londons. In ihrer Mothers' Clinic stattete eine Hebamme, unterstützt von Krankenschwestern und einer Ärztin, verheiratete Frauen mit Gummipessaren aus. Letztere hatte Stopes selbst entwickelt. Ausserdem erhielten die Klientinnen Verhütungsinformationen. Ebenfalls vergleichbar zu Sangers American Birth Control League aus dem Jahr 1921 gründete Stopes im gleichen Jahr die Society for Constructive Birth Control and Racial Progress als Unterstützungsverein ihrer Mothers' Clinic und als zusätzliche Organisation zur Propaganda für Geburtenkontrolle. Wie das Clinical Research Bureau in den USA dokumentierte auch die Londoner Beratungsstelle die Klientinnen und ihre Fallgeschichten, um so verlässliche Informationen über die Erfolgsrate der verschriebenen Kontrazeptiva zu ermitteln.

Doch Stopes und ihre Mitarbeiterinnen sammelten nicht nur Daten. Dankbare Klientinnen der Beratungsstelle schrieben zahlreiche Briefe an Stopes, in denen sie erläuterten, dass sie nun zum ersten Mal Zugang zu den ersehnten Verhütungsinformationen hatten, die ihnen kein (männlicher) Arzt zuvor zu geben bereit gewesen sei. So dankte ihr eine Arbeiterin und Mutter von fünf überlebenden Kindern, die sieben Schwangerschaften in Folge überstanden hatte, für die in der Mothers' Clinic erhaltenene «Hilfe». Sie schloss: «I thank God every day that I visited the clinic when I did.»²¹ Eine andere schrieb: «I have many of my friends working class women who need and are grateful for the kind of help Dr. Marie Stopes has given them. I feel it a great injustice and unchristian like to think that rich women should have this knowledge and a poor woman should live in ignorance of it.»²² Stopes wiederum veröffentlichte einen Teil dieser Briefe in ihrem Buch «Mother England» (1929), das für eine Geschichte der Frauen von unten plädierte und die Briefe als «Contemporary History Self-written by Those

20 Sanger 1924, S. 5.

21 Mrs. ET an die Mothers' Clinic, 18.2.1923, zit. nach Hall 1982, S. 17.

22 Mrs. GA an Stopes, January 1923, zit. nach Hall 1982, S. 16f.

Who have had No Historian» präsentierte.²³ Zu diesem Punkt, die namenlosen Zeitgenossinnen von ihrem Alltagsleben erzählen zu lassen und darin eine wichtige historische Quelle zu sehen, sollte die Frauen- und Geschlechtergeschichtsschreibung erst gute fünfzig Jahre später erneut gelangen, Stopes war hier erneut ihrer Zeit weit voraus.

Wie bei Sanger brachte auch Stopes ein Gerichtsprozess und die Berichterstattung darüber zusätzliche Aufmerksamkeit für ihr Anliegen. Stopes hatte den katholischen Arzt Halliday Sutherland 1923 wegen Verleumdung verklagt. Er hatte sie beschuldigt, in ihrer Londoner Klinik unsichere und gefährliche Verhütungsmittel an Arbeiterfrauen verteilt zu haben. Ein weiterer wichtiger Vorwurf war, dass Stopes nicht als Expertin für Geburtenkontrolle gelten könne, da sie nur über Dokortitel in den Fächern Biologie und Philosophie verfüge.²⁴ Das ist wichtig: Wir sehen hier, wie in dieser frühen Phase der «Verwissenschaftlichung des Sozialen» Expertenautorität über wissenschaftliche Grade und die Definition «zuständiger» Disziplinen hergestellt und damit weiterhin als primär «männlich» konnotiert wurde.²⁵

Obgleich sie schliesslich den Fall nach einer erfolgreichen Berufung 1924 dennoch verlor, trug die Konfrontation nichtsdestotrotz deutlich zu Marie Stopes' Popularität bei. Dies ermutigte sie wiederum, den ersten mobilen «Birth Control Caravan» des Landes einzurichten und ab 1927 quer durchs Land zu schicken. Ein Holzwagen, von Pferden gezogen, machte in Städten und Dörfern Station. Eine ausgebildete Krankenschwester vermittelte interessierten Frauen Informationen über Geburtenkontrolle.²⁶ Zugleich setzte Stopes ihr Engagement für den Bau weiterer Beratungsstellen fort, unterstützt durch eine Denkschrift des Gesundheitsministeriums von 1930, welche die Gründung von Kliniken und Beratungsstellen für Geburtenkontrolle «on medical grounds» erlaubte.²⁷ So konnte sie beispielsweise 1934 eine Mothers' Clinic in Leeds eröffnen, weitere Beratungsstellen in Aberdeen (ebenfalls 1934), Belfast (1936), Cardiff (1937), Swansea (1943) kamen hinzu. Im Jahr 1930 schlossen sich zudem mehrere Geburtenkontrollorganisationen zum National Birth Control Council (NBCC) zusammen. Stopes

23 Stopes 1929.

24 Sutherland 1922; Box 1967; Geppert 1998, S. 414.

25 Raphael 2012, S. 50f., beschreibt die Phase von 1880 bis 1910 als Periode der «Social Reform», abgelöst von der Periode des «Social Engineering» (vom Ersten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre). Demnach findet sich Stopes hier genau an der Schnittstelle. Über die Gleichsetzung von «Expertenwissen» mit «Männlichkeit» dagegen schon früh Ehrenreich/English 1978.

26 Debenham 2018, S. 113f.

27 Birth Control Information by Local Authorities, Ministry of Health, Memorandum 153/MCW, July 1930, The National Archives, Kew, MH 55/289, zit. nach Hall 2000, S. 103. Siehe auch den Nachlass der Family Planning Association (FPA) in der Wellcome Library in London.

war zunächst Mitglied des Vorstands, trat aber 1933 im Streit zurück. 1939 erfolgte die Umbenennung der Organisation in Family Planning Association (FPA), diese wurde kurz darauf Unterorganisationen der amerikanischen Planned Parenthood Foundation. Margaret Sanger hingegen kämpfte zu Beginn der 1930er Jahre als Lobbyistin in Washington dafür, die Comstock Laws aufzuheben, und siegte in einem vielbeachteten Prozess vor dem Supreme Court, der 1936 den Import von Verhütungsmitteln durch Ärzte in den USA legalisierte.²⁸

Vergleicht man nun den Aktivismus beider Frauen auf beiden Seiten des Atlantik, sieht man in beiden Fällen einen engagierten Kampf für das Recht von Frauen, ihre Fruchtbarkeit zu kontrollieren, und den eklatanten Mangel an Informationen über Geburtenkontrolle, dem Frauen in beiden Ländern gegenüberstanden, insbesondere wenn sie weniger gebildet und wohlhabend waren und der Arbeiterschicht angehörten. Sanger wie auch Stopes forderten das medizinische Establishment heraus, indem sie anprangerten, dass die Ärzte Frauen noch immer Wissen und adäquate Behandlung vorenthielten. Sie forderten stattdessen, dass Frauen über ihre Fruchtbarkeit und die Planung ihrer Familiengrösse selbst entscheiden müssten. Dabei waren beide engagierte Gegnerinnen der Abtreibung, der sie mit der Verbreitung von Verhütungswissen – das dafür sorgen sollte, dass ungewollte Schwangerschaften gar nicht erst entstanden – beikommen wollten. Dieser Forderung nach Selbstermächtigung von Frauen durch Wissen stand jedoch am Beginn des 20. Jahrhunderts eine expandierende Eugenikbewegung gegenüber, die auf die Reproduktion «guter Erbanlagen» setzte. Sowohl Sanger als auch Stopes brachten sich hier ein, wie im nächsten Teil des Artikels erörtert.

2. Eugenik als Sozialtechnologie, 1920–1940

Rassentheorien und Eugenik entfalteten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in allen westlichen Ländern grosse Überzeugungskraft.²⁹ In Grossbritannien hatte der Sozialdarwinist Francis Galton im Jahr 1901 den Begriff «eugenics» geprägt und 1907 die Eugenics Education Society gegründet, um «eugenic teaching and understanding in the home, the school and elsewhere» zu fördern. Marie Stopes trat der Gesellschaft im Jahr 1912 bei und wurde 1921 Mitglied auf Lebenszeit.³⁰

28 Im Verfahren «US versus one package of Japanese pessaries», das am 7.12.1936 vor dem US Supreme Court entschieden wurde. Dazu McCann 1994, S. 75.

29 Kühl 1997.

30 Carey 2012.

In den USA stieg die Eugenik vorübergehend zu einer Leitwissenschaft auf, da zum einen neue Immigrationsgesetze die Rassentheorien reflektierten, zum anderen staatliche Sterilisationsprogramme erblich und psychisch Kranke ins Visier nahmen. In nur wenigen Jahren wurden gleich drei eugenische Gesellschaften gegründet: das Eugenic Record Office (ERO) in Cold Spring Harbor, New York, die American Eugenics Society (AES) und die Human Betterment Foundation in Pasadena, California. Diese Organisationen sammelten Daten über amerikanische Familien, organisierten Wettbewerbe unter der Bevölkerung, um das biologistische Denken zu verankern (sogenannte Fitter Family Contests), und dokumentierten die Ergebnisse des nationalen ersten grossen Zwangssterilisationsprogramms (1909–1929) des Staates Kalifornien.³¹

Sowohl Marie Stopes als auch Margaret Sanger befürworteten Geburtenkontrolle aus eugenischen Gründen, bekannten sich damit zur Sozialtechnologie jener Zeit. Im Unterschied zu den USA oder auch zu Deutschland erlaubte Grossbritannien jedoch keine Zwangssterilisationen aus eugenischen Gründen.³² Ihre Kenntnis der Zwangssterilisationen in Kalifornien hingegen veranlasste Stopes, ähnliche Massnahmen für Grossbritannien zu fordern – die Betroffenen würden dies sogar begrüßen: «there are men who would welcome the relief from the ever present anxiety of potential parenthood which they know full well would be ruining the future generation.»³³ In ihrem Buch «Radiant Motherhood» (1920) warnte sie in der geradezu klassischen Diktion der Eugeniker vor der unkontrollierten Reproduktion ungebildeter und ökonomisch unproduktiver Familien. Die bezeichnete sie als «the vast and ever increasing stock of degenerate, feeble minded and unbalanced who are now in our midst and who devastate social customs. These populate most rapidly [...] and these are like the parasite upon the healthy tree sapping out its vitality. These produce less than they consume, and are able only to flourish and reproduce so long as the healthier produce food for them.»³⁴ Um diese soziale Bedrohung abzuwenden, plädierte Stopes für Geburtenkontrolle in Verbindung mit Zwangssterilisationen. Wie jedoch Clare Debenham kürzlich gezeigt hat, unterschied sie sich von den konventionellen Mitgliedern der britischen Eugenik-Bewegung deutlich durch ihr Beharren darauf, allen Frauen (auch den «eugenisch wertvollen») Verhütungsmittel zugänglich zu machen. Vielmehr entwickelte sie ihre Sympathien für Eugenik ausgehend von einer Sorge vor Überbevölkerung im Sinne des Neo-Malthusianismus und ihres

31 Hierzu im Detail Heinemann 2018, S. 115–147.

32 Schneider 1982, 290.

33 Stopes 1920, S. 249.

34 Stopes 1920, S. 245.

genuinen Feminismus.³⁵ Obgleich sich Stopes im Laufe der 1930er Jahre in privaten Briefen allmählich deutlich von der Eugenikbewegung distanzierte,³⁶ blieb sie ihr weiterhin formal verbunden, und als sie 1985 starb, vermachte sie ihre Beratungsstellen und einen Grossteil ihres Vermögens der britischen Eugenik-Gesellschaft.³⁷

Auch Sanger liess sich auf eine proeugenische Kampagne ein; sie wurde sowohl Mitglied der Human Betterment Association als auch der American Euthanasia Society. Historikerinnen und Historiker haben darüber debattiert, ob sie die amerikanische Eugenikbewegung nur hofierte, um finanzielle Unterstützung für ihre Kampagnen für Geburtenkontrolle zu erhalten, oder ob sie selbst überzeugte Eugenikerin war.³⁸ In ihrem Buch «The Pivot of Civilization» (1922) verband Sanger das Ziel sozialer Reformen mit dem einer eugenischen Verbesserung der US-Bevölkerung und stellte den Wert der Gemeinschaft eindeutig über den des Individuums. Ähnlich wie Stopes forderte sie die Senkung der Geburtenrate vermeintlich «dysgenischer» Bevölkerungsteile durch Geburtenkontrolle und finanzielle Anreize. Sie erläuterte ihr Programm unter anderem 1926 vor Studentinnen des Vassar-College, einer der Traditionsuniversitäten für Frauen in den USA. Dabei griff sie bis in die Formulierungen hinein Stopes' Gedanken aus «Radiant Motherhood» auf: «In fact, through our archaic and inhuman laws against birth control information, the breeding of defectives, idiots, insane and feeble-minded becomes a necessity. These types are being multiplied with breakneck rapidity and increasing far out of proportion to the normal and intelligent classes.» Sanger verwies darauf, dass in Grossbritannien das House of Lords bereits eine Resolution verabschiedet habe, die es staatlichen Beratungsstellen erlaube, Verhütungsinformationen zu verbreiten. Ihre Forderungen an die US-Regierung gingen jedoch weit darüber hinaus: Deren Aufgabe sei es, «to set a sensible example to the world by offering a bonus or a yearly pension to all obviously unfit parents who become sterilized by harmless and scientific means».³⁹ Während Stopes sich nach 1945 nicht mehr öffentlich zum Thema der Eugenik äusserte, galt das nicht für Sanger. Sie schrieb 1950 an ihren Freund,

35 Debenham 2018, S. 121f.

36 Vgl. zum Beispiel den Brief von Stopes an Cora Hudson, 24.3.1934. British Library, Marie C. Stopes Papers. Add MSS 58447-770.

37 Rose 1992, S. 244. Deren Zeitschrift, «The Eugenics Review», erschien von 1909 bis 1968. Der «Mental Deficiency Act» aus dem Jahr 1913 erlaubte die Einweisung aller als «feeble-minded» qualifizierten Menschen in staatliche Kliniken und Heilanstalten. Da das Gesetz keine verlässliche Definition von «feeble-mindedness» bot, fielen insbesondere Mädchen von «moralisch zweifelhaftem» Verhalten der Zwangseinweisung zum Opfer. Bland/Hall 2010.

38 Franks 2005; Chesler 2007; McCann 1994, S. 99–134.

39 Radioansprache Sangers vor dem Institute of Euthenics at Vassar College, 5.8.1926. Katz/Engelman/Hajo 2003, Bd. 1, S. 445–449. Für eine ähnliche Rede aus dem Jahr 1925 vgl. Connelly 2008, S. 212.

den Arzt, Bevölkerungsaktivisten und wohlhabenden Mäzen Dr. Clarence Gamble, «that it would be a good investment for the US Government to pay dysgenic populations not to have children while Russia, Hitler's Germany and Mussolini's Italy, war mongers all, were paying people regardless of quality to have children. Our plan would not only save the suffering of millions within a few years [...], it would be a far cheaper investment than keeping these unfortunates in institutions.»⁴⁰

Diese Kontinuität ist aufschlussreich und zugleich typisch für Sozialexperten in den USA. Anders als Wissenschaftler und Bevölkerungsplaner in Deutschland und Europa mussten amerikanische Eugeniker nach 1945 ihre Ziele nicht neu ausrichten und ihre Diskurse nicht neu rahmen.⁴¹ Im Unterschied zu vielen Eugenikern und Rassisten ihrer Zeit ging es Sanger jedoch nie um die Förderung der «weissen Rasse» auf Kosten anderer ethnischer Gruppen. Ihr vordringliches Ziel blieb immer die Verbesserung der Lebensbedingungen armer Frauen durch die Verbreitung von Wissen über Geburtenkontrolle.

Vergleicht man Sangers und Stopes' Einsatz für die Verbreitung von Verhütungsmitteln und Techniken der Geburtenkontrolle in der Zwischenkriegszeit, so zeigt sich einerseits, dass beide Frauen aktiv die Unterstützung der boomenden Eugenikbewegung suchten und bereitwillig individuelle Rechte dem vermeintlichen «Gemeinwohl» unterordneten. Andererseits beschränkten sich sowohl Stopes als auch Sanger nicht darauf, eugenische Inhalte zu popularisieren, sondern berieten weiterhin Frauen und Mütter, die ihre Beratungsstellen aufsuchten, in der Planung ihrer Familiengrösse und Kinderzahl. Beiden ging es darum, den Frauen zu helfen, bewusste Entscheidungen zu treffen, die ihre Lebensbedingungen verbesserten, anstatt sich einfach in ein diffuses «Schicksal» zu ergeben. Obgleich beide, Sanger und Stopes, in ihrem eigenen Leben überzeugte Feministinnen und Individualistinnen waren und sich nicht um Konventionen scherten, propagierten sie als Expertinnen und Ratgeberinnen nichtsdestotrotz das Konzept der traditionellen, heteronormativen Ehe – ein weiterer offensichtlicher Widerspruch. Zudem war ihr Ansatz der Wissensvermittlung vergleichsweise hierarchisch. Beide insistierten, dass die Geburtenkontrolle eine Wohltat für *alle* Frauen bedeuten würde, und verschwendeten keinen Gedanken an den Zwangscharakter eugenischer Sterilisationen oder an die ambivalenten Effekte umfassender, staatlicher Geburtenkontrollprogramme. Dass Frauen oder Familien Geburtenkontrolle als unerwünschten Eingriff in ihre Privatsphäre verstehen

40 Sanger an Gamble, 28.11.1950, Clarence Gamble Papers, HMS c 23, Box 195, Folder 3096, Harvard University, Countway Library of Medicine.

41 Stern 2005; Ladd-Taylor 2001; Heinemann 2018, S. 147–161; Herzog 2018.

könnten, kam weder Sanger noch Stopes je in den Sinn oder fand zumindest keinen Eingang in ihre Schriften.

Ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden Expertinnen bestand hingegen im Grad ihres internationalen Aktivismus. Obgleich beide Organisationen, Marie Stopes International⁴² und International Planned Parenthood Federation,⁴³ heute global agierende Non-Government Organizations sind, war Sanger doch die bei Weitem geschicktere internationale Lobbyistin für Geburtenkontrolle. Während Stopes sich zwar öffentlich für internationale Geburtenkontrollprogramme einsetzte, wie beispielsweise in den 1950er Jahren in Indien,⁴⁴ so standen für sie der Betrieb ihrer Beratungsstellen in Grossbritannien und ihre eigene Karriere als Schriftstellerin eindeutig im Vordergrund. Sanger hingegen begann, Geburtenkontrolle in internationalem Rahmen zu organisieren.

3. Vorstellungen vom «guten Leben» als Argument in der internationalen Bevölkerungspolitik und im Gesundheitsfeminismus, 1940–1970

«My interests have expanded from local conditions and needs to a world horizon, where peace on earth may be achieved when children are *wanted before* they are conceived.» Als sie der amerikanische Journalist Edward R. Murrow für seine berühmte Radiosendung «This I believe» im November 1953 interviewte, hob Margaret Sanger bewusst ihre internationale Bedeutung hervor. Tatsächlich konnte sie auf die Gründung der bis heute bedeutendsten internationalen NGO auf dem Gebiet der Geburtenkontrolle zurückblicken: Sanger hatte die International Planned Parenthood Foundation (IPPF) im Jahr zuvor im indischen Mumbai aus der Taufe gehoben. Sie wirkte bis 1959 als Präsidentin der IPPF und blieb bis zu ihrem Tod Ehrenpräsidentin, war in dieser Zeit gewissermassen das internationale Gesicht von Familienplanung und Geburtenkontrolle.

Die Tatsache, dass der Zweite Weltkrieg viele der internationalen Netzwerke für Geburtenkontrolle aus den 1920er Jahren zerstört oder zumindest geschwächt hatte,⁴⁵ begründete für Margaret Sanger nach Kriegsende die Notwendigkeit, eine neue internationale Dachorganisation ins Leben zu rufen, um die verschiedenen Kampagnen zur Bevölkerungskontrolle zu koordinieren. Aktivistinnen und Aktivisten aus England, Schweden, den Niederlanden und den USA bildeten bereits 1948 das International Committee on Planned Parenthood. Doch es war

42 Stopes' Mothers' Clinic in London schloss zwar 1975 ihre Pforten, wurde aber im Jahr darauf vom Bevölkerungsaktivisten Dr. Tim Black wiedergegründet und konsequent international ausgerichtet. Heute arbeiten mehr als 12 000 Aktivistinnen und Aktivisten in 37 Ländern für Marie Stopes International.

43 Heute gehören 165 Organisationen zu International Planned Parenthood Federation.

44 Brief von Stopes an die «Eugenics Review», April 1952, zit. nach Ahluwalia/Parmar 2016, S. 133.

45 Sanger an Katharine McCormick, 8.10.1951, Katz/Engelman/Hajo 2016, Bd. 4, S. 467.

Sanger, die, unterstützt von der British Family Planning Association, damit begann, Pläne für die Schaffung einer permanenten Organisation auszuarbeiten. Zwei Zielsetzungen waren für sie zentral: Erstens sollte Geburtenkontrolle das weltweite Bevölkerungswachstum, insbesondere in Entwicklungs- und Schwellenländern, verlangsamen helfen, um so internationale Konflikte zu verhindern. Zweitens sollte eine intensiviert und international vernetzte klinische Forschung die Entwicklung eines «simple, good, and harmless contraceptive» ermöglichen. Gemeinsam mit dem ehemaligen Präsidenten der British Eugenics Society, C. P. Blacker, forderte Sanger «an International that will be a credit to the pioneering work that has gone on in the English-speaking world at least for the last generation».⁴⁶ Für die Bildung einer solchen weltweit operierenden Organisation erschien die für 1952 in Indien angesetzte internationale Geburtenkontrollkonferenz der ideale Ort. Indien war gerade dabei, ein umfassendes staatliches Programm zur Bevölkerungskontrolle aufzubauen, und finanzierte wie kein anderes Land Verhütungsmittel und Sterilisationen mit öffentlichen Geldern. Doch Sanger ging es nicht lediglich darum, Geburtenkontrollorganisationen und staatliche Bevölkerungspolitik zusammenzubringen, ihr Augenmerk galt ebenso der Förderung von klinischer Forschung und dem Ausbau der Gesundheitsversorgung von Frauen: «Such an organization must be sound in concept, must have world wide horizons, it must include not only the educational and the technical, clinical setup, but research facilities, plans and procedures.»⁴⁷

Die «Third International Conference on Planned Parenthood» fand Ende 1952 in Mumbai statt. Unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern waren Pioniere der Geburtenkontrollbewegungen aus der ganzen Welt. Am Ende einer Woche voller Fachsektionen und wissenschaftlicher Diskussionen, aber auch voller glanzvoller Empfänge und exotischer Dinners fand sich Sanger zur Präsidentin der neuen International Planned Parenthood Foundation gewählt. Sie teilte sich diese Ehre mit der indischen Aristokratin und Aktivistin Lady Rama Rau. Sanger war es auch gewesen, die das Gros der Konferenzfinanzierung bei privaten Spendern aus den USA gesammelt hatte, darunter NGOs wie die Rockefeller Foundation oder Privatiers wie Clarence Gamble. Sanger betrachtete das Ergebnis der Konferenz und ihre neue Würde als Präsidentin als «the coronation of my life's work».⁴⁸ In ihrer Wahrnehmung sorgte die IPPF endlich für die weltweite Beachtung der zentralen Bedeutung von Verhütungswissen für Frauen. In ihrem Bericht über die Gründungskonferenz führte sie aus: «I rejoiced that at last the

46 Sanger an C. P. Blacker, 25.10.1951, Katz/Engelman/Hajo 2016, Bd. 4, S. 471.

47 Sanger an C. P. Blacker, 4.9.1952, Katz/Engelman/Hajo 2016, Bd. 4, S. 490.

48 Katz/Engelman/Hajo 2016, Bd. 4, S. 500.

emphasis is being placed where it should be; that it is the responsibility of governmental agencies and medical and public health authorities to include contraceptive instruction as a basic element in maternal and infant welfare programs.»⁴⁹

Wie jüngere Studien herausgearbeitet haben, hatte Geburtenkontrolle – wie die IPPF, andere NGOs und einzelne Aktivisten wie Clarence Gamble sie verstanden – dennoch eine problematische Seite für die Betroffenen: Patriarchale und bevormundende Bevölkerungspolitiken zielten auf die Förderung heteronormativer Kleinfamilien, richteten sich zudem besonders gegen ärmere und nichtweisse Teile der jeweiligen Bevölkerungen.⁵⁰

Lange bevor Anna und Paul Ehrlich in ihrem Bestseller von 1968 den Begriff der «population bomb» prägten, hatten westliche Demografen, Politiker und die Bevölkerungskommission der UNO realisiert, dass aufgrund der sinkenden Sterblichkeitsraten, insbesondere in den ärmeren Ländern, die Bevölkerungszahlen dort einem rapiden Wachstum unterlagen. Das weltweite Bevölkerungswachstum schien nicht nur die Transformation der postkolonialen Länder in moderne Industriestaaten zu gefährden, sondern avancierte zur apokalyptischen Bedrohung für den Planeten, seine Ressourcen und schliesslich auch für die Vorherrschaft der «weissen Rasse». Folglich sollte der Export westlichen Wissens und westlicher Technologie durch Experten zu einer möglichst «rationalen» Lösung des «Bevölkerungsproblems» beitragen.⁵¹ Während Sanger sich auch weiterhin für die Stärkung der Handlungsfähigkeit von Frauen durch Geburtenkontrolle einsetzte, sie in dieser Hinsicht also zeitlebens Feministin blieb, konnte sie diese Zielsetzung auch effektiv mit bevölkerungspolitischen Überlegungen verbinden. Dagegen war die überwiegende Mehrheit der Bevölkerungsaktivisten und -aktivistinnen um die Mitte des 20. Jahrhundert weniger an der Stärkung von Frauenrechten interessiert denn an der Erreichung stärker ökonomischer, geopolitischer, imperialistischer oder sogar rassistischer Ziele.⁵² Vorstellungen vom «guten Leben» konnten folglich – wie bei Sanger und Stopes – die Verbesserung der Lebensbedingungen von (armen) Frauen und ihren Familien meinen und/oder aber die Konservierung des privilegierten Status quo der Bevölkerung in den westlichen Industrienationen. Diese Spannung zwischen Familienplanung als Frauenrecht oder sogar Menschenrecht und der Bereitschaft von Staaten, Bevölkerungsorganisationen und Sozialexperten, die reproduktive Entscheidungsfähigkeit von Individuen aus sozioökonomischen Gründen zu beschränken, hat

49 Sanger, *Greetings from India*, Katz/Engelman/Hajo 2016, Bd. 4, S. 506.

50 Connelly 2008; Hartmann/Unger 2014; Solinger/Nakachi 2016.

51 Unger 2014; Hartmann 2016; McCann 2017.

52 Connelly 2008; Bashford 2008.

das globale Projekt der Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik seither geprägt. Die Geschichte der Pädagogisierung des Wissens vom «guten Leben» durch geplante, erwünschte «babies by choice» kann folglich nicht geschrieben werden, ohne das Augenmerk auf die Schattenseiten der Propagierung von Geburtenkontrolle zu richten.

Genau diese Ambivalenz könnte der Pädagogisierung generell inhärent sein, bewegt sie sich doch auf dem schmalen Grat zwischen Versuchen, Menschen etwas vorzuschreiben und Bestrebungen, deren Recht auf Selbstbestimmung zu wahren.⁵³

4. Fazit

Die Erarbeitung und Verbreitung von Verhütungswissen war eindeutig ein transnationales Projekt; dies hat das Beispiel von Marie Stopes und Margaret Sanger, ihren Beratungsstellen und Geburtenkontrollorganisationen, ihren Ratgebern und Bestsellern klar gezeigt. Auch wurde deutlich, dass reproduktive Rechte in den Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr als Menschenrecht verstanden wurden – trotz der Konjunktur von Bevölkerungspolitiken zur Reduktion des globalen Bevölkerungswachstums. Diese Entwicklungslinie hin zu Reproduktion als «Menschenrecht» lässt sich aus den Konzepten von «gesunder Mutterschaft» und «babies by choice» sowie Vorstellungen von der «guten, gesunden Familien» bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückverfolgen. Gerade die feministische Komponente des frühen Aktivismus für Geburtenkontrolle unterstreicht dies, ging es hier doch immer auch um eine Bewegung für Frauenrechte.

Zusammengefasst zeigt sich, dass beide Sozialexpertinnen nicht nur einen als repressiv begriffenen Staat und seine Behörden aktiv herausforderten, sondern auch versuchten, den Wissenskampf um Verhütung zu «gewinnen» und so pädagogisierend die Gesellschaft zu gestalten. Während der US-amerikanische wie der britische Staat der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die Einhegung von Sexualität durch Sittlichkeit und das Verbot der Verbreitung von Verhütungswissen versuchte, eine restriktive Vorstellung vom «guten Leben» und der Familie als Basis der Nation durchzusetzen, kämpften die Aktivistinnen für Selbstbestimmung über den Frauenkörper. Gleichzeitig übernahmen sie aber auch die beiden Ungleichheitskategorien «Race» und «Class», indem sie beispielsweise Arbeiterfrauen empfahlen, sich auf zwei Kinder zu beschränken, oder indem sie

53 Vgl. auch Labaree 2014.

vor einer unkontrollierten Reproduktion der «unproduktiven, ungebildeten Schichten» warnten – aus sozioökonomischen wie aus eugenischen Gründen.

An ebendieser Ambivalenz der «Pädagogisierung des guten Lebens» durch Geburtenkontrolle sollten weitere transnational vergleichende Forschungen ansetzen. Vier Beobachtungen unterstreichen dies:

- 1) Die steigende Popularität von Geburtenkontrolle im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts war das Resultat eines intensiven transnationalen Wissenstransfers. Dieser wurde von Frauen als Expertinnen, von Bestsellern, Gerichtsprozessen, öffentlichen Kampagnen und politischem Aktivismus getragen. Dass in diesem Prozess auch eugenische Inhalte viel Gewicht erhielten, erklärt sich zum Teil aus der Bedeutung der Eugenik als wissenschaftlicher Sozialtechnik, zum Teil aus strategischen Erwägungen der Protagonistinnen wie Sanger oder Stopes, die Geldmittel und Aufmerksamkeit für ihre Ziele («the cause») zu sichern versuchten. Während britische Geburtenkontrollaktivistinnen und -aktivisten sich mit Beginn des Zweiten Weltkriegs offiziell von der Eugenikbewegung distanzieren und ihre Projekte nunmehr als Beitrag zur Wohlfahrtspolitik oder auch zur Bewahrung einer profamilialen Politik rahmten, gab es in den USA keinen vergleichbaren Wandel des Diskurses, wie das Beispiel Sangers unterstreicht.
- 2) Vergleicht man die nahezu deckungsgleichen Biografien der beiden Protagonistinnen diesseits und jenseits des Atlantiks, so zeigt sich, dass die Emanzipation der Frauen die entscheidende Entwicklungsrichtung des 20. Jahrhunderts darstellte. Sowohl Stopes als auch Sanger lebten ein symbolisches, exemplarisches Leben, waren international organisiert, unterhielten weitläufige Korrespondenzen, machten die Bekanntschaft von Intellektuellen und Politikern, die sie wiederum für ihre Zwecke zu mobilisieren suchten. Trotz ihrer höchst unterschiedlichen Bildungswege entwickelten sich sowohl die Krankenschwester als auch die Wissenschaftlerin zu Sozialexpertinnen und politischen Aktivistinnen, Gründerinnen von Beratungsstellen und NGOs. Persönlich überschritten sie Geschlechtergrenzen und setzten traditionelle Geschlechterrollen ausser Kraft, ohne das jedoch so offen zu thematisieren. Zwar waren sie berufstätige und alleinerziehende Mütter. Zugleich hörten sie keineswegs auf, Ehe und Mutterschaft als zentrale Werte für Frauen zu begreifen und zu propagieren. Privat lebten sie beide als Frauen, die nicht bereit waren, ihre Erfüllung bei nur einem Mann zu suchen und zu finden, propagierten in ihren Schriften das Recht der Frauen auf Aufklärung und sexuelle Erfüllung. Doch sie forderten das Patriarchat und den moralischen «dou-

ble standard» der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht offiziell heraus, überwog doch das Ziel der Propagierung von glücklichen, gesunden Ehen und Familien.

- 3) Die Anfänge internationaler NGOs im Feld der Gesundheitsfürsorge und Verhütung beruhten noch auf einem transnationalen und feministischen Geist. Während die späte Margaret Sanger ihren Aktivismus nach dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich auf die Gründung internationaler Organisationen wie der IPPF richtete, bezog sich Stopes traditionell mehr auf Grossbritannien und ihr Netzwerk von Beratungsstellen, äusserte sich aber ebenfalls zu internationalen Geburtenkontrollprogrammen und legte so die Grundlagen für die noch heute tätige NGO Marie Stopes International.
- 4) Aktivistinnen wie Sanger und Stopes betrachteten Verhütungswissen und Familienplanung als essenziell für Müttergesundheit, aber auch für die Verwirklichung von Frauenrechten und Frauenemanzipation – ohne jedoch die traditionellen Vorstellungen von Ehe und Familie als solche anzutasten. Ihr politischer, sozialer und Gesundheitsfeminismus bildete das zentrale Antriebsmoment für die inhaltliche Entwicklung der Forderung nach Geburtenkontrolle zu der nach reproduktiven Rechten. Wichtiger noch: Für Sanger und Stopes waren es gerade die Vorstellungen des «guten Lebens» für Frauen in ihren Familien, die sie zu ihrem Kampf für Geburtenkontrolle anspornten und zu Sozialexpertinnen werden liessen. In dieser Verbindung modernen Verhütungswissens mit prinzipiell feministisch-emanzipatorischer Stossrichtung und traditionellen Familienwerten liegt die Spezifik von Sangers und Stopes' Aktivismus zur Pädagogisierung ihrer Vorstellung vom «guten Leben».

Ungedruckte Quellen

Clarence Gamble Papers, Harvard University, Countway Library of Medicine, HMS c 23.

Marie C. Stopes an Cora Hudson, 24.3.1934. British Library, Marie C. Stopes Papers. Add MSS 58447-770.

Sanger, Margaret: Tomorrow's Children, May 1944. Typed Article: Records of Planned Parenthood Federation of America, Sophia B. Smith Collection, Margaret Sanger Microfilm S72: 387. Online unter: www.nyu.edu/projects/sanger/webedition/app/documents/show.php?sangerDoc=239372.xml (abgerufen am 24.4.2019).

Gedruckte Quellen

- Boston Women's Health Book Collective (Hrsg.): Women and their Bodies. A Course. Boston: The Collective 1970.
- Boston Women's Health Book Collective (Hrsg.): Our Bodies, Ourselves. A Book by and for Women. Boston: The Collective 1973.
- Katz, Esther/Engelman, Peter C./Hajo, Cathy Moran (Hrsg.): The Selected Papers of Margaret Sanger (SPMS). 4 Bde. Urbana, IL: University of Illinois Press 2003–2016.
- Sanger, Margaret: The Mothers – Our Duty. In: The New York Call vom 26.3.1911. Online unter: www.nyu.edu/projects/sanger/webedition/app/documents/show.php?sangerDoc=129332.xml (abgerufen am 1.11.2019).
- Sanger, Margaret: What every girl should know. Artikelserie in: The New York Call vom 17.11.1912–2.3.1913. Online unter: www.nyu.edu/projects/sanger/webedition/app/documents/show.php?sangerDoc=304928.xml (abgerufen am 1.11.2019).
- Sanger, Margaret H.: Family Limitation. o. O.: o. V. 1914a. Überarbeitete 6. Auflage 1917. Online unter: <https://archive.lib.msu.edu/DMC/AmRad/familylimitations.pdf> (abgerufen am 24.4.2019)
- Sanger, Margaret H.: The Prevention of Conception. In: The Woman Rebel, 1, 1 (1914b), S. 8, gedruckt in: The Selected Papers of Margaret Sanger (SPMS), Bd. 1, S. 72.
- Sanger, Margaret H.: Family Limitation. 18. Auflage. London 1924.
- Stopes, Marie C.: Married Love. A New Contribution to the Solution of Sex Difficulties. London: A. C. Fifield 1918a.
- Stopes, Marie C.: Married Love or Love in Marriage. New York: The Critic and Guide Company 1918b.
- Stopes, Marie C.: A Letter to Working Mothers on How to Have Healthy Children and Avoid Weakening Pregnancies. Elmer, Surrey: Selbstverlag 1919a.
- Stopes, Marie C.: Wise Parenthood. A practical sequel to «Married love». A book for married people. London: G. P. Putnam's Sons 1919b.
- Stopes, Marie C.: Radiant Motherhood. New York: G. P. Putnam's Sons 1920.
- Stopes, Marie C.: Mother England. A Contemporary History. London: John Bale Sons and Denielsson 1929.
- Sutherland, Halliday G.: Birth Control. A Statement of Christian Doctrine against the Neo-Malthusians. New York: P. J. Kenedy & Sons 1922.

Literatur

- Ahluwalia, Sanjam/Parmar, Daksha: From Gandhi to Gandhi. Contraceptive Technologies and Sexual Politics in Postcolonial India, 1947–1977. In: Solinger, Rickie/Nakachi, Mie (Hrsg.): *Reproductive States: Global Perspectives on the Invention and Implementation of Population Policy*. New York: Oxford University Press 2016, S. 124–155.
- Bashford, Allison: Population, Geopolitics, and International Organizations in the Mid Twentieth Century. In: *Journal of World History*, 19, 3 (2008), S. 327–347.
- Bland, Lucy/Hall, Lesley A.: Eugenics in Britain. The view from the metropole. In: Bashford, Allison/Levine, Philippa (Hrsg.): *The Oxford Handbook of the History of Eugenics*. New York: Oxford University Press 2010, S. 213–227.
- Box, Muriel: *The Trial of Marie Stopes*. London: Femina Books 1967.
- Carey, Jane: The Racial Imperatives of Sex. Birth Control and Eugenics in Britain, the United States and Australia in the Interwar Years. In: *Women's History Review*, 21, 5 (2012), S. 733–752.
- Chesler, Ellen: *Woman of Valor. Margaret Sanger and the Birth Control Movement in America*. New York: Simon & Schuster 2007, S. 99–134.
- Connelly, Matthew J.: *Fatal Misconception. The Struggle to Control World Population*. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press 2008, S. 378–380.
- Davis, Kathy: *The Making of Our Bodies, Ourselves. How Feminism Travels Across Borders*. Durham, NC: Duke University Press Books 2008.
- Debenham, Clare: *Marie Stopes' Sexual Revolution and the Birth Control Movement*. Cham: Palgrave MacMillan 2018.
- Ehrenreich, Barbara/English, Deirdre: *For Her Own Good. Two Centuries of the Experts' Advice to Women*. New York: Anchor Books 1978.
- Franks, Angela: *Margaret Sanger's Eugenic Legacy. The Control of Female Fertility*. Jefferson, NC: McFarland & Company 2005.
- Geppert, Alexander C. T.: Divine Sex, Happy Marriage, Regenerated Nation. Marie Stopes's Marital Manual Married Love and the Making of a Bestseller, 1918–1955. In: *Journal of the History of Sexuality*, 8, 31 (1998), S. 389–433.
- Hall, Leslie H.: *Sex, Gender, and Social Change in Britain since 1880*. London: Palgrave MacMillan 2000.
- Hall, Ruth (Hrsg.): *Dear Dr. Stopes. Sex in the 1920s*. Harmondsworth, Middlesex: Penguin 1982.

- Hartmann, Heinrich: «In einem gewissen Sinne politisch belastet». Bevölkerungswissenschaften und Bevölkerungspolitik zwischen Entwicklungshilfe und bundesrepublikanischer Sozialpolitik (1960er und 1970er Jahre). In: *Historische Zeitschrift*, 303 (2016), S. 98–125.
- Hartmann, Heinrich/Unger, Corinna (Hrsg.): *A World of Populations. Transnational Perspectives on Demography in the Twentieth Century*. New York: Berghahn 2014.
- Heinemann, Isabel: *Wert der Familie. Ehescheidung, Frauenarbeit und Reproduktion in den USA des 20. Jahrhunderts*. Berlin: De Gruyter 2018.
- Heinemann, Isabel: Margaret Sanger und die Geburt der Geburtenkontrolle. In: Später, Jörg/Zimmerer, Thomas (Hrsg.): *Lebensläufe im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein 2019, S. 77–96.
- Herzog, Dagmar: *Unlearning Eugenics. Sexuality, Reproduction, and Disability in Post-Nazi Europe*. Madison, WI: Wisconsin University Press 2018.
- Kline, Wendy: *Bodies of Knowledge*. Chicago: University of Chicago Press 2010.
- Kühl, Stefan: *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Campus 1997.
- Labaree, David F.: *Someone has to fail: The zero-sum game of public schooling*. Cambridge, MA: Harvard University Press 2014.
- Ladd-Taylor, Molly: Eugenics, Sterilization and the Modern Marriage in the USA. The Strange Career of Paul Popenoe. In: *Gender and History*, 13, 2 (2001), S. 298–327.
- McCann, Carole R.: *Birth Control Politics in the United States 1916–1945*. Ithaca, NY: Cornell University Press 1994.
- McCann, Carole R.: *Figuring the Population Bomb. Gender and Demography in the Mid-Twentieth Century*. Washington: University of Washington Press 2017.
- Raphael, Lutz: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 22 (1996), S. 165–193.
- Raphael, Lutz: *Embedding the Human and Social Sciences in Western Societies, 1880–1980. Reflections on Trends and Methods of Current Research*. In: Brückweh, Kerstin/Schumann, Dirk/Wetzell, Richard F./Ziemann, Benjamin (Hrsg.): *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980*. New York: Palgrave Macmillan 2012, S. 41–56.

- Raphael, Lutz: Zwischen Sozialaufklärung und radikalem Ordnungsdenken. Die Verwissenschaftlichung des Sozialen im Europa der ideologischen Extreme. In: Hübinger, Gangolf (Hrsg.): Europäische Wissenskulturen und politische Ordnungen der Moderne (1890–1970). München: Oldenbourg 2013, S. 29–50.
- Roesch, Claudia: Experten in der Moderne am Beispiel des reproduktiven Entscheidens in den 1960er bis 1980er Jahren. In: Pfister, Ulrich (Hrsg.): Kulturen des Entscheidens. Narrative – Praktiken – Ressourcen (Kulturen des Entscheidens, Bd. 1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018, S. 314–329.
- Rose, June: Marie Stopes and the Sexual Revolution. London: Faber and Faber 1992.
- Schneider, William H.: Toward the Improvement of the Human Race. The History of Eugenics in France. In: Journal of Modern History, 54, 2 (1982), S. 268–291.
- Solinger, Rickie/Nakachi, Mie (Hrsg.): Reproductive States. Global Perspectives on the Invention and Implementation of Population Policy. New York: Oxford University Press 2016.
- Stern, Alexandra Minna: Eugenic Nation. Faults and Frontiers of Better Breeding in Modern America. Berkeley, CA: University of California Press 2005.
- Unger, Corinna: Family Planning. A Rational Choice? The Influence of Systems Approaches, Behavioralism, and Rational Choice Thinking on Mid-Twentieth Century Family Planning Programs. In: Hartmann, Heinrich/Unger, Corinna (Hrsg.): A World of Populations. Transnational Perspectives on Demography in the Twentieth Century. New York: Berghahn 2014, S. 58–82.

Die Autorin

Prof. Dr. Isabel Heinemann,
Historisches Seminar, Westfälische Wilhelms-Universität Münster
E-Mail: isabel.heinemann@uni-muenster.de

3
erziehen zur
Abstinenz?

3.

Erziehen zur Abstinenz?

Das «abstinente Kränzchen» am kantonalen Lehrerseminar Küsnacht (1906–1926)¹

«Wohl sind wir nun Abstinентinnen u. wissen mehr od. weniger auch warum, aber ein sicherer fester Grund fehlt uns noch. Wenn wir einmal wirklich draussen kämpfen dürfen, so brauchen wir unbedingt einen solchen, u. zu diesem Halt sollten uns doch die Kränzlistunden verhelfen od. wenigstens den Weg zeigen.»²

In dieser Ambivalenz bilanzierte die Aktuarin des abstinenten Kränzchens am kantonalen Lehrerseminar in Küsnacht³ im September des Jahres 1916 die Arbeit der abstinenten Vereinigung seit den Sommerferien. Abstinenz verstanden die Mitglieder als gesellschaftliche Notwendigkeit, für die es zu kämpfen galt, sowie als Rettungsanker für die der Trinksitte Anheimgefallenen. Angeblich für den Kampf gegen den Alkohol unabdingbares Wissen fehle den Mitgliedern allerdings noch und solle im Kränzchen vermittelt werden. Erst mit einer solchen Fundierung könne man «draussen» in der Gesellschaft erziehend für Abstinenz kämpfen. Solche pädagogisierenden Absichten einer Vereinigung abstinenten Seminartistinnen am Zürcher kantonalen Lehrerseminar stehen im Zentrum des vorliegenden Beitrags.

Das 1906 gegründete abstinente Kränzchen hatte bis 1926 Bestand und ist mit eigenen Akten, einem detaillierten Protokollbuch und Niederschlag in weiteren am Seminar angefallenen Dokumenten wie etwa den Protokollen des Lehrerkon-

1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des SNF-Projekts 166008 «Wissenschaft – Erziehung und Alltag. Orte und Praktiken der Zürcher Primarlehrer/innenbildung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts».

2 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 111f.].

3 Das 1832 gegründete, kantonale Lehrerseminar in Küsnacht begann 1874, neben Knaben auch Mädchen aufzunehmen, und bot einen koedukativen Bildungsgang auf Mittelschulniveau an. Vgl. Grube/Hoffmann-Ocon 2015, S. 57f.; Grunder 2012, S. 2.

vents quellenmässig relativ gut belegt. Anhand dieses Quellenmaterials und mit den noch zu skizzierenden Theoriebezügen zu sozialen Bewegungen und zur Pädagogisierung arbeitet der vorliegende Beitrag heraus, wie die Abstinenz als erklärter Zweck des Kränzchens im Alltag ausgedeutet und in praktische Handlungen überführt wurde.⁴ Der Entscheid, den Fokus auf Praktiken⁵ der Vereinigung und nicht in erster Linie auf den Vereinszweck oder das die Vereinigung formal ebenso charakterisierende Geschlecht der Mitglieder zu legen, erlaubt es, Handlungen im Kränzchen nicht von vornherein als «abstinente» oder «weiblich» zu etikettieren. Vielmehr soll anhand der herausgearbeiteten Praktiken ergebnisoffen nach An- und Abgrenzungen zu anderen Vereinigungen und sozialen Bewegungen gefragt und erst nachgelagert diskutiert werden, ob diese Praktiken als «weiblich» und «abstinente» zu bezeichnen sind. Dadurch könnte zusätzlich eine Perspektivenerweiterung in der Erforschung sozialer Bewegungen angeregt werden. Dort wurden die einzelnen Bewegungen bisher häufig nach ihren Hauptstossrichtungen gesondert behandelt und Verflechtungen und wechselseitige Bezüge eher wenig thematisiert.⁶

Nach dem deutschen Soziologen Dieter Rucht können soziale Bewegungen unter anderem charakterisiert werden als kollektive Versuche, etwa über Proteste oder Mobilisierung fundamentalen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen. Sie bestehen aus Netzwerken von Individuen oder auch aus Organisationen, die der Bewegung angehören, und pflegen ein Wir-Gefühl, eine kollektive Identität.⁷ Soziale Bewegungen wie die hier im Fokus stehende Abstinenzbewegung streben also, so könnte man mit Blick auf das Thema des Bandes sagen, nach gesellschaftlichem Wandel gemäss einer Vision des «guten Lebens». Dazu wenden sie nicht institutionellen Zwang, sondern die (erziehende) Kraft der Überzeugung an, um weitere Menschen für ihre Sache zu gewinnen und so den erwünschten gesellschaftlichen Wandel zu erwirken. Insbesondere die Vision einer zur Erreichung des «guten Lebens» gemäss gewissen Grundsätzen – wie der Abstinenz – umzugestaltenden Gesellschaft verweist also auf erziehende Momente. Daraus ergibt sich eine gewisse Nähe zum Konzept der Pädagogisierung, wie es etwa vom US-amerikanischen Bildungshistoriker David Labaree⁸ gefasst wurde. Das

4 Für kontextspezifische Bedeutungsschattierungen zentraler Schlagworte in sozialen Bewegungen vgl. Berger/Nehring 2017, S. 2.

5 Praktiken werden hier als Manifestationen kulturell codierter, impliziter und expliziter Wissensbestände in Handlungen verstanden. Vgl. dazu ausführlicher De Vincenti in Vorbereitung. Für eine breitere Diskussion des Forschungsstandes zu praxeologischen Ansätzen in der historischen Bildungsforschung vgl. Hoffmann-Ocon/Grube/De Vincenti in Vorbereitung.

6 Vgl. z.B. Berger/Nehring 2017; Mittag/Stadtland 2014.

7 Rucht 2017, S. 43–45.

8 Labaree 2008.

Kränzchen kann deshalb als Beispiel für die Pädagogisierung des «guten Lebens» herangezogen werden.

Pädagogisierung kann zunächst ganz allgemein als «Umcodierung» von als defizitär wahrgenommenen gesellschaftlichen Entwicklungen in pädagogisch zu behandelnde Probleme verstanden werden.⁹ Labaree führt solche pädagogisierenden Ambitionen, die Gesellschaft umzugestalten, ganz grundsätzlich auf das Spannungsverhältnis zwischen dem liberalen Ideal der individuellen Freiheit und der Realisierung gesellschaftspolitischer Ziele zurück, die dann fast nur noch über Erziehung zu erreichen seien. Bezogen auf die Erziehung, schreibt er deshalb: «We want an institution that will pursue our social goals in a way that is in line with the individualism at the heart of the liberal ideal, aiming to solve social problems by seeking to change the hearts, minds, and capacities of individual students.»¹⁰ Der Erziehung könne dabei aber noch eine weitere Funktion zukommen, nämlich die, unsere Ideale, unsere Visionen des «guten Lebens» zu zeigen und zu bearbeiten: «[W]e want an institution through which we can express our social goals [...]. So education can serve as a point of civic pride, a showplace for our ideals, and a medium for engaging in uplifting but ultimately inconsequential disputes about alternative visions of the good life.»¹¹ Während Labaree bei seinen Ausführungen zur Pädagogisierung vor allem Bildungsinstitutionen im Blick hatte, fokussiert dieser Beitrag einen Ort der Abstinenzbewegung, bezieht also Labarees Überlegungen auf eine soziale Bewegung. In diesem Schnittfeld sollen zwei Fragen diskutiert werden: 1. Wie realisierte das Kränzchen die Pädagogisierung des «guten Lebens» praktisch, wie wurde die Abstinenz in praktische Handlungen überführt? 2. Inwiefern werden diese Praktiken der abstinenten Seminaristinnen überhaupt als diejenigen einer abstinenten Mädchenvereinigung, also als abstinente und weiblich, erkennbar?

Angeordnet werden die Überlegungen in drei schwach chronologischen Teilen, die nicht in scharfer Abgrenzung voneinander zu lesen sind, sondern eher als Schwerpunkte, um welche die Aktivitäten des Kränzchens in der jeweiligen Phase hauptsächlich kreisten: Ein erster Abschnitt deutet die Gründungsphase als Ringen um eine tätige Umsetzung des Abstinenzschlagworts, der zweite Abschnitt beschreibt eine gewisse Konsolidierung des Kränzchens in An- und Abgrenzungen zum Abstinentenverein der männlichen Zöglinge am Seminar, während der dritte Abschnitt eine starke Orientierung an der Wandervogelbewegung thematisiert. Im Fazit, dem vierten Abschnitt, wird diskutiert, inwiefern die

9 Höhne 2004, S. 31; Boser et al. 2018, S. 303–332.

10 Labaree 2008, S. 448.

11 Labaree 2008, S. 448.

herausgearbeiteten Vereinspraktiken des Kränzchens als abstinente und weiblich und inwiefern sie als pädagogisierend beschrieben werden können.

1. Die Gründungsphase des Kränzchens – Ringen um eine tätige Umsetzung der Abstinenz

Das bereits erwähnte Protokollbuch, das die jeweilige Aktuarin des abstinenten Kränzchens zu führen hatte, war ein 1906 wohl anlässlich der Gründung überreichtes Geschenk der Fraternitas, der Abstinentenvereinigung der männlichen Zöglinge am selben Lehrerseminar. Vorne im Buch findet sich denn auch ihre Widmung, welche die abstinenten Seminaristinnen als «Kampfgenossinnen» adressiert und auffordert, «auch den [übrigen, nicht abstinenten, ADV] Seminaristinnen die Augen für die grosse Sache der Abstinenz zu öffnen». Der Wirkungskreis der Gruppierung war also – zumindest in der Fremdwahrnehmung der Kollegen – zunächst das Seminar, das jedoch später transzendiert werden sollte. Die Seminaristinnen werden aufgerufen, sich auch später als Lehrerinnen für die Abstinenz einzusetzen. Gerade die Lehrerinnen, so heisst es in der Widmung weiter, könnten «mit grösstem Erfolg für unsere Bewegung [...] wirken», weil sie «verhältnismässig leicht» die anderen Frauen überzeugen und anschliessend Einfluss auf die Männer ausüben könnten.¹² Damit schliessen die Fraternitaner an einen in der Abstinenzbewegung schon im ausgehenden 19. Jahrhundert verbreiteten Topos der besonderen Eignung der Lehrerinnen als Kämpferinnen gegen den Alkohol an. Die Berner Sekundarlehrerin G[ertrud] Züricher etwa schloss ihr 1899 auf der Hauptversammlung der Sektion Bern des Schweizerischen Lehrerinnenvereines gehaltenes Plädoyer für das Engagement der Lehrerinnen in der Abstinenzbewegung mit dem Aufruf, Frauen und gerade Lehrerinnen sollten «nicht furchtsam hintennach [...] hinken, sondern sich bahnbrechend an die Spitze dieser Bewegung [...] stellen» und vorangehen in diesem Kampf gegen den Alkohol.¹³ In ähnlicher Diktion schliesst auch die Widmung der abstinenten Seminarzöglinge mit einer Aufforderung zur Auflehnung gegen den Alkohol: Das Kränzchen solle in seiner Mitte «tüchtige Kämpferinnen» heranbilden, «welche einst im Leben draussen erst recht unserer Sache die besten Kräfte des Herzens und des Kopfes weih'n».¹⁴ Das Kränzchen wird von den abstinenten Fraternitanern demnach auch als Ort der Bildung und Selbstbil-

12 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. I].

13 Zürichers Rede wird zitiert in: W. W. 1899, [o. S.]. Zur Förderung des Engagements der Lehrerinnen im Kampf gegen den Alkohol wurde 1899 innerhalb des Schweizerischen Lehrerinnenvereines eine eigene Abstinenzsektion gegründet, die rasch wuchs und im Organ des Muttervereines eine eigene Rubrik bekam. Treibende Kraft im abstinenten Lehrerinnenverein war Gertrud Züricher (Zürcher Meuwly 2010, S. 241).

14 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. If].

derung der Seminaristinnen imaginiert, aus dem gerüstete Verfechterinnen der Abstinenz hervorgehen sollten.

Wie das Protokollbuch kam auch der Anstoss zur Gründung des Kränzchens von aussen, namentlich von einem gewissen Frl. Gassmann, einer engagierten Abstinentin und wohl selbst ehemaligen Seminaristin, sowie den männlichen Kollegen der Fraternitas, welche die Seminaristinnen an einer Abstinenzveranstaltung in Zollikon zur Gründung eines Kränzchens überreden wollten. Die Gründungsversammlung fand schliesslich unter Anwesenheit von Frl. Gassmann am Seminar Küsnacht statt.¹⁵ Die Pflicht eines jeden der acht Mitglieder sollte es sein, «für die Abstinenzbewegung einzustehen u. [sic, ADV] an seinem Platze so viel als möglich zu unterstützen». Man wollte wöchentlich eine einstündige Sitzung abhalten, um Fragen zu besprechen und sich mit Lektüre und Handarbeiten zu beschäftigen.¹⁶ Dazwischen sollten vor allem die Vorträge der Fraternitas besucht und ihre Lesemappe und Bibliothek konsultiert werden. Während die Widmung der Fraternitas also den aktiven Kampf gegen den Alkohol in den Vordergrund rückte, indem weitere Seminaristinnen für die Abstinenz gewonnen werden sollten, überwog in der selbst verfassten Zweckbestimmung des Kränzchens eher die Selbstbildung, die bei gleichzeitiger Erledigung von Handarbeiten stattfinden sollte. Die Gewichtung von Selbstbildung und Handarbeit an den Treffen sollte über die gesamte Lebenszeit der Vereinigung umstritten bleiben.

Insbesondere an den ersten Sitzungen ab Herbst 1906 herrschten Ratlosigkeit und Uneinigkeit über die zu verfolgenden Tätigkeiten. Im Juni 1907 hiess es im Protokollbuch: «Noch immer wird gestritten über die Beschäftigung in den Sitzungen.» Erst als das Kränzchen beinahe ein Jahr nach der Gründung beschloss, in ein schattiges Tal zu wandern, um dort zu lesen – einfach weil die Sommertage gerade so schön seien – kam etwas Bewegung in die Gruppierung. Doch auch diese Wanderungen wurden rasch wieder aufgegeben. Die Mitglieder hatten wahlweise keine Zeit, Kopfschmerzen oder wollten nur in vollzähliger Formation wandern.¹⁷ Im Herbst wandte sich die Aktuarin gar ironisierend an den imaginierten Leser: «Aha, jetzt wird's kommen! Hast dich aber getäuscht lieber Leser; denn hätten nicht einige aus unserem Kränzchen für das Stiftungsfest der Fraternitas arbeiten müssen, so hätten wir wieder mal rein gar nichts getan.»¹⁸

Die Arbeitsbelastung der Seminaristinnen, vor allem Aufsätze und anzufertigende Zeichnungen, wurden immer wieder als Grund aufgeführt, weshalb in den

15 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 1].

16 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [2].

17 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 6].

18 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 9].

Kränzchenstunden kaum etwas geschah.¹⁹ Vor allem die Zusammenkünfte mit der Fraternitas und der Besuch des Theaters oder von an die bildungsbürgerliche Kultur anschliessenden Vorträgen über Schiller, Ellen Key und andere Persönlichkeiten schlugen sich im Protokollbuch nieder.²⁰

Trotz dieses eher harzigen Beginns traten neue Mitglieder in das Kränzchen ein, was auf eine gewisse Attraktivität der Vereinigung verweist, die möglicherweise gerade in den Kontakten zur Abstinentenvereinigung der männlichen Zöglinge begründet war.

2. Konsolidierung und Vereinswerdung – An- und Abgrenzungen zur männlichen Fraternitas

Die Kontakte zwischen männlichen und weiblichen Zöglingen waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts am Seminar Küsnacht ein heiss debattiertes Thema, wie etwa auch in den Protokollen des Lehrerkonvents deutlich wird. So monierte im Mai 1905 ein Lehrer, die Zöglinge verkehrten etwas zu frei mit den Töchtern, was leicht zu Missdeutungen Anlass geben könne. Um diesen Verkehr einzudämmen, beschloss der Konvent unter anderem, die Glastüre zwischen Abort der Mädchen und Flur abzuschliessen.²¹ Auch eine Veranstaltung des Lesevereins²² am Seminar wurde mit der Begründung zurückgewiesen, sie hätte «einen vertrauten Verkehr der Zöglinge mit den Töchtern zur Folge, was nicht ohne Gefahr sei».²³ Der Leseverein reagierte auf die ablehnende Antwort, indem er sich über die abstinente Fraternitas beklagte. Die habe sich Übergriffe auf das eigene Arbeitsgebiet erlaubt – etwa mit Vorträgen zu allgemeinen Themen, mit Aufführungen oder der Anschaffung von Zeitschriften, die bereits in der Lesevereinsmappe zirkulierten. Ferner wird der Lehrerkonvent vom Leseverein darauf hingewiesen, dass am Seminar entgegen dem Vereinsverbot für weibli-

19 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 10].

20 Ähnliche Befunde einer bildungsbürgerlichen Orientierung wurden auch für deutsche Studentinnenverbände (Brinkschulte 2005, S. 109) und für die Sozialistische Jugendorganisation in Zürich (Hardegger 2017, S. 272–276) vorgelegt.

21 Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom 6. Mai 1905, S. 193. Nicht nur die Aborte waren getrennt, generell sollten sich die Wege der Seminaristinnen und Seminaristen möglichst selten kreuzen. So betraten die Seminaristinnen erst mit dem Lehrer die Unterrichtsräume, um in den ersten Reihen Platz zu nehmen. Nach der Lektion verliessen die von ihren Kollegen «Hühner» genannten Seminaristinnen den Raum wieder als geschlossene Gruppe und begaben sich in ihr «Mädchenzimmer», wo sie die Pause verbrachten. Auch die Schulreisen wurden zunächst getrennt absolviert, 1913 fand die erste gemeinsame Alpenreise statt (Schmid 1982, S. 107f.).

22 Der Leseverein war neben dem Abstinentenverein Fraternitas ein weiterer der vier offiziell anerkannten Vereine der Seminarzöglinge in Küsnacht. Viel mitgliederstärker waren jedoch der Turn- und der Stenografieverein (Bloch 1992, S. 118ff.).

23 Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom 23. Mai 1905, S. 195. Dennoch wurde den Zöglingen und Töchtern der oberen Klassen im Folgejahr erlaubt, einen gemischten Tanzkurs, allerdings unter der Leitung des Turnlehrers, zu besuchen. Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom 8. Juni 1906, S. 223.

che Zöglinge²⁴ ein Kränzchen abstinenten Töchter bestehe, dessen Mitglieder sich an den Sitzungen der Fraternitas beteiligten und auch schon an Abstimmungen teilgenommen hätten, während dem Leseverein nicht erlaubt worden sei, Seminaristinnen als Mitglieder aufzunehmen.²⁵

Der vom Leseverein geäußerte Vorwurf, an den Veranstaltungen der Abstinenten würden viele literarische Themen behandelt, scheint nicht unbegründet gewesen zu sein. So finden sich auch in den Protokollen des Kränzchens von Beginn weg Hinweise auf literarische Lektüren und Theaterbesuche; explizite Bezüge zur Alkoholthematik hingegen erstaunlicherweise erstmals 1910, also ungefähr vier Jahre nach der Gründung. Der betreffende Eintrag fällt sehr salbungsvoll und wohl ironisch aus: Die eigene Tätigkeit wird als Missionsleben, die Abstinenz als Glaube, der Eintritt ins Kränzchen als Bekehrung bezeichnet. Die Präsidentin habe eine «in heiligem Zorne» gesprochene Anklage gegen den Alkohol zu den Göttern empordringen und ihr «siegreiches Pathos bis zum höchsten steigen» lassen, indem sie dem Alkohol den Tod und die Zuckerbäckerware herbeigewünscht habe. Das Treffen sei gemütlich ausgeklungen, auch wenn nicht alle Lachmuskeln eingesetzt worden seien. Immerhin: «Ein liebliches Kleeblatt» habe sich sofort «zum neuen Glauben» bekehrt und das Kränzchen somit «sage und schreibe drei Seelen gerettet».²⁶

Dass nicht allzu viel gelacht wurde an der etwas pathetischen Veranstaltung und die Seminaristinnen auch nicht in Scharen zur Abstinenz überliefen, passt wiederum zu Bedenken, die bereits in der Gründungsphase des abstinenten Lehrerinnenvereins diskutiert wurden. Viele Lehrerinnen hätten von einem Beitritt zum Verein lieber abgesehen, weil sie die dem «Nonnengelübde» ähnliche, bindende Bekenntnis zur Abstinenz fürchteten, die mit Endgültigkeit, Verzicht, Opfer und Entsagung assoziiert wurde.²⁷ Ähnlich wurde auch in den Debatten um das Mädchenwandern im deutschen Wandervogel vor einem «klösterlich-tantenhafte[n] Beigeschmack» gewarnt, der das von jungen Lehrerinnen geleitete Wanderleben affizieren könnte, und die Mädchen deshalb eine «männliche[] Führung» vorziehen liess.²⁸

24 Laut § 24 der Seminarordnung (1901) war es den Seminarzöglingen gestattet, zu ihrer «wissenschaftlichen oder praktischen Ausbildung» Vereine zu bilden, deren Statuten durch den Konvent zu genehmigen waren. Weiblichen Zöglingen war die Teilnahme am seminaristischen Vereinsleben aufgrund ihres Geschlechts nicht gestattet. Zu weiteren Zöglingsvereinigungen am Seminar Küsnacht siehe auch De Vincenti 2018, S. 13–16; De Vincenti in Vorbereitung a; De Vincenti in Vorbereitung b.

25 Der Konvent beschloss nach längerer Diskussion, bezüglich der Beteiligung der Töchter alle Vereine gleich zu behandeln und die Fraternitas zu mehr Vorsicht anzumahnen, um nicht zu unnötigen Streitigkeiten Anlass zu bieten. Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom 16. Januar 1908, S. 275–277.

26 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 17].

27 Zürcher Meuwly 2010, S. 241.

28 Klönne 1996, S. 254.

Auch den Seminaristinnen fiel es offensichtlich schwer, losgelöst von der Fraternitas die Abstinenzidee in Tätigkeiten für die Vereinsstunden umzugliessen, also die Nicht-Tat des Nicht-Trinkens in gemeinsame Tätigkeiten münden zu lassen. So veranlasste etwa die mehrfache Behandlung der Todesstrafe im Jahr 1908 den Lehrerkonvent zur Diskussion, «ob es den weiblichen Zöglingen des Seminars wohl anstehe, über solche Dinge zu reden u. sogar zusammen mit der Fraternitas». Die Aktuarin mimt ironisierend Desinteresse und schreibt, ihr fehle die Intelligenz, das Lebensgefährliche an der Diskussion zu erkennen. Sie habe sich daher nicht mehr um die Sache gekümmert und wisse nicht recht, ob man sich im Urteil nun «für schicklich oder unschicklich» entschieden habe.²⁹ Die Mitglieder des Kränzchens erlebten demnach Widerstand, wenn sie mit den tradierten Rollenbildern brachen und sich dezidiert politischen Themen zuwandten, während Untätigkeit und die Erledigung von Handarbeiten keine Reaktionen von aussen provozierten. Ähnliches wurde für die ersten Studentinnen an deutschen Universitäten beschrieben. So traten die Studenten mit Studienbeginn zwar aus den familiären Bindungen heraus und genossen akademische Freiheiten, fanden aber zugleich neuen Halt in den Verbindungen und Korporationen. Der studentische Comment fungierte als «Curriculum maskuliner Orientierung und Verhaltensmuster»³⁰. Für die Studentinnen gab es kein solches Curriculum, keine analogen Orte und Praktiken, und ein Studentinnenmilieu fehlte zunächst gänzlich. Mädchen oder Frauen, die sich auf männlich konnotiertem Terrain zu bewegen versuchten, gerieten oft in eine paradoxe Situation: Wenn sie mit Anpassung an als männlich geltende Verhaltensweisen agierten, etwa mit Versuchen, ihre Themen aufzugreifen oder ebenso «heldisch» zu sein, ebenso viel zu trinken, galten sie als unweiblich, und man warnte vor «Verbenglung», Vermännlichung oder Mannsweibern. Bewegten sie sich indes innerhalb der tradierten Rollenerwartung für Mädchen oder Frauen und nahmen dennoch an ehemals Männern vorbehaltenen Gruppierungen teil, befürchtete man eine Verweiblichung der Sache, etwa der männerbündischen Wandergruppen. So wurde im deutschen Wandervogel vor der Heranbildung von «Mischgewächse[n] und Halbgeschöpfe[n]» gewarnt, sollten Mädchen und Knaben gemeinsam wandern dürfen.³¹ Die durch dieses Paradox induzierte Verunsicherung der Akteurinnen könnte mit ein Grund

29 Protokollbuch Kränzchen Küssnacht, [S. 14].

30 Brinkschulte 2005, S. 107 (Zitat Ute Frevert).

31 Klönne 1996, S. 251–265; Brinkschulte 2005, S. 107f.; Stambolis 2011, S. 60. Im Schweizer Wandervogel akzentuierte sich die Geschlechterfrage insbesondere im Jahr 1919, als der Antrag auf Auflösung des Wandervogels und der Schaffung eines «Bubenbundes» zwar abgelehnt wurde, aufgrund der angeblich unterschiedlichen Wesensart von Buben und Mädchen sich dennoch zunehmend nach Geschlecht getrennte Gruppen durchsetzten; vgl. Baumann 1966, S. 34, 36. Zur Debatte um die «Mädchenfrage» im deutschen Wandervogel siehe auch Bruns 2011, S. 34–36.

für so wahrgenommenes eigenes Unvermögen auch bei den abstinenten Seminaristinnen sein. Im Vergleich mit dem Engagement der männlichen Abstinenten nahmen sie das eigene Engagement stets als dahinter zurückstehend wahr und beklagten dies auch immer wieder: «Wenn uns so ein feuriger Helvetianer in unserm tun u. lassen [sic!] beobachtet hätte in den letzten Monaten, so hätte er uns wahrscheinlich nicht so gar sanft gerüffelt. Es wurden uns zwar von verschiedenen andern Seiten her manche schönen Tugenden vorgeworfen, Bequemlichkeit, Trägheit, Pflichtvergessenheit u. was solche Dinge mehr sind. Es hat uns zwar nicht sehr weh getan, weil wir selbst doch am besten wissen, wie sehr es uns um unsere Sache zu tun ist. Wenn auch in unseren Sitzungen meistens nur Geschäftliches behandelt worden ist, so lassen wir uns doch unsere Begeisterung für die gute Sache nicht absprechen.»³² So wird denn dem emsigen Treiben der abstinenten Zöglinge am Seminar mit einer Mischung aus Bewunderung, Selbstzweifel und vielleicht auch wohlwollendem Spott zugesehen. Die Protokollführerin des Kränzchens hielt schon im Herbst 1908 fest: «Es ist beinahe lebensgefährlich, um die Seminar-Ecke zu gehen u. wer dies dennoch tun muss, dem rate ich, in möglichst weitem Bogen der Klippe auszuweichen, ansonst er sicherlich von einem Fraternitaner über den Haufen geworfen würde; denn die rennen zur Zeit mit so diensteifrigen Gesichtern umher, dass sie nicht mehr sehen u. hören, was um sie her vorgeht.»³³

Mit viel Enthusiasmus und auch Witz wurde denn auch von den Monatsversammlungen der Fraternitas, etwa im Juni 1910 im Hotel Central, berichtet, welche die abstinenten Seminaristinnen ab und zu besuchten. Dort hielt Leonhard Ragaz, Mitbegründer der religiös-sozialen Bewegung in der Schweiz und Theologieprofessor an der Universität Zürich, einen Vortrag über den «freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern». Das Protokoll verweist als Erstes auf den Erfolg der Veranstaltung, der jedoch nicht zuvorderst den Ausführungen Ragaz' zugeschrieben wurde: «Fast sämtliche Erstklässlerinnen fanden sich ein, gab es doch da auch etwas zum «schmausen». Nein, sie kamen natürlich nicht deswegen, zu ihrer Ehre sei es gesagt.» Der Vortrag habe dazu angeregt, selber mitzuhelfen, die sinnlosen Vorurteile, die einen ungehemmten und kameradschaftlichen Verkehr zwischen Mädchen und Jüngling verunmöglichten, auszuräumen: «Erst wenn einst die unglückselige Tradition dieser «Armen im Geiste» gebrochen ist, ist die Möglichkeit einer Kameradschaft da.» Mit «Armen im Geiste», präzisiert die Aktuarin sogleich, meine sie diejenigen, die «nach

32 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 12].

33 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 15].

rückständigen Regeln der Gesellschaft jeden nähern Verkehr des Mädchens mit dem Jüngling als unsittlich betrachten». ³⁴

Gerade die Begegnungen mit den männlichen abstinenter Zöglingen wurden jeweils als Höhepunkte im Alltag des Kränzchens erlebt. An einem der auch von den Kränzliannerinnen, also den Mitgliedern des Kränzchens, besuchten Vereinsabende durfte ein gewisser Herr Dr. Fick zunächst über seinen Afrikaaufenthalt referieren, anschliessend gab es etwas zu essen, und der «gemütliche Teil» des Abends habe mit einem Tänzchen einen «recht «würdevollen» Abschluss» gefunden. An einem anderen Abend habe der Fraternitanerpräsident stets mit wachsamem Auge aufgepasst, dass niemand sein Glas mit dem «süssen Most» füllte, bevor dieses ganz leer war, und umgehend mit «vernichtenden» Blicken gestraft, wer sich nicht daran hielt. Die diese Szene beschreibende Passage schliesst mit dem Satz: «So schlimm war es natürlich nicht gemeint, man müsste die Frater schon herzlich schlecht kennen.» Mit der Zeit entstand demnach eine gewisse Vertrautheit unter abstinenter Seminaristen und Seminaristinnen, und die Neckereien zwischen «Fratern» und «Kränzliannerinnen» wurden fast liebevoll im Protokollbuch des Kränzchens festgehalten. ³⁵ Die Begegnungen mit dem andern Geschlecht wurden teilweise regelrecht inszeniert, deren Wirkung ausgekostet. Dies wird etwa an der folgenden Szene aus dem Protokollbuch deutlich: «[W]ir setzten uns an den Strassenrand und erwarteten triumphierend einen ehemaligen Seminaristen, der auch wirklich kam und hochrot, mit gesenkten Wimpern vorbei ging, nach scheuem, leisem Gruss.» ³⁶

Angesichts der gleichzeitigen Bestrebungen am Seminar, die Kontakte zwischen den Geschlechtern auf ein Minimum zu beschränken, wurden Gelegenheiten, ein unverkrampftes Geschlechterverhältnis zu erproben, von den abstinenter Seminaristinnen gerne genutzt, was wiederum Fragen des Umgangs mit dem andern Geschlecht aufwarf, aber auch zu einer stärkeren Positionierung bezüglich des eigenen Geschlechts führte. So wurde im Kränzchen mit Blick auf die abstinenter Seminaristen immer wieder auf Geschlechterdifferenzen verwiesen und etwa zeitgleich mit den Forderungen nach entspannten Begegnungen der Geschlechter Möglichkeiten eines spezifisch weiblichen Engagements im Zusammenhang mit der sozialen Frage ausgelotet. Dazu lasen die abstinenter Seminaristinnen das Anweisungsbüchlein für junge Frauen der Genfer Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Aline Hoffmann-Rossier mit dem Titel «Ins volle Leben, ins volle Glück». Die Lektüre zeige den Angehörigen des «schwachen

34 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 19f.].

35 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 22].

36 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 56].

Geschlecht[s]», so das Protokollbuch des Kränzchens, wo sie als Frauen eingreifen und zur Lösung der sozialen Frage beisteuern könnten.³⁷

Trotz der teilweisen Orientierungslosigkeit und ambivalenten Selbstwahrnehmungen, die zwischen Tradierung und Transzendierung bürgerlicher Geschlechtervorstellungen oszillierten, festigte sich das Kränzchen und konturierte sich formal nun als eigenständige Vereinigung von Abstinentinne[n]. So trat es 1911 aus dem vom Richtungsstreit zwischen Farben tragenden und eher am Wandervogel orientierten Mitgliedern gelähmten Dachverband abstinenten Mittelschüler Helvetia aus, um mit den anderen Mädchensektionen den Schweizerischen Bund abstinenten Mädchen mit zu begründen, einen Dachverband für junge abstinenten Frauen.³⁸ Mit der als Mitglied im Bund abstinenten Mädchen gewonnenen Selbstständigkeit wollte man auch am Seminar unabhängig werden von der Fraternitas. Zuvor hatte das Kränzchen «unter dem besondern Schutze der »Fraternitas« gestanden, ohne jedoch selbst ein Verein zu sein. Nun, mit der Mitgliedschaft im Bund abstinenten Mädchen, war das Kränzchen dort zum selbstständigen Verein geworden, woraus die Aktuarin trotz formalem Verbot sofort das Recht ableitete, nun auch am Seminar eigene Statuten aufzustellen: «Hurra! Hoffentlich rüttelt's und kocht es in jedem Herzen unsrer Kränzlischwester[n]: das Kränzchen ist ja Verein und darf als solcher nun Statuten aufstellen! Wahrhaftig.» Vereinsstatuten der am Seminar anerkannten Vereine mussten laut Seminarordnung vom Konvent genehmigt werden. Obwohl Mädchen die Vereinsgründung bis dahin untersagt war, resultierte eine umgehende Anfrage beim Seminardirektor in einer Bewilligung zur Anfertigung des Statutenentwurfs.³⁹ So erlangte das Kränzchen am Seminar Küsnacht 1912 mit der Unterschrift des Seminardirektors unter die Statuten offiziell den Status eines Vereins.⁴⁰ Bei der Arbeit an den Statuten des Kränzchens hatte vor allem «lebhaften Anklang» gefunden, dass jährlich eine obligatorische Tour nach Art des Wandervogels durchzuführen sei. Auf ein spezifisch weibliches Engagement geht das Protokoll nicht ein und vermerkt lediglich, ansonsten seien Vorträge im vierzehntäglichen Rhythmus zu Themen der Kunst, Literatur oder der sozialen Frage zu halten und «Geschäftliches» abzuwickeln.⁴¹

Die Orientierung an der Wandervogelbewegung selbst in den Statuten mag zunächst erstaunen, weil am Seminar zu genau der Zeit eine Sektion des Wan-

37 Hoffmann[-Rossier] 1906; Aline Hoffmann-Rossier ist für ihre Anweisungsbücher für junge Frauen bekannt und war in diversen sozialen Bewegungen sehr aktiv (Ludi 2006).

38 Polivka 2000, S. 69.

39 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 33].

40 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 44].

41 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 35].

dervogels gegründet worden war. Sie durfte jedoch gemäss Abmachung mit dem Lehrerkonvent keine Mädchen zu den Touren zulassen und auch kein eigentliches Vereinsleben am Seminar entfalten, sodass den Seminaristinnen ausserhalb des Kränzchens keine Möglichkeiten offenstanden, am Wandervogel teilzuhaben.⁴² Als 1914 über die dann doch nicht vollzogene Auflösung des Dachverbands der abstinenten Mittelschüler Helvetia diskutiert wurde, zeigte sich die Beliebtheit des Wandervogels unter den abstinenten Seminaristinnen und Seminaristen erneut. Die Fraternitaner sprachen sich für die Auflösung der Helvetia aus und wünschten, der Wandervogel solle an seine Stelle treten: «[A]uf gemeinsamer Fahrt, nur da kann der Einzelne aus sich heraustreten, und ein freier abstinenter Kerl findet den gleich gesinnten Freund so am ehsten.» Die Aktuarin im Kränzchen teilte diese Sichtweise. Der Abstinendachverband sei «so äusserlich geworden (Farbentragen), und ein Zusammenarbeiten der Sektionen wie beim W[ander]V[ogel] ist hier unmöglich.»⁴³ Damit hätte sich ein Kreis geschlossen, denn anders als in Deutschland hatte sich der Wandervogel in der Schweiz aus der jugendlichen Abstinenzbewegung heraus entwickelt und war am Zentralfest der Helvetia 1907 als «Schweizerischer Bund für alkoholfreie Jugendwanderungen» gegründet worden.⁴⁴ Die ersten, sehr erfolgreichen Jahre waren dann jedoch gekennzeichnet von der Ablösung von den abstinenten Gründerverbänden Helvetia (Mittelschulen) und Libertas (Universitäten) und der damit verbundenen Schaffung einer eigenen Verbandszeitung. Man wollte im Wandervogel «ohne Bindung an Aktionsprogramme und ohne Verpflichtungen zu gesellschaftlicher Aktivität» einfach «werden», «wachsen» und «reifen», was dem Anliegen der Abstinenz und der Verbreitung des Abstinenzgedankens entgegenstand und im Kränzchen auch das alte Spannungsfeld zwischen inhaltlicher Auseinandersetzung mit der Abstinenz und anderen Tätigkeiten neu akzentuierte. Damit war der Wandervogel den jugendlichen Abstinenten und Abstinentinnen in dieser Zeit eine wichtige Folie der An-, aber eben auch Abgrenzungen, zumal 1910 das

42 Die Erlaubnis zur Gründung einer Wandervogelsektion am Seminar wurde vom Konvent im September 1909 erteilt, im Oktober 1910 verlas Turnlehrer Spühler im Konvent die Statuten und empfahl sie zur Annahme, im Januar 1911 wurden die Statuten dann nach geringfügigen Änderungen angenommen. Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzungen vom 3. September 1909, 3. Oktober 1910 und 12. Januar 1911, S. 32f., 61, 74.

43 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 77]. An- und Abgrenzungen zum Wandervogel sind auch für andere Abstinenzvereinigungen überliefert. So stach etwa die Curia Chur mit ihrer Nähe zur Wandervogelbewegung schon in den ersten Jahren der Helvetia aus den übrigen verbindungsähnlichen Vereinssektionen heraus. Gerade um Flügelkämpfe zwischen an traditionellen Studentenverbindungen und am Wandervogel orientierten Abstinenten zu vermeiden, hatte die Helvetia als Zentralverband 1907 den Schweizerischen Wandervogel als gesonderte, der Helvetia aber doch zugehörige Vereinigung mitbegründet. Die Ideen des Wandervogels hätten sich, so steht es im Aufruf zur Gründung neuer Sektionen, schon sehr bewährt, etwa mit den alkoholfreien Schülerwanderungen unter Seminarlehrer Stump in Bern (Polivka 2000, S. 17f., 66).

44 Baumann 1966, S. 8f.

Bestreben der Abstinenten im Wandervogel gescheitert war, angesichts der Öffnung gegenüber nichtabstinenten Mitgliedern wenigstens die Ämter den abstinenten Mitgliedern vorzubehalten.⁴⁵

3. Hochphase und Krise: zwischen Wanderlust und pädagogisierendem Selbstanspruch

Zur Vorbereitung auf die geplante Tour nach Art des Wandervogels übte das Kränzchen neu nun auch Gesang ein. Ansonsten beschäftigte es sich mit der «sozialen Frauenbewegung» und las dazu zum Beispiel zwei Texte von Leonhard Ragaz, die sogleich für die Bibliothek angeschafft wurden.⁴⁶

Im Frühjahr 1912 fand dann die lang ersehnte Tour nach Art des Wandervogels endlich erstmals statt. Wie ein Attribut trug das Kränzchen einen neuen Kochtopf vor sich her, der anlässlich dieser Tour eingeweiht werden sollte. Eine Kelle hatte man auch dabei, sechs Teller, die Tourführerin, eine Nicht-Kränzlianerin, auch einen Kompass und eine Siegfriedkarte⁴⁷. Beim Wandern wurden die Helvetia-Lieder gesungen, und alle «waren lieb und gut miteinander! (Mit Ausnahmen, es gab hie u. da eine <Chiflete>).»⁴⁸ Singend wanderten die Kränzlianerinnen auf eine erste Zürcher Hügelkette, das Gottschelli. Oben angekommen, suchte die Gruppe Holz, baute einen kleinen Herd und begann mit dem Kochen. Nach dem Verspeisen von Maggisuppe, Griess und Zwetschgern wurde die «schwarze Pfanne», fein säuberlich geputzt, wieder aufgeschnallt.⁴⁹ Zurück in städtischem Gebiet, nahmen die in ihrem Selbstverständnis einfachen, gesunden, mit gutem Appetit versehenen Mädchen die vor der scheinbar russigen Pfanne empört zurückweichenden Konstanzer «Damen» und ein «geschniegelte[s] Herrchen» sogleich als Abgrenzungsfolie wahr. Manche Dame habe entsetzt an ihrer Spitzenbluse hinuntergesehen und vernichtende Blicke auf die schwarze Pfanne und ihren «Träger» geworfen, wobei «doch beide nichts dafür konnten, dass die Oxydation Russ macht». Mit der Orientierung am Wandervogel wuchs im Kränzchen ein Selbstverständnis heran, das zumindest teilweise mit bürgerlichen

45 Baumann 1966, S. 13.

46 Sehr wahrscheinlich: Ragaz 1911; Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 38].

47 Die sogenannte Siegfriedkarte, das erste flächendeckende, amtliche Gesamtkartenwerk der Schweiz, wurde zwischen 1870 und 1926 auf Drängen unter anderem des Schweizerischen Alpen-Clubs als «Topographischer Atlas der Schweiz» publiziert.

48 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 41].

49 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 42].

Rollenbildern brach und das man in der Konstanzer Innenstadt stolz zur Schau stellte.⁵⁰

Anders als bei den ersten Wanderungen ins schattige Tal in der Gründungsphase wurden die Touren nun in einer fast euphorischen Sprache beschrieben. Diese neue Sprache dürfte ebenfalls Ausdruck der Begeisterung für die Wandervogelidee sein und findet sich ganz ähnlich in Berichten über Wanderungen anderer Seminarvereine, etwa des Turnvereins.⁵¹ Die Naturbeschreibungen wurden in diesen romantisierenden Berichten schwärmerisch überhöht: So wurde beispielsweise von der «liebe[n] Gottessonne», den «frühlingsgrünen Auen» oder der überall «schöne[n] Welt» berichtet. Man hatte nun auch «wunderfrohe Augen», sang und jubelte, erlebte dabei «Wonne unermessen».⁵² In der Schilderung einer Frühjahrstour wurden die Seminaristinnen gar selbst zu «Vögeln», machten sich «beizeiten flugbereit», setzten sich «an den gedeckten Tisch, assen, dankten, gingen».⁵³ Das positiv besetzte Verspeisen von grossen Mengen an Essen und die extensiven Beschreibungen des Kochens und Verzehrens des Gekochten geisterten als Topoi durch diese neue Sprache. Auch sie finden sich in Berichten des Seminarturnvereins genauso wie im Protokollbuch der Kränzlianerinnen:⁵⁴ Über ihre Frühlingswanderung heisst es, sie hätten in Winterthur die erste Heldentat vollbracht und «ganze Berge von herrlichen Kuchen» gegessen und dazu «Thee» getrunken und wieder gegessen. «Und als sie nun gegessen hatt'n, da waren sie alle froh», sie wischten sich die Schnäbel ab, dankten und gingen.»⁵⁵

Damit sind viele Elemente einer jugendbewegten Erfahrungsgemeinschaft aufgerufen, die sich vor allem über eine «Gestimmtheit des Gefühls», über die abenteuerlichen Wanderungen, das Kochen auf offenem Feuer oder das Singen der Lieder realisieren sollte und auch in gemeinsamen Symbolen, etwa im Kleiderstil oder in Abzeichen, ihren Niederschlag fand.⁵⁶

50 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 58]. Für Mädchen in der jüdischen Jugendbewegung verweist Ulrike Mietzner (2009, S. 91) auf ein ähnliches, mit tradierten Mädchenbildern brechendes Selbstverständnis, das sich gerade auch in der «zünftige[n] Kleidung», dem schweren Rucksack oder dem zerbeulten Kochtopf aktualisierte.

51 So etwa im Seminarturnverein, der seine Turnfahrten in ganz ähnlichem Duktus beschrieb. Siehe dazu De Vincenti in Vorbereitung b. Für die Blätter des jüdischen Wanderbundes Blau-Weiss gab es sogar redaktionelle Hinweise, in den Fahrtenberichten nicht bloss zu beschreiben, was geschah, sondern «was die Welt lebendig und farbig macht» (Pilarczyk 2009, S. 54).

52 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 56].

53 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 60].

54 De Vincenti in Vorbereitung b.

55 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 55].

56 Zum im Wandervogel entwickelten Lebensstil und zum in der Jugendbewegung entwickelten Grundmotiv der «Wiederholung der einmal erfahrenen Erlebnisdichte» siehe Klönne 1996, S. 249f. Diese innere Erfahrung versuchte man in der Jugendbewegung durchaus auch durch die bewusste Gestaltung der äusseren Erfahrungsräume zu evozieren (Pilarczyk 2009, S. 53).

Der Wandervogel war inzwischen – zumindest für einen Teil des Kränzchens – zu einem regelrechten Sehnsuchtsort geworden: «Wie gern wollte ich zu ihnen gehören, zu den sonnigen, gesunden Wandervögeln.»⁵⁷ Dennoch werden teilweise gleichzeitig Faszination und Unsicherheit gegenüber den dort gelebten neuen Formen deutlich. So heisst es etwa über unbeaufsichtigte Veranstaltungen wie eine von den Seminaristinnen organisierte Spielrunde: «Darauf bin [sic!] gespannt. Schüler ohne Lehrer, wie das gehen wird?» Andererseits wird gerade das Nicht-gehören-Müssen als Anlass zur Freude beschrieben: Man solle nicht an Kummer denken, «wenn man auf der Fahrt ist, ohne Aufsicht, wenn man nicht zu gehorchen braucht! Hellste Freude strahlt aus allen Augen: Die Welt ist doch schön, und wir, wir haben's gut!»⁵⁸ Obwohl sich der Wandervogel von der Abstinenzbewegung distanziert hatte und offiziell «ohne Bindung an Aktionsprogramme» bleiben wollte, verbanden die Mitglieder des Kränzchens mit ihm eine positive, fröhliche Sicht auf die Welt, unbeaufsichtigte Tätigkeiten, die ihrer Vorstellung von einem «guten Leben» entsprachen.⁵⁹ Das Kränzchen beschrieb sich nun auch selbst als eingeschworenes Trüppchen, das nur ungern auseinanderging: Als die Frühlingsferien die Kränzliannerinnen voneinander trennten, «weinten [sie] deswegen bittere Tränen». ⁶⁰ Immer wieder wurde denn auch der Vorsatz gefasst, etwas mehr Wandervogelgeist in das Kränzchen zu bringen, dennoch aber sich weiterhin als Teil der Abstinenzbewegung zu verstehen. So wollte man beides sein, Teil einer zweckfreien Jugendbewegung und zugleich Teil der den Alkoholkonsum aktiv bekämpfenden Abstinenzbewegung: «Und wenn wir gar echte freie Wandervögel geben könnten – aber natürlich die Abstinenz nicht im Stich lassen, das wär fein.»⁶¹

Doch war dieses bei Weitem nicht das einzige Paradox, mit dem die abstinenten Seminaristinnen konfrontiert waren. So wollten sie ebenfalls gleichzeitig eine weibliche Vereinigung sein und dennoch mit den tradierten Rollenerwartungen brechen. Vielleicht war es das dazu herausgebildete, nicht den bürgerlichen Mädchenbildern entsprechende und am Wandervogel orientierte Selbstverständnis, das letztlich zum Bruch mit dem Dachverband der abstinenten Mädchen führte, aus dem das Kränzchen im Oktober 1916 austrat. Man störte sich nämlich an den angeblich «neumödigen Röcklein», den «Manieren und Ideale[n] dieser Schwestern». Die Seminaristinnen «wollten einfache, tätige, abstinente Mädchen

57 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 70].

58 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 53; 55].

59 Der Wandervogel stand allerdings nur teilweise in Opposition zur Erwachsenenwelt, seine Kritik überlappte sich etwa mit zeitgenössischer Zivilisationskritik (Petersen 2001, S. 105; Klönne 1996, S. 249).

60 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 43].

61 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 97].

und nicht flatternde, pfeifende, oberflächliche Geschöpflein sein».⁶² Auf ein solches Ringen um Vorstellungen und Formen von Weiblichkeit (insbesondere im Zusammenhang mit der Jugendbewegung, die tradierte Mädchenbilder teilweise aufbrach, aber auch mit öffentlichen Engagements von Frauen in sozialen Bewegungen) verweisen auch die zu der Zeit in unterschiedlichen Kontexten zirkulierenden Karikaturen und Spottgedichte über angeblich «verbengelt[e]» oder «verwildert[e]» Mädchen oder Mannsweiber, die Abweichungen vom bürgerlichen Ideal der «lieblichen Jungfrauen» thematisierten, etwa im Muster der verkehrten Welt, in der Chaos und Zügellosigkeit herrsche.⁶³

Trotz dieser Schwierigkeiten fiel die Wanderlust diesmal nicht so rasch in sich zusammen wie in der Gründungsphase des Kränzchens. Dies dürfte auch daran gelegen haben, dass der Wandervogel im und ausserhalb des Seminars zu der Zeit generell grossen Zuspruch erfuhr.⁶⁴ So wurde am Seminar der Statutenentwurf der Ortsgruppe Küsnacht im Lehrerkonvent direkt vom Turnlehrer beworben, und sogar der Rektor gab sich in seinem Jahresbericht 1911 erfreut über die günstigen Abschlussreisen, die wegen Übernachtungen im Stroh und selbst zubereitetem Essen möglich geworden seien.⁶⁵ Die Rezeption des Wandervogelgedankens erfolgte am Seminar jedoch auf eigene Art und Weise. Es wurde stark auf das erzieherische Moment verwiesen, das darin liege, «dass die Jugend durch diese Wandervogel-Excursionen zur Anspruchslosigkeit erzogen» werde. Dass sich Mädchen und Knaben im Wandervogel jedoch ungezwungen und unbeaufsichtigt begegnen könnten, wurde am Seminar klar zurückgewiesen und der hauseigenen Ortsgruppe explizit verboten.⁶⁶

Auch im Kränzchen waren nicht alle Mitglieder begeistert von der Ausrichtung am Wandervogel. Bereits 1913 zeigte sich dies in einem weiteren Streit um das Arbeitsprogramm. Viele wollten mehr Abstinenzvorträge, andere konzedierten, «dass unser Kränzchen eigentlich noch viel zu wenig weiss von dem, was Abstinenzsein heisst»,⁶⁷ mochten aber trotzdem nicht häufiger über dem Thema brüten. 1912 hatte man zur Anwerbung neuer Mitglieder erstmals selbst eine Abendveranstaltung im Hotel Central veranstaltet. Vortragende war – im Unterschied zu früheren eigenen Werbeveranstaltungen, die rednerisch von der Prä-

62 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S.127].

63 Stambolis 2011, S. 60f.; Else Spiller, die sich während des Ersten Weltkriegs für die Errichtung der alkoholfreien Soldatenstube einsetzte, wurde etwa im Schweizer Satiremagazin «Nebelspalter» als Mannsweib karikiert (Joris/Schuhmacher 2014, S. 327).

64 Im Mai 1909 waren in 6 Ortsgruppen 384 Mitglieder versammelt, 1912 dann in 30 Ortsgruppen 1445 Mitglieder (Polivka 2000, S. 18).

65 Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom 3. Oktober 1910, S. 61; Schmid 1982, S. 43.

66 Protokoll des Lehrerkonvents, Sitzung vom Montag 3. Oktober 1910, S. 61.

67 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 68].

sidentin des Kränzchens bestritten worden waren – Hedwig Bleuler-Waser, eine promovierte Germanistin, ehemalige Lehrerin an der Töcherschule und in diversen Abstinenz- und Frauenorganisationen äusserst engagierte Abstinentin. Auf sie hatte man zurückgegriffen, weil man «eine erfahrene Person, und vor allem eine, die Autorität besitzt» für das eigene Anliegen sprechen lassen wollte. «Frau Prof. Bleuler sprach zu uns über «des jungen Mädchens Sündenregister.» Ihre Stimme hat so etwas Warmes, Liebes, ihre Worte sind einfach und eindringlich, und gewiss hatte manches den Eindruck, dass es eine intime Freundin, eine gründliche Kennerin sei, die da zu ihm, und zu ihm allein spreche. Lasst uns Frauen sein, Frauen, die das Gute wollen!»⁶⁸ Hier scheint nun wieder das weibliche Engagement in der Abstinenzbewegung die Orientierung an der wenigstens vom Anspruch her selbstorganisierten Jugendbewegung zu überstrahlen. Selbst sah man sich nämlich nicht als «Meister [...] im Vortragen [...] und im Diskutieren», wollte es auch nicht sein.⁶⁹ Trotzdem schätzten die Mitglieder des Kränzchens die theoretische Auseinandersetzung mit der Alkoholthematik, jedoch anders als in früheren Phasen als wenig dringlich, kontraproduktiv oder doch wieder wünschenswert, aber ohne äussere Unterstützung kaum leistbar ein. So wurde das explizite Engagement für die Abstinenz entweder als «pedantische[s] Moralisieren» und «geistreich[es] reden [sic!]» möglichst vermieden⁷⁰ oder auf spätere Lebensphasen vertagt: «[W]ir sind noch so jung, reden so viel und tun wenig. Aber ich glaube, dass das Leben uns schon noch Gelegenheit gibt, den schönen grossen Gedanken zur Tat zu machen.»⁷¹ Das Wichtigste sei derzeit, «dass Gedanken, Temperament, Anlagen nicht fehlen [und] eine feste, fruchtbare Kraft [...] von Jugend und Gesundheit» zeuge.⁷² Man wolle keine «fanatische[n] Abstinenten [...], sondern in erster Linie gesunde, frohe Menschen» heranbilden. Diese würden, stünden sie einmal im Leben, auch den Gedanken der Abstinenz als einen guten erkennen und verfechten lernen.⁷³

Auch die Lehrpersonen am Seminar Küsnacht nahmen gegenüber der Abstinenz eine ambivalente Haltung ein. Zwar wurde Abstinenz grundsätzlich gutgeheissen, selbst mochten sich jedoch die wenigsten dazu bekennen. So wurde eine im September 1916 von den abstinenten Seminaristen organisierte Chilbi im Rigiblick⁷⁴ zwar mit 200 Anwesenden gut besucht. Herr Keller vom Schweizerischen Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen spielte zur Unterhaltung

68 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 48].

69 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 50].

70 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 87].

71 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 81].

72 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 50].

73 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 89f.].

74 Wohl der 1901 erbaute Kursaal Rigiblick, der 1914 vom Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften erworben und ab 1915 alkoholfrei betrieben wurde (Zurlinden 1915, S. 380).

Klavier, von den Seminarlehrern⁷⁵ hingegen waren nur gerade zwei anwesend. Dazu steht im Protokollbuch des Kränzchens: «Die andern 25 verlangen immer, dass die Seminaristen enthaltsam seien, sie selbst aber treten nicht einmal an so einem Abend für die Abstinenz ein! Die Seminaristen haben allen Grund zu sagen: Tu es, Väterchen! Dann tun wir's auch!»⁷⁶

Notwendig sei die Auseinandersetzung mit der Alkoholthematik wohl trotz der Skepsis, konzidierte die Aktuarin des Kränzchens dann: «Bis jetzt hatten wir ja auch in unseren Stunden gar nichts, was an Abstinenz erinnerte, ausser den Kreuzchen, die wir tragen, und darum befriedigten wohl auch die letzten Stunden nicht. Nun soll es also anders kommen, <der Geist ist willig!>»⁷⁷ Trotz guter Vorsätze klang das Protokoll jedoch auch nach der jährlichen Weihnachtsfeier im Jahr 1922 nicht weniger selbstkritisch: «<Kränzchen abstinenter Seminaristinnen> – klingt das nicht fast <zu hoch> für uns? Könnte man nicht ebenso gut sagen: <Kränzchen braver Strümpfchenstrickerinnen, die eine Stunde in der Woche miteinander lustig sind, zuhause ein wenig handarbeiten für arme Kinder, und die, nebenbei gesagt keinen Alkohol geniessen!> ----?»⁷⁸

4. Fazit: Pädagogisierung als «Schauplatz für unsere Ideale»

Wie ein roter Faden zieht sich also das Ringen um eine tätige Umsetzung der Abstinenzidee durch die gesamte Lebensdauer des Kränzchens. Während Zuschreibungen und Erwartungen von aussen in der ersten Phase fast lähmend erschienen, dominierten in der zweiten Phase An- und Abgrenzungen zu den männlichen Abstinentern am Seminar, aber auch zum Leseverein. Nur vordergründig paradox scheint das eigene Tun gerade in der Zeit zunehmend als weibliches Tun begriffen worden zu sein, in der sich das Kränzchen stark mit dem ungezwungenen Umgang der Geschlechter beschäftigte. Gerade der gesuchte ungezwungene Umgang mit dem als anders markierten Geschlecht akzentuierte wohl die Wahrnehmung einer Geschlechterdifferenz. Die gleichzeitig spöttische, kompetitive, liebevolle und auch inszenierte Nähe zum männlichen Geschlecht verweist auf

75 Tatsächlich waren am Seminar Küsnacht 1916 alle Hauptlehrer Männer. Als erste Hauptlehrerin wurde 1959 Nelly Heer-Heusser gewählt (Schmid 1982, S. 114, 117).

76 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 113]; auch eine 1917 von Ulrich Wilhelm Züricher, langjähriger Zeichenlehrer am Lehrerseminar Thun, Maler, Grafiker und Schriftsteller, durchgeführte Berner Umfrage bei Lehrpersonen kam zum Schluss, dass diese die Abstinenz für sich genauso ablehnten wie auch die Trunksucht und dass sie für einen mässigen Konsum von Alkohol, etwa guten Weines im Kreise der Familie, plädierten. Vgl. Züricher 1917; Grube/De Vincenti 2013, S. 219.

77 Immer wieder wurde auch vonseiten des Dachverbands moniert, die verschiedenen Kränzchen sollten sich stärker mit der Alkoholthematik befassen und den Antialkoholunterricht einführen. Die Aktuarin der Küsnachter Seminaristinnen ist diesbezüglich skeptisch: «Ob das wohl nicht recht trocken herauskommt?» Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 106].

78 Protokollbuch Kränzchen Küsnacht, [S. 159].

einen suchenden Umgang mit Geschlechterverhältnissen jenseits der tradierten Rollen, der auch zur Herausbildung eines neuen, am Wandervogel orientierten Selbstverständnisses führte. Gerade das Fehlen von Modellen und Rollen, an die sie hätten anknüpfen können, stellte die abstinenten Seminaristinnen immer wieder vor Herausforderungen. Dies scheint eine typisch weibliche Erfahrung der Zeit gewesen zu sein, die Abstinentinne etwa mit Studentinnen teilten. Nicht von ungefähr fand in diesem Zusammenhang auch eine explizite Auseinandersetzung mit verschiedenen Bildern von Weiblichkeit statt – etwa wenn die Kränzlianerinnen sich über die «neumödigen Röcklein», «Manieren und Ideale» anderer Abstinentinne mokierten und diese als «flatternde, pfeifende, oberflächliche Geschöpflein» diskreditierten. Gerade über Abgrenzungen zu tradierten bürgerlichen Rollenbildern konturierte sich das eigene Selbstverständnis als «einfache, tätige, abstinente Mädchen».

Doch das Ringen um Weiblichkeiten war nicht die einzige Suchbewegung der Kränzlianerinnen. Eine grosse Herausforderung stellte ebenso der Spagat zwischen Abstinenz- und Jugendbewegung dar. Mit der Orientierung am Wandervogel versuchten die abstinenten Seminaristinnen auch an jugendbewegte Ideale anzuschliessen und hofften, dass das dort propagierte gesunde Leben von alleine zur Abstinenz führe. Doch können gerade die zumindest als Sehnsuchtsort sehr dominant gewordenen Touren nach Wandervogelart kaum generell als spezifisch weiblich oder abstinent etikettiert werden, glichen sie doch in vielerlei Hinsicht den Praktiken anderer Vereinigungen von Jugendlichen, etwa den sogenannten Turnfahrten des Turnvereins am selben Seminar.

Diskussionen um die Frage, wie mit der Abstinenzthematik umzugehen sei, kehrten vielleicht gerade deshalb über die gesamte Bestehenszeit des Kränzchens immer wieder, weil Abstinenz eine Nicht-Handlung ist, die man zunächst handelnd neu erfinden muss. Dass dies in den verschiedenen Vereinigungen abstinenten Mädchen ganz unterschiedlich geschah, zeigt die Heterogenität zwischen und auch innerhalb der Sektionen des Bundes abstinenten Mädchen. So nähten etwa die Aarauerninnen Leintücher für das «A. Schweitzer-Urwaldspital in Lambarone», die Churerinnen wanderten gemeinsam mit der Curia nach Wandervogelidealen, während andere Gruppen Themen wie den Sozialismus oder die Frauenbewegung behandelten und somit die soziale Frage insgesamt zu ihrem Arbeitsbereich erklärten. Gemäss der Zentralpräsidentin war diese Bandbreite gar beabsichtigt, um der angeblichen Einseitigkeit des Abstinenzgedankens vorzubeugen.⁷⁹

79 Polivka 2000, S. 69f.

Mit Blick auf die Pädagogisierung des «guten Lebens» könnte man nun geneigt sein, das Kränzchen als wenig pädagogisierend zu qualifizieren, weil es kaum versuchte, gegen aussen in Richtung Abstinenz zu wirken und den entsprechenden gesellschaftlichen Wandel durch die von Labaree benannte Gewinnung der Herzen für die eigene Sache herbeizuführen.⁸⁰ Dies griffe allerdings zu kurz. Interessant ist in Bezug auf das Kränzchen vielmehr der andere von Labaree herausgestellte Aspekt der Pädagogisierung, nach dem sie ein «point of civic pride, a showplace for our ideals» sei. Das Engagement im abstinenten Kränzchen wäre in dieser Perspektive also ein Ort, wo man sich aktiv zu einem gesellschaftlichen Ideal bekennen und ausgehend davon ein neues Selbstverständnis aufbauen konnte. Wie die Kränzliangerinnen physisch ihre Abzeichen trugen, hefteten sie sich mit ihrer Mitgliedschaft im Kränzchen gleichsam eine soziale Identität an. Die zunächst irritierend marginale Auseinandersetzung mit der Alkoholfrage in den Kränzlistunden ist somit nicht länger ein Paradox, sondern folgt gerade einer der Pädagogisierung inhärenten Logik, nach der bei der Pädagogisierung nicht nur der Kampf für die eigene Sache, sondern auch das Bekenntnis zu dieser Sache im Vordergrund stehen kann. Welche konkreten Aktivitäten letztlich an den Zusammenkünften dominierten, war demnach sekundär, konnte also auch permanent umstritten bleiben und von modischen Strömungen wie dem Wandervogel stark beeinflusst werden. Abgrenzungen zu anderen Vereinigungen scheinen demnach auch Etikettierungen gewesen zu sein, die Angrenzungen auf der Ebene der Alltagspraktiken eher verdeckten. Wandern konnte so je nach Kontext wahlweise als männlich, weiblich, turnerisch oder auch abstinent etikettiert werden, was eine stärker vergleichende, auf Praktiken fokussierte Perspektive für eine Erforschung sozialer Bewegungen jenseits solcher Etikettierungen vielversprechend erscheinen lässt.

Ungedruckte Quellen

Protokollbuch Kränzchen Küsnacht: Staatsarchiv Zürich (StAZH) Z 388.6417:

Vereinigung abstinenter Mädchen Küsnacht. Protokollbuch.

Protokoll des Lehrerkonvents Seminar Küsnacht (1895–1908): StAZH Z 388.1586.

Protokoll des Lehrerkonvents Seminar Küsnacht (1908–1918): StAZH Z 388.1587.

80 Labaree 2008, S. 448.

Gedruckte Quellen

- Hoffmann[-Rossier], Frau Adolf [Aline]: Ins volle Leben, ins volle Glück! Ein Wort an alle unsere Töchter von Frau Adolf Hoffmann-Genf. Hamburg: Agentur des Hauses 1906.
- Ragaz, Leonhard, Was will und soll die Frauenbewegung? Zwei Vorträge von L. Ragaz. Zürich: Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins 1911.
- Seminarordnung für das Lehrerseminar des Kantons Zürich in Küsnacht (vom 30. Dezember 1901). Forschungsbibliothek Pestalozzianum, ZH HA II 5.
- W. W., Die Lehrerinnen gehen voran. In: Die Freiheit, Oktober (1899), o. S.
- Zürcher, Ulrich Wilhelm: Aufgebot der Lehrerschaft zum Kampf gegen den Alkoholismus. Besprechung einer bernischen Umfrage. Basel: Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerverbundes [1917].
- Zurlinden, S[amuel]: Hundert Jahre Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich in der Zeit von 1814–1914. 2 Bände. Zürich: Buchdruckerei Berichthaus 1915.

Literatur

- Baumann, Fritz: Der Schweizer Wandervogel. Das Bild einer Jugendbewegung. Aarau: o. V. 1966.
- Berger, Stefan/Nehring, Holger (Eds.): The History of Social Movements in Global Perspective. A Survey. London: Palgrave Macmillan 2017.
- Bloch, Alexandra: Lehrerbildung im 19. und 20. Jahrhundert. Der Beitrag des neuerschlossenen Seminararchivs Küsnacht zur Zürcher Schulgeschichte. In: Zürcher Taschenbuch 1993, neue Folge, 113. Jahrgang, Zürich 1992, S. 99–130.
- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 23 (2018), S. 303–332.
- Brinkschulte, Eva: «... das Weib lässt sich nicht gegenüber dem Gelehrten vergessen» – Zur Aufrechterhaltung der Virilität des Hochschulbetriebs um 1900. In: Stahnisch, Frank/Steger, Florian (Hrsg.): Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen. Wiesbaden: Steiner 2005, S. 103–118.
- Bruns, Claudia: Eros, Macht und Männlichkeit. Männerbündische Konstruktionen in der deutschen Jugendbewegung zwischen Emanzipation und Reaktion. In: Baader, Meike Sophia/Rappe-Weber, Susanne (Hrsg.): Jugendbewegte Geschlechterverhältnisse. Historische Jugendforschung (Jahrbuch des

- Archiv der deutschen Jugendbewegung, NF 7/2010). Schwalbach/Ts: Wochenschauverlag 2011, S. 25–54.
- De Vincenti, Andrea: Kontrollierte Räume? Erziehende und gemeinschaftsbildende Settings neben den Unterrichtsräumen am Zürcher Seminar Küsnacht im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: *Historia Scholastica*, 1 (2018), S. 5–16.
- De Vincenti, Andrea: Praktiken des Trinkens in Schülervereinen der Seminaristen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Überlegungen zum Fokus auf Praktiken als Möglichkeit einer radikalen Historisierung. In: Hoffmann-Ocon, Andreas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert (Hrsg.): *Möglichkeiten und Grenzen der Praxeologie in der (Historischen) Bildungsforschung* [Arbeitstitel]. Bielefeld: transcript [in Vorbereitung a].
- De Vincenti, Andrea: Patriotische Männlichkeiten? Körper- und Charaktererziehung im Seminar-Turnverein Küsnacht 1900–1925. In: Hoffmann-Ocon, Andreas/Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea (Hrsg.): *1918 – Bildungshistorische Blicke auf Traditionen, Transitionen, Visionen* [Arbeitstitel]. Bad Heilbrunn: Klinkhardt [in Vorbereitung b].
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in der Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: *Bildungsgeschichte. International Journal for the Historiography of Education*, 3, 2 (2013), S. 209–225.
- Grube, Norbert/Hoffmann-Ocon, Andreas: Orte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Zürich. Überblick auf Dynamiken, Kontroversen und eine spannungsgeladene Vielfalt. In: Hoffmann-Ocon, Andreas (Hrsg.): *Orte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Zürich*. Bern: hep 2015, S. 25–95.
- Grunder, Hands-Ulrich: Lehrerseminar. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 9.8.2012. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/028711/2012-08-09/> (abgerufen am 8.8.2019).
- Hardegger, Urs: Revolution der Bildung oder Bildung zur Revolution? Jugend-erziehung am Beispiel der Sozialistischen Jugendbewegung. In: Grube, Norbert/Hoffmann-Ocon, Andreas/De Vincenti, Andrea: *Erster Weltkrieg, Schule und Volksbildung in der Deutschschweiz. Pädagogisierungsambitionen und -dynamiken zwischen Mobilisierung und gesellschaftlicher Balance*. Zürich: Lit 2017, S. 259–291.
- Hoffmann-Ocon, Andreas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert (Hrsg.): *Möglichkeiten und Grenzen der Praxeologie in der (Historischen) Bildungsforschung* [Arbeitstitel]. Bielefeld: transcript [in Vorbereitung].

- Höhne, Thomas: Pädagogisierung sozialer Machtverhältnisse. In: Ribolits, Erich/Zuber, Johannes (Hrsg.): Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Innsbruck: StudienVerlag 2004, S. 30–44.
- Joris, Elisabeth/Schumacher, Beatrice: Helfen macht stark. Dynamiken im Wechselspiel von privater Fürsorge und staatlichem Sozialwesen. In: Rossfeld, Roman/Buomberger, Thomas/Kury, Patrick (Hrsg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden: Hier und Jetzt 2014, S. 316–335.
- Klönne, Irmgard: Mädchen in der Jugendbewegung. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 248–270.
- Labaree, David: The Winning Ways of a Losing Strategy. Educationalizing Social Problems in the United States. In: Educational Theory, 58, 4 (2008), S. 447–460.
- Ludi, Regula: Aline Hoffmann[-Rossier]. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 6.11.2006. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/031790/2006-11-06/> (abgerufen am 31.10.2019).
- Mietzner, Ulrike: Mädchen in der jüdischen Jugendbewegung. In: Pilarczyk, Ulrike (Hrsg.): Gemeinschaft in Bildern. Jüdische Jugendbewegung und zionistische Erziehungspraxis in Deutschland und Palästina/Israel. Göttingen: Wallstein 2009, S. 84–99
- Mittag, Jürgen/Stadtland, Helke (Hrsg.): Theoretische Ansätze und Konzepte der Forschung über soziale Bewegungen in der Geschichtswissenschaft. Essen: Klartext 2014.
- Petersen, Andreas: Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900–1930. Zürich: Chronos 2001.
- Pilarczyk, Ulrike (Hrsg.): Gemeinschaft in Bildern. Jüdische Jugendbewegung und zionistische Erziehungspraxis in Deutschland und Palästina/Israel. Göttingen: Wallstein 2009.
- Polivka, Heinz: Wider den Strom ... Abstinente Verbindungen in der Schweiz. Bern: Schweizerische Vereinigung für Studentengeschichte 2000.
- Rucht, Dieter: Studying Social Movements. Some Conceptual Challenges. In: Berger, Stefan/Nehring, Holger (Hrsg.): The History of Social Movements in Global Perspective. A Survey. London: Palgrave Macmillan 2017, S. 39–62.
- Schmid, Christian: Das Seminar Küsnacht. Seine Geschichte von 1832–1982. Küsnacht: Seminar Küsnacht 1982.

Stambolis, Barbara: Weiblichkeit im Männerbund. Von «lieblichen Jungfrauen» zu «verbengelten Gestalten». In: Baader, Meike Sophia/Rappe-Weber, Susanne (Hrsg.): Jugendbewegte Geschlechterverhältnisse. Historische Jugendforschung (Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, NF 7/2010). Schwalbach/Ts: Wochenschauverlag 2011, S. 55–74.

Zürcher Meuwly, Regula: Frauen für die Volksgesundheit. Eine komparative Untersuchung der «Alkoholfrage» in der Schweiz anhand der Leitbegriffe Geschlecht, Gesellschaft und Gesundheit (1860–1940). Basel [Hochschulschrift] 2010.

Die Autorin

Dr. Andrea De Vincenti,
Zentrum für Schulgeschichte, Pädagogische Hochschule Zürich
E-Mail: andrea.devincenti@phzh.ch



**jugendlich,
rein und stark**

4. Jugendlich, rein und stark

Katholische Bildung für ein «gutes Leben» in der Quickbornbewegung

1. Einleitung

In einer kleinen, an den Idealismus wohl insbesondere der Leserinnen appellierenden Erzählung, die 1915 in der Zeitschrift «Quickborn» – dem Publikationsorgan der katholischen Jugendbewegung gleichen Namens – erschien, lässt Vera, die Verfasserin, ihre Protagonistin Herta eine zweifache Erfahrung machen. Während das junge Mädchen Herta durch eine hügelige Landschaft wandert, trifft es bei einer hochgelegenen Burgruine eine Gestalt, die in einen blauen, mit einem Kreuz bestickten Mantel gehüllt ist und ihr anbietet, ihr «im Kampf in der Tiefe um die Höhe» zu helfen, wenn Herta ihr nur treu bleibe. Sie sagt zu Herta:

«Sieh, die Höhe zu erreichen, musst du einen Willen haben, eisenstark, um dem ›Sirengesang von Leidenschaft und Welt‹ zu widerstehen – eine Hand, die kein Zagen kennt, da sie kraftvoll die Fesseln reißen muss, die den Sinn ans Niedere ketten. Komm, ich führe dich einen Weg, wo Spott und sinnlose Anfeindung dein Wollen hoch und kräftig emporwachen lassen, wo du das Zagen als etwas, das klein macht, abschüttelst!»¹

Herta soll aber nicht nur in diese Höhe geführt werden, sondern sie soll selbst rettend für andere wirken dürfen: «Komm, ich lehre dich lesen in stieren Blicken, in vergränten Zügen deines Geschlechts, in angstvollen Kinderaugen, damit du

1 Vera 1915, S. 20f.

nicht eine tote Lebende seiest, sondern einst schon gestorben – wie eine Lebende Segen verbreitest.»²

Herta willigt ein und lässt sich von der Gestalt den Weg in die Höhe und die Tiefe zeigen und versichert ihr ihre Treue: «Ich bin ein deutsches Mädchen. Und deutsches Wesen kennt den Treubruch nicht.»³ Kaum in das Tal zurückgekehrt, wird Herta auf die Probe gestellt. Ihr wird Alkohol angeboten, den sie ablehnt, und sie versucht ihrerseits, ihre beste Freundin für den neuen Weg zu gewinnen, indem sie ihr aus einem Buch über Abstinenz vorliest.⁴

Auch wenn diese Erzählung literarisch wenig ausgefeilt und ihre Moral leicht durchschaubar ist, stellt sie doch eine Allegorie des «guten», das heisst abstinenten Lebens dar. Damit ist die Erzählung auch ein Bild der Abstinenzbewegung und darüber hinaus in vierfacher Weise Ausdruck der Pädagogisierung der Abstinenz im Quickborn. In allegorischer Hinsicht ist die Gestalt erstens eine Art Personifizierung der Quickbornbewegung selbst oder des in ihr wirkenden *Quickborngestes*.⁵ Ihre Kleidung verweist auf das von den Quickbornern getragene Abzeichen, das ein goldenes Kreuz auf blauem Grund darstellt und darin die traditionelle Farbe der Abstinentenbewegung aufnimmt.⁶ Das Zeichen verweist etwa auf den bis heute existierenden Blau-Kreuz-Verein, der ursprünglich in der Schweiz gegründet wurde und seit Mitte der 1880er Jahre auch im Kaiserreich aktiv war. Doch hatten bereits die christlich motivierten Abstinenten in England, die sich in der *Blue ribbon army* organisiert hatten, ein blaues Abzeichen verwendet. Das Kreuz wurde offenbar in Analogie zum Roten Kreuz als Symbol für den Verein gewählt, der nicht nur für ein abstinentes Leben warb, sondern sich zugleich auch aktiv in der damals so genannten *Trinkerrettung* engagierte.⁷ Man könnte in dieser Figur zweitens eine Mystagogin erkennen, die diejenigen in das Geheimnis der Abstinenz einführt, die in der hier metaphorisch verstandenen Höhe nach Reinheit und Klarheit suchen. Die Erzählung ist drittens ein pädagogisches Medium, insofern sie als Symbolgeschichte auf eine affektive und idealistische Resonanz in der Leserschaft zielt, indem Herta als ideale Quickbornerin präsentiert wird. Schliesslich handelt es sich hier viertens auch um die narrative Darstellung der Praxis der Abstinenten. Diese besteht vor allem im Widerstand gegen die gesellschaftlichen Trinksitten. So lehnt Herta den ihr angebotenen Alkohol ohne Zögern ab und bleibt ihrem Versprechen treu, worin die üblichen

2 Vera 1915, S. 21.

3 Vera 1915, S. 21.

4 Vera 1915, S. 21.

5 Hammer 1916, S. 114.

6 Strehler 1914b, S. 160.

7 Rossnick 1915, S. 157.

Abstinenzgelübde der Quickborngruppen anklingen, die etwa durch das Einschreiben in das «goldene Abstinentenbuch» vollzogen wurden.⁸ Zum Verzicht auf Alkohol tritt die Werbung für eine abstinente Lebensweise, die Herta insofern vorbildlich realisiert, als sie ihrer Freundin aus einem Buch über Abstinenz unter anderem das folgende Zitat einer Frau Dr. Em. Meyer vorliest: «Zweifachen Blick haben wir unsere Töchter zu lehren als das Alpha und Omega aller Gemüts-erziehung des Weibes: den Höhenblick und den Blick in die Tiefe.»⁹ Interessant ist, dass sich die Worte der mystischen Seherin vom Berg mit der Aussage einer Wissenschaftlerin decken.¹⁰ Die Lehrmeisterin für den Höhenblick als Weg zur persönlichen Reinheit wie den Tiefenblick als Erkenntnis sozialer, vom Alkohol verschuldeter Not und der Motivation, den Alkoholkonsum aktiv zu bekämpfen, sieht die Verfasserin in der Abstinenzbewegung. Diese wird damit zu einem pädagogischen Feld der Selbsterziehung wie der Erziehung der anderen durch das gute Beispiel und durch Agitation. Abstinenz wird damit in zweifacher Weise pädagogisiert: Sie ist erstens *der* Weg zu persönlichem Glück, Mittel und Ziel der Arbeit an der eigenen sittlichen Vervollkommnung und bietet – so die Diskurs-Praktik im Quickborn – die Möglichkeit, sich in der Entdeckung der eigenen Innerlichkeit zu transzendieren – sei es in der Gewinnung einer dezidierten Jesusbeziehung oder in der Erfahrung des Verzichts.¹¹ Dadurch wird Abstinenz im Quickborn zusätzlich noch sakralisiert.

Abstinenz ist zweitens aber auch ein Erziehungsprojekt im Hinblick auf die Gesellschaft, wobei es letztlich um eine geistig-sittliche Höherführung der Bevölkerung geht, wenngleich auch hygienische und eugenische Aspekte mitunter eine Rolle spielen.¹² Die willensstarke und abstinente Quickbornpersönlichkeit wird dabei selbst als das beste Werbemittel verstanden. Von daher wird dem Einzelnen eine enorme Verantwortung im Hinblick auf die Programmatik einer sittlichen Erneuerung des Volkes zugesprochen:

«Möge dieser Zug zum Volksganzen, diese Sorge für das Wohl und Wehe der andern in uns immer stärker werden! Unser Volk braucht uns und wartet voll Sehnsucht auf uns. Wir wollen es nicht enttäuschen, sondern wollen ihm durch Wort und Tat Führer sein auf dem Wege zu schönerem, menschenwürdigerem

8 Strehler 1914a, S. 148f.

9 Vera 1915, S. 21.

10 Vera 1915, S. 21.

11 Fidelis 1914, S. 145. Unter Diskurs-Praktik sind hier im Anschluss an Andreas Reckwitz unter anderem die Modi des Sprechens und Interpretierens innerhalb der Quickbornbewegung zu verstehen. Anhand dieser Praktik formten die einzelnen Mitglieder ihre Quickbornpersönlichkeit aus. Zum Konzept der sozialen Praktik vgl. Reckwitz 2008.

12 Maier 2018b, S. 83.

Leben, Führer auch zur Pflege brüderlicher Gesinnung, gegenseitiger Gerechtigkeit und sozialen Friedens.»¹³

Auch wenn der Quickborn durchaus den Anspruch hatte, das «schützende Dach» für die gesamte «Edelblüte katholischer Jugend»¹⁴ zu sein, war man sich offenbar darüber im Klaren, dass die Abstinenz das Wachstums der Bewegung begrenzen musste, da sie für viele katholisch-bürgerliche Jugendliche nicht attraktiv war. Man war sich daher sehr wohl der Begrenztheit des pädagogischen Engagements für die Abstinenz bewusst, wenngleich man doch hoffte, die einzige katholische Jugendbewegung zu bleiben.¹⁵ Allerdings ermöglichte das Ausselektorium der Abstinenz auch eine effektive Selbststilisierung der eigenen Gruppe als Elite und diente damit zur Abgrenzung innerhalb der katholisch-bürgerlichen Jugend.¹⁶

Die Quickbornbewegung, deren Konzept eines «guten Lebens» und dessen Pädagogisierung im Folgenden im Fokus stehen sollen, geht auf die Initiative des Priesters und Pädagogen Bernhard Strehler (1872–1945) zurück. Inspiriert durch den katholischen Reformtheologen Herman Schell (1850–1906) sowie den Reformpädagogen Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966), initiierte Strehler, als Präfekt am bischöflichen Konvikt in der schlesischen Stadt Neisse 1908/09 einen Abstinenzzirkel. Damit reagierte er auf die nach seiner Ansicht sittliche Dekadenz deutscher Gymnasiasten, die insbesondere durch den Alkoholkonsum fortschreite. Rasch gründeten sich Ableger des abstinenten Schülerzirkels – zunächst in Neisse und schon kurze Zeit später an einer Reihe höherer Schulen im Kaiserreich. In pädagogischer Hinsicht forcierte Strehler jedoch nicht nur die Abstinenz, sondern zielte auch auf die Schaffung alkoholfreier Geselligkeitsformen. Gemeinsam mit zwei befreundeten Kollegen unterstützte er die Jugendlichen dabei, sodass sich der Quickborn zügig zur Jugendbewegung weiterentwi-

13 Alumnus 1914, S. 163.

14 Liebelt 1919, S. 41.

15 1919 gründeten die deutschen Bischöfe den Bund Neudeutschland, der innerhalb eines Jahres bereits 20 000 Mitglieder gewinnen konnte. Zum Vergleich: Der bereits 1909 gegründete Quickborn verzeichnet in seiner «Heerschau» zum Jahresende 1920 lediglich 6851 Mitglieder (Maier 2018b, S. 88). Die Veranstaltungen Neudeutschlands waren zwar alkoholfrei, jedoch wurde hier kein Abstinenzgelübde verlangt. Die entscheidenden Stichwortgeber im Quickborn betonten, dass beide Gruppen «in freundschaftlichem Verhältnis» (Strehler 1919/20, S. 128) bzw. «katholischem Wetteifer» (Guardini 1920/21, S. 244) innerhalb des sie verbindenden Katholizismus unter der Jugend werben sollten. Zugleich wurde jedoch festgehalten, dass die bleibende Besonderheit des Quickborn in der Abstinenz und der Tatsache liege, dass Quickborn Jugendbewegung sei, während man Neudeutschland aufgrund seiner anderen Strukturen als Jugendorganisation bezeichnen müsse (Hoffmann 1919/20b, S. 184).

16 Hoffmann 1919/20a, S. 180f.

ckelte.¹⁷ Inwieweit dies offenbar gelungen war, belegt Foersters Annahme, der Quickborn sei die katholische Variante des Wandervogels.¹⁸

Folgende Fragen sollen gestellt werden: 1. Welche normativen Vorstellungen eines persönlichen wie gesellschaftlichen «guten Lebens» wurden von den Akteuren im Quickborn vertreten? 2. Vor welchem Hintergrund schienen diese Vorstellungen und ihre Pädagogisierung für die damaligen Akteure notwendig, beziehungsweise welche Anziehungskraft ging von ihnen aus, sodass man sich womöglich einer pädagogischen Umsetzung kaum mehr entziehen konnte? 3. Wie wurde pädagogisierend auf die eigene Gruppe, aber auch auf die Gesellschaft, zum Beispiel die Schülerinnen und Schüler an höheren Schulen, zugegriffen? In zeitlicher Hinsicht begrenzt sich die Analyse auf die Jahre zwischen der Gründung des Quickborn und dem Ende des Ersten Weltkrieges.

2. Motive des «guten Lebens» und ihre Pädagogisierung

Untersucht man die Forderung nach Temperenz und Abstinenz im Kontext der Frage nach den Normen des «guten Lebens», fällt auf, dass sie nicht erst durch die Lebensreform um 1900 erhoben wurde, sondern – insbesondere im angelsächsischen Raum – über eine Vorgeschichte verfügt, die bis ins 18. Jahrhundert zurückgeht. Neben rationalistisch-aufklärerischen Impulsen spielten von Anfang an insbesondere christliche Motive für die Aktivisten eine grosse Rolle – so bereits während der ersten Phase der Abstinenzbewegung in Deutschland während der 1830er und 40er Jahre und dann auch wieder in der zweiten Phase seit den 1880er Jahren. Bemerkenswert ist, dass die Konfessionen in der Abstinenzbewegung erstmals ökumenisch zusammenarbeiteten. Möglich schien dies vor allem aufgrund der sittlichen und sozialen Nöte, die vor allem als Folgen des hohen Branntweinkonsums in den unteren Schichten galten.¹⁹ Selbst wenn die Abstinenzbewegung Teil der Lebensreform war, reichte sie doch auch über sie hinaus und fokussierte, so Judith Baumgartner, primär sozialreformerische Ziele.²⁰ Und auch wenn Sozialreform mitunter im Quickborn eine Rolle spielte, ging es dort doch stärker um die Selbstbildung der Persönlichkeit entlang eines sittlichen Programms des «guten Lebens», in das die Abstinenz freilich konsequent integriert war. Hier lassen sich im Wesentlichen drei Aspekte des «guten Lebens» ausmachen, die eng miteinander verflochten sind: Jugendllichkeit, Reinheit und Stärke. Im Folgenden sollen diese drei Motive jeweils anhand exemplarischer Quellen

17 Maier 2018a, S. 78f.

18 Foerster 1923, S. 255.

19 Hölzer 1988, S. 4–8; Spode 1993, S. 167–170, 181f. u. 207.

20 Baumgartner 1998, S. 152.

in ihrem soziokulturellen Kontext beschrieben werden, um dadurch auch zu erhellen, welche Situationsanalysen und -wahrnehmungen zu ihrer Pädagogisierung führten oder inwiefern bestimmte Anlässe oder Konstellationen offenbar auf eine Überweisung in das pädagogische Feld drängten. Pädagogisierung wird hier – entsprechend dem Doppelcharakter von Pädagogik als Theorie und Praxis²¹ – sowohl als Beschreibung für eine behauptete pädagogische Relevanz bestimmter Themen als auch für daraus folgende konkrete Modi der Erziehung verwendet. Beides kann – wie im Fall der Abstinenzbewegung – auch Zielgruppen ausserhalb klassischer Bildungsinstitutionen adressieren, und beides kann ausserhalb dieser entstehen.²² Für die Fragestellung relevant sind nicht nur die pädagogischen Perspektiven, die sich aus Themen oder herausfordernden Situationen ergeben, sondern auch deren Operationalisierungen in Diskursen, Medien oder Methoden.²³

2.1 Jugendlichkeit, Reinheit und Stärke

Die Motive Jugendlichkeit, Reinheit und Stärke können einerseits als durchaus spezifisch jugendbewegte Werte verstanden werden, speisen sich andererseits aber auch aus anderen geistigen Quellen, auf die die Jugendbewegung bzw. ihre erwachsenen Mentoren zurückgegriffen haben.²⁴ Dies gilt auch für den Quickborn, dessen Akteure diese geistigen Strömungen aufgenommen und dann unter einer christlich-katholischen Perspektive bearbeitet haben. Insofern kann hier eine Pädagogisierung nicht nur bestimmter soziokultureller Fragestellungen, sondern auch eine Pädagogisierung religiöser Erfahrung und Praxis beobachtet werden.

In der Jugendlichkeitssemantik im Quickborn bündelten sich vor allem diverse Zukunftshoffnungen – sei es für den Einzelnen, für das deutsche Volk oder die Kirche. Diese Semantik der Jugendlichkeit konnte einerseits am zeitgenössischen Jugendkult anknüpfen, der seit der Jahrhundertwende nicht selten einen enthusiastischen Optimismus verbreitete und für das Neue stand. Als solcher konnte Jugend als Gegenbegriff zur Tradition «ästhetische Energie»²⁵ freisetzen, die gerade in den sozialen Bewegungen wie der Frauen- und Jugendbewegung ihre Wirkung entfaltete und hier zur Stärkung der eigenen Überzeugungen und Hoffnungen, aber auch zu Propagandazwecken genutzt wurde.²⁶ Das Konzept

21 Böhm 2002, S. 12.

22 Boser et al. 2018, S. 322–323. Gleichwohl entstand der Quickborn an einem Konvikt und damit in einem dezidiert schulisch-pädagogischen Umfeld.

23 Osterwalder 2006, S. 237–261.

24 Niemeyer 2013, S. 17–18, 71.

25 Trommler 1985, S. 21.

26 Frevert 2000, S. 146–184.

von Jugentlichkeit, wie es im Quickborn diskutiert und transportiert wurde, fügt sich im Wesentlichen in diesen soziokulturellen Rahmen ein. Auch hier galt Jugentlichkeit zunächst als etwas Eigenwertiges, dabei durchaus als vages Motiv, was deutlich wird, wenn Jugendliche etwa in durchaus positiver Absicht als «trunken vom Brausen der eigenen Jugendkraft»²⁷ beschrieben wurden. In pädagogischer Hinsicht ging es vor allem darum, die jugendlichen Kräfte in der Bildung der eigenen Persönlichkeit richtig einzusetzen und sich die Jugentlichkeit zu bewahren. Darunter wurden in erster Linie bestimmte Haltungen wie Kampfesmut, Optimismus oder auch sittliche Unverdorbenheit subsumiert, was nicht selten zu Vergleichen mit dem Ritterideal führte.²⁸ In diesem Zusammenhang wurden auch – ganz in reformpädagogischer Manier – die angeblichen Nachteile des Stadtlebens und die Vorteile des jugendlichen Spiels auf dem Lande betont:

«Sobald ihr mit euren Pflichtarbeiten fertig seid, dann weg mit Büchern und Sorgen, hinaus aus den russigen Grossstadtstrassen, hinaus auf den Spielplatz! Aus der Lunge fliegt der Staub und der Dunst der Stuben, die vom langen Sitzen matten Glieder recken und strecken sich wohligh in freiem Spiel. Neue Schaffenskraft regt sich und zwingt zur Betätigung [...], und hellauf jauchzt das Herz vor Jugendwonne und stolzer Lebenslust. [...] Auf dem Spielplatze wächst wieder deutsche Jugend heran, die mit morgenfrischen Augen mutig der Zukunft entgegenschaut.»²⁹

Das Spiel auf dem Lande und eine eher antiintellektuelle Einstellung erscheinen hier als Garantien dafür, dass sich die neue, potenziell bereits vorhandene Jugentlichkeit auch entfalten konnte. Damit partizipierte der Quickborn an der zeitgenössischen Zivilisationskritik, der er eine ursprüngliche Jugentlichkeit gegenüberstellte, in der er das eigentliche «gute Leben» sah. Hier klingen bereits auch die Motive der Reinheit und Stärke an. Während Reinheit wie eine mitgegebene und zu bewahrende Güte der Jugend dargestellt wurde, so war Stärke diejenige Tugend, die es zu erringen galt. Beides war in religiöser Hinsicht anschlussfähig, wie ein für die Abstinenz werbender Text zeigt, in dem der Autor die Märtyrer der jungen Kirche in der Zeit der Christenverfolgung mit den Quickbornern parallelisierte – denn beide wären letztlich siegreich:

«Hätten jene Christen nicht ihr starkes Nein gehabt, sie wären sittlich und kulturell verkommen, wie ihre Gegner. [...] Und da gibt's auch heute aufrechte Seelen, die den Dämon erkennen, die das wissen: er bringt Unheil und Verderben an Leib und Seele [...]. Das wissen sie, das ist ihre heilige Überzeugung, die sich

27 Pfister 1916, S. 53.

28 Wahreck 1914, S. 64; Fidelis 1914, S. 38–41; Weiergans 1914, S. 38–41; Steuer 1914, S. 68–69.

29 Hammerstein 1914a, S. 74.

gründet auf Tatsachen. Sie bangen um ihre eigene unsterbliche Seele, sie wollen auch ihren jugendlichen, stolzen, reinen Leib nicht zum Opfer bringen, bloss weil andere es tun. Darum haben sie ein festes Nein! [...] Darum wollen wir studierenden Jünglinge, wir gebildeten Mädchen uns zusammenschliessen, einander helfen, fest zu bleiben bei diesem befreienden, siegreichen Nein!»³⁰

Indem der Verfasser sich hier auf Fakten beruft, das heisst auf das im Zusammenhang mit der «Alkoholfrage» generierte wissenschaftliche wie pseudowissenschaftliche Wissen³¹ der damaligen Zeit, propagierte er Reinheit und Stärke im Kontext der Abstinenz nicht nur als aktuell gebotene und heilsame Haltungen, sondern bot durch die Parallele zu den frühchristlichen Märtyrern zugleich eine Möglichkeit an, Abstinenz als zeitgemässen Aspekt religiöser Praxis wie als spirituellen Erfahrungsraum zu sehen um dadurch auch das religiöse Leben zu verlebendigen.

Wenn Strehler schliesslich die «Pflege der rechten, starken Persönlichkeit»³² in einer kapitalistischen und egoistischen Gesellschaft forderte, reflektiert dies zugleich die damals relevante Diskussion um den Massenmenschen,³³ die Suche nach einer Balance zwischen Individualismus und Gesellschaft sowie die Herausforderung des katholischen Bildungsbürgertums, den eigenen Glauben auf der Höhe des wissenschaftlichen Fortschritts zu leben.³⁴ Stärke avancierte jedoch auch im Zuge des von Georg Bollenbeck konstatierten Endes der liberalen Ära und der kulturellen Aufrüstung im Kaiserreich um 1900 zu einem wichtigen Wert,³⁵ der auch im Quickborn pädagogisiert wurde:

«Auf, ihr Abstinenten, fühlt euch als freie Menschen! Erhebt euch über Sitten und Vorurteile, die so viele am Aufstieg hindern! Werdet ganze Menschen, die ihre ungeschwächten, frischen Kräfte aus freiem Willen einsetzen für Gott, ihre heilige Kirche und ihr geliebtes deutsches Vaterland! [...] Haltet euch aufrecht, als hättet ihr «ein Stück Eisen im Nacken und nicht einen Gummischlauch, der sich fortwährend krümmt und beugt, vielleicht bis zur Erde!»³⁶

30 Rohn 1914, S. 162.

31 Gemeint sind medizinische Erkenntnisse, aber auch sozialdarwinistische Argumente, die letztlich dazu führten, dass Abstinenz in Rassenhygiene kippte (Hölzer 1988, S. 65–69).

32 Strehler 1912, S. 38.

33 Foerster 1917 [1904], S. 404–407.

34 Mergel 1994, S. 311–317; Hürten 1996, S. 133–146, 136.

35 Bollenbeck 2002, S. 155.

36 Conrady 1914, S. 26f.

2.2 Pädagogische Propaganda

Der pädagogisierende Zugriff auf die Gesellschaft, für den Quickborn insbesondere auf die katholischen Schülerinnen und Schüler höherer Schulen und auch der Lehrerseminare, erfolgte in den frühen Jahren wie auch während des Krieges durch Vorträge zur Abstinenz – etwa von Bernhard Strehler oder dem Franziskaner P. Elpidius Weiergans – an Bildungseinrichtungen im ganzen Kaiserreich wie in Österreich-Ungarn. Solche Vorträge bildeten zumeist den Auftakt zur Gründung einer Quickborngruppe an der jeweiligen Institution. Über diese Vorträge und die im Anschluss erfolgten Gruppengründungen wurde in der Zeitschrift der Bewegung berichtet, wodurch nicht nur der Erfolg des Quickborn dokumentiert wurde, sondern auch die Motivation bei den Jugendlichen für eine abstinente Lebensweise wie für das Engagement im Sinne der Abstinenz aufrechterhalten werden konnte. So berichtet etwa die Quickbornerin Seraphie Schaneng über einen gelungenen Vortrag von P. Elpidius am Kaiserlichen Lehrerinnenseminar in Schlettstadt (Elsass-Lothringen) vom 14. April 1913, nach dem sich 65 Seminaristinnen zu einer Quickborngruppe zusammenschlossen. Sie hebt hervor, dass bei den regelmässigen Zusammenkünften jeweils ein Gruppenmitglied einen Vortrag über die Abstinenz zu halten habe, und beendet ihren Bericht mit zwei Fragen zur Selbstreflexion an die Leserinnen und Leser: «Welche schlimmen Folgen des Alkohols habe ich in den Herbstferien wahrgenommen, und wie habe ich die Antialkoholbewegung unterstützt?»³⁷ Damit sind zwei weitere Formen pädagogisierender Praxis genannt: die Gruppenarbeit und die Aufforderung zur Selbstreflexion. Hinzu kommt natürlich die Lektüre der Zeitschrift «Quickborn», die unterschiedliche Inhalte aufweist: Wollen etwa Sachtexte über die «Alkoholnot» und die sich daraus ergebende Relevanz der Abstinenz für die Gesellschaft informieren, so dienen Lieder oder Gedichte und Erzählungen wie die eingangs erwähnte Geschichte über Herta eher der sittlich-religiösen Erbauung und damit einer affektiven Motivation zur Abstinenz. Ebenfalls affektiv funktionieren propagandistische Texte zur Abstinenz, die entweder für eine offensive Zurschaustellung der eigenen abstinenten Lebensweise zum Beispiel in der Schule werben oder die Quickborner vor Kritik an der Abstinenz imprägnieren sollen, womit gleichzeitig das eigene Selbstbewusstsein aufgebläht wurde. Buchempfehlungen und Kurzrezensionen zu medizinischer, psychologischer oder pädagogischer Fachliteratur sowie Belletristik, die für die Selbsterziehung als hilfreich erachtet werden, runden das inhaltliche Angebot der Zeitschrift ab. Diese hatte insgesamt eine dezidiert erzieherische Aufgabe.

37 Schaneng 1914, S. 156f.

So hielt Klemens Neumann, Oberlehrer am Realgymnasium in Neisse, fest, dass sich die jungen Abstinenten «zum Widerstand rüsten» sollten, denn: «Am Panzer des festen Willens müssten alle Pfeile abprallen. Aus Zeitschriften und Broschüren sollten sie sich Waffen zur Abwehr holen. Deshalb sollten alle katholischen Schüler den «Quickborn», die evangelischen die «Deutsche Jugend» halten und eifrig darin studieren.»³⁸ Die Zeitschrift sollte bei den jugendlichen Leserinnen und Lesern den Willen zur Abstinenz stärken und sie auch mit Argumenten für Auseinandersetzungen oder Diskussionen zum Beispiel mit nicht abstinenter Mitschülern versorgen. Die Redaktion machte auch selbst auf die Effektivität der Zeitschrift im Hinblick auf die Gewinnung von Abstinenter aufmerksam. So kamen zum Beispiel zur Abstinenz Bekehrte zu Wort, wodurch nicht nur Authentizität, sondern auch, didaktisch geschickt, ein Bezug zu Erfahrungen Gleichaltriger hergestellt werden konnte. So berichtet etwa A. Brauchle in einem Vortrag von seinem persönlichen Weg zur Abstinenz und zum Quickborn, nachdem er einen Vortrag von P. Elpidius gehört hatte. Zunächst sei er dem Quickborn noch nicht beigetreten, weil er sich von seinen Freunden habe beeinflussen lassen. Dennoch habe er ab und an im «Quickborn» geblättert. Das Meiste, was dort über Alkoholismus und Abstinenz zu lesen war, habe er übertrieben gefunden. Doch habe sich, so der Autor, der eine oder andere Gedanke bei ihm festgesetzt. Als er während der Ferien den zügellosen Umgang seiner Schulfreunde mit Alkoholika beobachtete, sei er nachdenklich geworden:³⁹

«Da trat die hohe Bedeutung und Notwendigkeit des Kampfes gegen den abscheulichen Gesellen ganz deutlich vor meine Seele. Nicht einmal frohe Jünglingsherzen verschont Dämon Alkohol. Diese Tatsache ist furchtbar. Wenn schon die Jugend, die die Hoffnung des Volkes ist, keinen Sinn für Hohes und Erhabenes hat, wenn schon sie dem Laster der Trunksucht frönt, wo soll das enden?»⁴⁰

Dies führte schliesslich dazu, dass er selbst dem Quickborn beitrug und abstinent wurde.

In Brauchles Beitrag finden sich auch Argumente für die Relevanz der regelmässigen Gruppentreffen:

«Wenn er seine Kampfgenossen so vergnügt sieht, wenn er die helle Freude wahrnimmt, die aus ihren Augen leuchtet, dann wird auch in sein Herz wiederum Mut und Frohsinn einkehren. Wird dann ein belehrender oder heiterer Vortrag gehalten, so wird gewiss mancher Zuhörer in seiner Überzeugung ge-

38 Neumann 1914, S. 150.

39 Brauchle 1914, S. 3.

40 Brauchle 1914, S. 5.

stärkt und bleibt seinem Versprechen treu, was sonst sehr fraglich gewesen wäre.»⁴¹

Die Versammlungen sollten also insbesondere der wechselseitigen Bestärkung und Ermutigung – man könnte auch sagen, der gegenseitigen Kontrolle – in der abstinenten Lebensweise dienen. Zugleich, so Brauchle, sollten die möglichst gut besuchten Treffen auch eine Signalwirkung gegenüber der Öffentlichkeit erfüllen, indem sie das erfolgreiche Bestehen der örtlichen Quickborngruppe gegenüber dem nicht abstinenten Umfeld demonstrierte. Auch dadurch erhoffte man sich eine gewisse propagandistische Wirkung.⁴²

Selbsterziehung im Quickborn sollte aber nicht nur aus Verzicht bestehen – vielmehr sollte das Gruppenleben eine vom Konsum alkoholischer Getränke unabhängige Geselligkeit ermöglichen. Dadurch sollten auch neue Mitglieder gewonnen oder Kritiker, die in der Abstinenzbewegung nur eine Gruppe freudloser Menschen sahen, angesprochen und überzeugt werden. Entsprechend betont zum Beispiel Hanns Swoboda aus Glogau in einem Beitrag, dass sowohl die Mitglieder als auch Aussenstehende oder Interessierte bei den Gruppentreffen erfahren sollten, dass im Quickborn «gediegene Geselligkeit und Frohsinn heimisch sind».⁴³ Zur Praxis der Geselligkeit gehörte – wie im Wandervogel auch – natürlich das Wandern und Singen.

Konkrete sozialreformerische Aspekte spielten im Quickborn selbst bis zum Ende des Ersten Weltkriegs keine nennenswerte Rolle – wenngleich natürlich einschlägige Theorien zum Beispiel bei Vorträgen in den Veranstaltungen des Quickborn vorgestellt und diskutiert wurden. Auch war dies durchaus ein wichtiges Anliegen Strehlers. Doch war der Quickborn, wie die Jugendbewegung an sich, stark auf sich selbst und die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit bezogen. Dies änderte sich erst in den 1920er Jahren, als ältere Quickborner häufig aus sozial-religiösen Gründen Berufe in der sich etablierenden Sozialen Arbeit ergriffen.⁴⁴

2.3 Radikalisierungen

Mögen reformpädagogisch grundierte Fassungen des «guten Lebens» im Quickborn noch eher harmlos wirken, so radikalisierten sich die bereits vorhandenen heroischen Formate des «guten Lebens» durch den Ersten Weltkrieg. Die Autoren der Zeitschrift «Quickborn» schlossen sich nach Kriegsbeginn der offenbar

41 Brauchle 1914, S. 6.

42 Brauchle 1914, S. 6.

43 Swoboda 1914, S. 47.

44 Maier 2018b, S. 78, 86–88.

vor allem im Bürgertum virulenten Kriegsbegeisterung an. Mehrere Texte reflektierten das «August-Erlebnis» des Sommers 1918 zum Beispiel dadurch, dass diejenigen Quickborner, die sich, ohne zu zögern, als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten, besonders gewürdigt wurden. Ein Autor hielt fest:

«All unser Können und Wollen wollen wir rückhaltlos in den Dienst unseres heiss und innig geliebten Vaterlandes stellen. Viele von unseren Primanern sind schon zu den Fahnen geeilt, um ihr junges Blut für Gott und Kaiser, Ehre und Freiheit zu verspritzen. Wir, die wir zurückbleiben müssen, neiden sie um dieses hohe Glück, das höchste, was der Mensch hienieden besitzt, das Leben, auf dem heiligen Opferaltar des Vaterlandes darbringen zu dürfen. [...] Wir, die wir zurückbleiben müssen, werden uns in allem und jedem als treudeutsche Jugend zu erweisen suchen.»⁴⁵

Der Zynismus, der darin lag, das «gute Leben» hier zur Todesbereitschaft und zum Opfer des Lebens zu stilisieren, macht aus heutiger Sicht fassungslos, mag aber auch einem psychologischen Mechanismus geschuldet sein, der bereits von Zeitgenossen durchschaut wurde. So macht Bernd Ulrich in seiner psychohistorischen Analyse zum Ersten Weltkrieg auf einen Artikel in der «Neuen Preussischen Zeitung» aufmerksam, dessen Verfasser die im Zusammenhang mit den im «August-Erlebnis» virulenten Tugenden als «Schutz vor haltlosem Versinken in einem Meer von Jammer»⁴⁶ interpretiert hatte. Offenbar stellte gerade die Abstinenz für die Quickborn-Jugendlichen im Feld wie an der Heimatfront einen solchen rettenden Ast dar, der die Möglichkeit bot, das Chaos der Wirklichkeit auf eine höhere Idealität hin zu transzendieren. In einem im «Quickborn» abgedruckten Feldpostbrief ist zu lesen:

«Ich bin natürlich nach wie vor noch Abstinenter und muss sagen: Schwer gefallen ist es mir nicht, selbst in den heissesten Wochen des Balkankrieges nicht. Selbst als mir der Major für eine besondere Leistung ein Gläschen Wein anbot, schlug ich es aus, was mein Ansehen bei ihm kaum schmälerte, denn er schenkte mir später die reichlichsten Beweise seines Vertrauens. Vielleicht hat er sich gefragt, warum wohl ein junger Mensch selbst im Kriege sich in bewussten Gegensatz zur Umgebung stellt. – Nur Schwäche macht abflauen!»⁴⁷

Die Abstinenz stabilisierte nicht nur im Feld, sondern auch an der «Heimatfront». So hob eine Quickbornerin angesichts des angeblichen Überfalls fremder Mächte hervor:

45 Hammerstein 1914b, S. 95.

46 Zit. nach Ulrich 2014, S. 246. Der Artikel erschien bereits am 7. August 1914 in der «Neuen Preussischen Zeitung».

47 Vizewachtmeister S. 1916, S. 46.

«Dabei darf aber der innere Feind, der ernstlich die Wurzeln unserer deutschen Volkskraft bedroht, nicht vergessen werden. [...] Da ist es für uns naheliegend [...], dass wir uns sammeln unter der Quickborn-Fahne, auf der der Wahlspruch steht: «Gegen den Alkohol!»»⁴⁸ Des Weiteren sieht sie insbesondere in den jungen Soldaten – auch aus dem Quickborn – Vorbilder der Stärke für die jungen Frauen zu Hause: Die Soldaten seien «stark im Entsagen [...]». Uns ist durch die Mitgliedschaft im Quickborn Gelegenheit geboten, uns im Entsagen zu üben. [...] Der Mensch aber, der entsagen, verzichten gelernt hat, wird dadurch sein zeitliches und ewiges Glück begründen.»⁴⁹

3. Conclusio: Pädagogisierung – zwischen Idealismus und Ideologie

Im Quickborn entwickelte eine gebildete und religiös interessierte Jugend gemeinsam mit erwachsenen Mentoren entlang der Abstinenz Vorstellungen eines «guten Lebens», das durch Jugentlichkeit, Reinheit und Stärke gekennzeichnet war. Damit antworteten sie auf aktuelle soziokulturelle Fragen. Dazu gehörten die «Alkoholfrage», lebensreformerische und reformpädagogische Diskussionen, die Suche nach konkreten Formen jugendlicher Lebensweise, nach religiöser Verortung angesichts eines statischen Katholizismus und einer «entzauberten» Welt, nach einem Platz innerhalb Deutschlands angesichts eines katholischen Inferioritätskomplexes sowie nach authentischer Persönlichkeit innerhalb einer Massengesellschaft. Mit der Entwicklung ihres Bildungsideals von einem «guten Leben» massen sie diesen Fragen pädagogische Bedeutung bei. Sie verstanden die Abstinenz und ihren Idealismus, «der ganz schlicht herauswächst aus der nüchternen, ungeschminkten, meist aber sehr unliebsamen Wirklichkeit», dabei selbst als Reaktion.⁵⁰ Dabei pädagogisierten sie die Abstinenz, weil sie in ihr ein erzieherisches Mittel, ein «Arbeitsfeld zur Betätigung gesunder Jugendkraft»⁵¹ und gleichzeitig einen Ausdruck persönlicher Reinheit sahen. Insofern Abstinenz die jugendliche Opferbereitschaft fördern sollte, diente sie als Weg der Selbsterziehung. Weil sie aber auch die Erfahrung des eigenen sittlichen Gutseins ermöglichen sollte, war sie auch pädagogisches Ziel. Damit ging der Abstinenzgedanke im Quickborn weit über das Ziel eines bloss gesunden Lebens hinaus.

48 Gräf 1917, S. 67.

49 Gräf 1917, S. 68.

50 Bärtle 1917, S. 166.

51 Roth 1917, S. 197.

Durch den Krieg und die damit verbundene Notwendigkeit, das psychische Überleben zu sichern, wurde eine Dynamik der Pädagogisierung entfesselt, die die Quickbornideale radikalisierte beziehungsweise dem neuen Kontext anpasste,⁵² wodurch in verheerender Weise das «Opfer des Lebens» mit dem «guten Leben» identifiziert wurde, so dass *Idealismus* vollends in *Ideologie* kippte. Gemeint ist damit, dass das legitime menschliche Streben nach einem idealen und guten Leben, wie man es insbesondere in der Abstinenz beschwor, mit einem Pathos aufgeblasen wurde, was den Raum für die Wahrnehmung und Artikulation authentischer Empfindungen wie Leid, Trauer und Mangel Erfahrungen beträchtlich einschränkte. Während Idealismus den Menschen aus seiner Fokussierung auf sich selbst führen und ihm dadurch neue Möglichkeiten erschliessen oder angesichts gesellschaftlicher wie individueller Herausforderungen positive motivationale Kräfte hervorrufen kann, negiert Ideologie die Bedürfnisse *konkreter Humanität*,⁵³ indem sie den Menschen in die Form einer bestimmten Idealtät beziehungsweise zur Zustimmung zu den Umständen und ihrer Deutung im Licht einer absolut verstandenen Weltanschauung zwingt, statt ihn von seiner Empirie her zu begreifen.⁵⁴ Ideologie ermöglicht nur die Einordnung in das geltende Ideal und nimmt den Menschen damit die Möglichkeit der *Empörung* und des *Aufbegehrens* – hier etwa gegen die Leiden des Krieges.⁵⁵ Dies zeigt sich beim Quickborn nicht zuletzt an der Gleichförmigkeit der Beiträge in seiner Zeitschrift während des Krieges. Das Abstinenzideal diente damit der Stabilisierung der Quickbornmitglieder im Krieg. Für die Mädchen oder die noch zu jungen männlichen Quickborner, die mit ihrem Geschlecht beziehungsweise ihrem Alter hadern würden, weil sie deshalb nicht selbst ins Feld ziehen konnten, wurde es gar zum Ersatz für den Fronteinsatz stilisiert.⁵⁶

Mit der Idee von Abstinenz als Höchstform eines «guten Lebens», das Jungelichkeit, Reinheit und Stärke zu bewahren oder zu fördern versprach, griff der Quickborn auch pädagogisierend auf seine Mitglieder wie die Gesellschaft zu.

52 Ob es sich um eine Radikalisierung oder eine Akzentverschiebung handelt, ist schwer zu sagen. Für Erstes spricht, dass bereits vor dem Krieg eine deutliche Rigidität im Programm des Quickborn vorhanden und das deutsche Bildungsbürgertum – auch das katholische – stark nationalistisch orientiert war. Damit war auch eine Wende vom Liberalismus zum Chauvinismus verbunden (Bollenbeck 2002). Vor diesem Hintergrund ist dann auch Peter Sloterdijks Sicht kritisch zu hinterfragen, der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und das im deutschen Bürgertum damit verbundene Phänomen des «August-Erlebnisses» hätten einen Zusammenbruch der Moral dargestellt (Sloterdijk 2014, S. 131). War es nicht vielmehr so, dass sich in der Kriegsbegeisterung weiter bürgerlicher Kreise gerade deren manifeste Moral der Härte wie der behaupteten Überlegenheit deutscher Kultur gegenüber Frankreich und Grossbritannien Ausdruck verschaffte? Dies würde dann auch für den Quickborn gelten, wenngleich – in Relation zum Wandervogel – in doch abgeschwächter Form. Es ist zu vermuten, dass diese relative Zurückhaltung auf den katholischen Universalismus zurückzuführen ist, der in Konkurrenz zu nationalen Orientierungen stand.

53 Diese Wendung wird hier in Anlehnung an den Philosophen Heinz Robert Schlette genutzt (Schlette 1991).

54 Herms 2001, Sp. 11.

55 Schlette 1991, S. 399.

56 Weiergans o. J., S. 16.

Die Zielgruppe dabei waren insbesondere die Schülerinnen und Schüler an höheren Schulen und Lehrerseminaren. Dieser pädagogische Zugriff gestaltete sich als ein an die Affektivität appellierendes Ideal, dem es nachzustreben galt, als normierter sittlich-religiös-kultureller Diskurs, an dem man sich beteiligen sollte, aber auch als Methode der praktischen Lebensführung, an der man die Tugenden des «guten Lebens» üben oder wodurch man sie bewahren konnte, und als Erschliessung einer alternativen, jugendbewegten Geselligkeit.

Durch den Ersten Weltkrieg und die Niederlage Deutschlands erfuhr das Jugendideal eine zusätzliche ästhetische und mythische Aufladung, die in den 1920er Jahren auch im Quickborn zur Etablierung des Führermotivs führte.⁵⁷ Damit war für die Quickborner – ähnlich wie bei den Wandervögeln⁵⁸ – auch eine Führungsaufgabe verbunden. Es ging darum eine Art Keimzelle des «guten Lebens» zu bilden, um dadurch auch das Volk zur Reinheit zu erziehen:

«Wenn wir die Reinheit [...] wieder in unser Volk tragen wollten, dann konnte es nur so geschehen: die Reinheit musste in einem Kreis von Menschen erstehen, die selbst noch Volk waren; die jung waren; die ein neues Volk in der Masse erstehen lassen konnten.»⁵⁹

Schliesslich ist das Bildungsprogramm des Quickborn auch ein Beispiel für eine Pädagogisierung von Religion. Diese resultierte aus der Suche nach einer zeitgemässen Aktualisierung christlichen Lebens, die nicht mehr in einer blossen, als mechanisch empfundenen Nachahmung des Handelns Jesu lag, sondern auf die Gewinnung persönlicher Stärke und damit religiöse Erfahrung zielte. Voraussetzung dafür war ein pädagogischer Übungsweg, wie er sich durch die Abstinenz eröffnete. Theologisch lag diesem die Präsenz Jesu Christi in der Innerlichkeit des Subjekts zugrunde, die im Zusammenspiel zwischen göttlicher Gnade und menschlicher Aktivität immer mehr Herz und Wille durchdringen und so die Sittlichkeit menschlichen Handelns gewährleisten sollte.⁶⁰ Denn, so Strehler: «Vollkommen ist, wer den Geist Christi in sich trägt und in seinem ganzen Leben einheitlich betätigt.»⁶¹

57 Trommler 1985, S. 21; Thill 1923, S. 93.

58 Fiedler 1989, S. 143–147.

59 Steidle 1920, S. 24. Die Führung des Volkes zu sittlicher Reinheit wurde während des 2. Quickborntages 1920 auf Burg Rothenfels postuliert.

60 Strehler 1912, S. 59–62 u. 80f.

61 Strehler 1912, S. 66. Voraussetzung für den Verzicht auf starke äussere Autoritäten zur Führung der Menschen ist die Gegenwart Christi in den Subjekten selbst, die sich durch einen Läuterungsprozess der Seele immer mehr durchsetzen kann (Osterwalder 2013, S. 303). Die starke, innengeleitete Persönlichkeit zeichnet sich bei Strehler dadurch aus, dass nicht die akribische Beachtung der moralischen Ordnung, sondern die Ausrichtung auf die Liebe Gottes zentral ist (Strehler 1912, S. 80f.).

Quellen

- Alumnus: Soziale Gesinnung. In: Quickborn, 1, 11 (1914), S. 163–164.
- Bärtle, Josef: Wirklichkeit und idealer Sinn. In: Quickborn, 4, 11 (1917), S. 165–166.
- Brauchle, A.: Tapfer und treu. In: Quickborn, 2, 1 (1914), S. 3–7.
- Conrady, A.: Natur – Freiheit – Abstinenz. In: Quickborn, 2, 2 (1914), S. 24–27.
- Fidelis (Pseudonym, wohl Bernhard Strehler?): Neujahrsgruss. In: Quickborn, 1, 10 (1914), S. 145–146.
- Foerster, Friedrich Wilhelm: Jugendlehre. Berlin: Georg Reimer 1917, S. 404–407 [1904].
- Foerster, Friedrich Wilhelm: Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel. Zürich: Rotapfel 1923.
- Gräf, Hanny: Wir Mädchen und die Abstinenz. In: Quickborn, 5, 5/6 (1917), S. 67–69.
- Guardini, Romano: Katholische Jugendgemeinschaft. In: Quickborn, 8, 10 (1920/21), S. 242–242.
- Hammer, Joseph: Unsere Toten und wir. In: Quickborn, 4, 8 (1916), S. 113–114.
- Hammerstein, B. H.: Erholung und Freude. In: Quickborn, 2, 5 (1914a), S. 73–75.
- Hammerstein, B. H.: Treudeutsch! In: Quickborn, 2, 6/7 (1914b), S. 94–96.
- Hoffmann, Hermann: Unsere Grundlage. In: Quickborn, 7, 1 (1919/20a), S. 180–182.
- Hoffmann, Hermann: Neudeutschlands erste Tagung. In: Quickborn, 7, 12 (1919/20b), S. 182–184.
- Liebelt, Johannes: Gautag in Neisse. In: Quickborn, 7, 3 (1919), S. 40–43.
- Neumann, Klemens: Ansprache bei einer Quickborn-Versammlung am Realgymnasium in Neisse (o. D.). In: Quickborn 1, 10 (1914), S. 149–150.
- Pfister, August: Selbstverschuldete Gegner. In: Quickborn, 4, 4 (1916), S. 49–54.
- Rohn, Karl (Beitrag ohne Titelüberschrift). In: Quickborn, 1, 11 (1914), S. 161–162.
- Rosnick, Fr.: Deutsche Nüchternheitsbewegung. In Skizzen bearbeitet und dem Andenken P. Anno Joseph Neumanns O. P. gewidmet. Hamm: Bree & Thiemann 1915.
- Roth, A.: Bericht aus dem Quickborn-Verband Jung-Elsass über Weihnachtsfeiern mit Vorstellungen (Musik, Theater und Vortrag). In: Quickborn, 4, 12 (1917), S. 197.

- Schaneng, Seraphine: Bericht aus dem Kaiserlichen Lehrerinnenseminar Schlettstadt. In: Quickborn, 1, 10 (1914), S. 156–157.
- Steidle, Robert: Die innere Tagung. In: Die Schildgenossen, 1, 1 (1920), S. 17–25.
- Steuer, Erich: Bericht vom Quickborntag in Neisse (17. Mai 1914). In: Quickborn, 2, 4 (1914), S. 67–69.
- Strehler, Bernhard: Das Ideal der katholischen Sittlichkeit. Eine apologetische Moralstudie. 2. Auflage. Breslau: Aderholz 1912.
- Strehler, Bernhard: Das goldene Abstinentenbuch. In: Quickborn, 1, 10 (1914a), S. 148–149.
- Strehler, Bernhard: Informationen zur Veränderung des Verbandsabzeichens. In: Quickborn, 1, 10 (1914b), S. 160.
- Strehler, Bernhard: Quickborn und Neudeutschland. In: Quickborn, 7, 8 (1919/20), S. 127–128.
- Swoboda, Hanns: Das Leben in unseren Gruppen. In: Quickborn, 2, 3 (1914), S. 47.
- Thill, Anton: Dürfen und können wir in der Jugendbewegung noch Führer haben? In: Die Schildgenossen, 3, 3 (1923), S. 93–97.
- Vera: Erzählung. In: Quickborn, 3, 2 (1915), S. 20–21.
- Vizewachtmeister S.: Feldpostbrief. In: Quickborn, 4, 3 (1916), S. 46.
- Wahreck, [Dr.]: An unsere Herbstabiturienten. In: Quickborn, 2, 4 (1914), S. 64.
- Weiergans, Elpidius, P. OFM: Warum nicht öfter? In: Quickborn, 2, 3 (1914), S. 38–41.
- Weiergans, Elpidius, P. OFM: Schade, dass ich ein Mädchen bin. In: Deutsche studierende Jugend! Was erwartet von dir der Kaiser? Hrsg. von Freunden des Quickborn. Heidhausen: Kreuzbündnisverlag o. J., S. 15–20.

Literatur

- Baumgartner, Judith: Antialkoholbewegung. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal: Peter Hammer 1998, S. 141–154.
- Böhm, Winfried: Die «Idee» der Pädagogik. Zur Einleitung. In: Böhm, Winfried (Hrsg.): Pädagogik – wozu und für wen? Stuttgart: Klett-Cotta 2002, S. 9–23.
- Bollenbeck, Georg: Eine Geschichte der Kulturkritik. Von J. J. Rousseau bis G. Anders. München: C. H. Beck 2002.
- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In:

- Hoffmann-Ocon, Andreas/Criblez, Lucien (Hrsg.): Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 23. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2018, S. 303–331.
- Fiedler, Gudrun: Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914–1923. Köln: Wissenschaft und Politik 1989.
- Frevert, Ute: Die Zukunft der Geschlechterordnung. Diagnosen und Erwartungen an der Jahrhundertwende. In: Dies. (Hrsg.): Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 146–184.
- Hermes, Eilert: [Art.] Ideal – II. Ethisch. In: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4: I–K. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck 2001, Sp. 10–12.
- Hölzer, Cordula: Die Antialkoholbewegung in den deutschsprachigen Ländern 1860–1930. Frankfurt am Main: Peter Lang 1988.
- Hürten, Heinz: Karl Muths Hochland in der Vorkriegszeit – oder der Preis der Integration. In: Huber, Martin (Hrsg.): Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung 1850–1918. Tübingen: Max Niemeyer 1996, S. 133–146.
- Maier, Alexander: Christus erleben – Aspekte einer Pädagogik der Gleichzeitigkeit in der Quickborn-Bewegung und bei Romano Guardini. In: Maier, Alexander/Conrad, Anne/Weber, Jean-Marie/Voss, Peter (Hrsg.): Lernen zwischen Zeit und Ewigkeit. Pädagogische Praxis und Transzendenz. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2018a, S. 78–90.
- Maier, Alexander: Abstinenz als soziale Arbeit. Katholische Selbstbildung und gesellschaftlicher Fortschritt im Quickborn. In: Franke-Meyer, Diana/Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit. Von der Kindergartenbewegung zur Homosexuellenbewegung. Wiesbaden: Springer VS 2018b, S. 77–90.
- Mergel, Thomas: Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994.
- Niemeyer, Christian: Die dunklen Seiten der Jugendbewegung. Vom Wandervogel zur Hitlerjugend. Tübingen: Francke 2013.
- Osterwalder, Fritz: Pädagogische Modernisierung – Pädagogisierung der Öffentlichkeit und Sakralisierung der Pädagogik. In: Hofmann, Michèle/Jacottet, Denise/Osterwalder, Fritz (Hrsg.): Pädagogische Modernisierung. Säkularität und Sakralität in der modernen Pädagogik (Prisma, Band 3). Bern: Haupt 2006, S. 237–261.

- Osterwalder, Fritz: Der Prophet als Erzieher – Savonarola und Zwingli. In: Bühler, Patrick/Bühler, Thomas/Osterwalder, Fritz (Hrsg.): Zur Inszenierungsgeschichte pädagogischer Erlöserfiguren (Prisma, Band 19). Bern: Haupt 2013, S. 295–320.
- Reckwitz, Andreas: Subjekt. Bielefeld: transcript 2008.
- Schlette, Heinz Robert: Konkrete Humanität. Studien zur Praktischen Philosophie und Religionsphilosophie. Frankfurt am Main: Josef Knecht 1991.
- Sloterdijk, Peter: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Spode, Hasso: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich 1993.
- Trommler, Frank: Mission ohne Ziel. Über den Kult der Jugend im modernen Deutschland. In: Koebner, Thomas/Janz, Rolf-Peter/Trommler, Frank (Hrsg.): «Mit uns zieht die neue Zeit». Der Mythos Jugend. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 14–49.
- Ulrich, Bernd: Krieg der Nerven, Krieg des Willens. In: Werber, Niels/Kaufmann, Stefan/Koch, Lars (Hrsg.): Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Darmstadt: WBG 2014, S. 232–258.

Der Autor

Dr. Alexander Maier,
Institut für Katholische Theologie, Universität des Saarlandes, Saarbrücken
E-Mail: amaier@mx.uni-saarland.de



die suche nach dem
«guten Leben»

5.

Die Suche nach dem «guten Leben»

Die schweizerische Siedlungsbewegung um den Ersten Weltkrieg

1. Einleitung

«Das ‹Fort von der Stadt› hat nicht nur eine besondere, z.B. ästhetisch-naturschwärmerische Bedeutung, sondern eine umfassende. Es ist aufs engste und tiefste verknüpft mit dem gesamten Fragenkomplex der Gegenwart, mit ihren sozialen, wirtschaftlichen, hygienischen, pädagogischen, sittlichen, religiösen Problemen.»¹

Die Siedlungsbewegung, die eine Hinwendung zum ländlichen Leben forderte, erlebte insbesondere in der Hochzeit der Lebensreform in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Blüte. Auch in den neutralen Staaten wurden im Ersten Weltkrieg strukturelle Verfehlungen der modernen Zeit offenbar, was die Gesellschaften mit existenziellen Fragen konfrontierte. In der Schweiz überlagerten sich beispielsweise agrarpolitische Weichenstellungen, kriegswirtschaftlich bedingte Handelseinschränkungen und Missernten, was dazu führte, dass es in den Jahren 1917/18 zu einer Nahrungsmittelkrise kam. Sie erschütterte die Schweiz nachhaltig. Im Moment der Krise begannen sich viele Gedanken zu machen, wie die Gesellschaft gegenüber solchen Erschütterungen widerstandsfähiger gemacht werden könnte.

Die Siedlungsbewegung und das inhaltlich eng verwandte Projekt der sogenannten Innenkolonisation erlangten am Ende des Ersten Weltkriegs als Pläne zur Neugestaltung einer weniger verletzlichen Gesellschaft einige Popularität. Die kleinräumige Siedlung verhies naturnahe Ordnung, Einklang von industrieller und landwirtschaftlicher Arbeit, Gesundheit und politische Harmonie, im

1 Bietenholz-Gerhard 1923, S. 12.

Gegensatz zur mechanisch und materialistisch strukturierten Stadt. Das war zumindest die Vorstellung agrarromantischer Lebensreformer, die für eine Erneuerung der gesellschaftlichen Ordnung eintraten und glaubten, so den Schlüssel zum «guten Leben» gefunden zu haben. «Gutes Leben» manifestierte sich für die Vorreiter der Siedlungsbewegung als Umkehrung der bestehenden Verhältnisse, die als «ungesund» und «verdorben» wahrgenommen wurden. Besonders moderne Städte galten als Hort der Vereinsamung und Vereinzelung des Menschen, als Orte der Krankheit, der politischen Radikalisierung und der Entfremdung von der Natur. Dieser fehlgeleiteten Entwicklung wollten insbesondere die Lebensreformer Entwürfe für ein «gutes Leben» in der Moderne entgegenstellen. Das «gute Leben» sollte an die Stelle der Vereinzelung die Arbeit in der Gemeinschaft stellen und über lokal-genossenschaftlich strukturierte Produktions- und Konsumweisen die Versorgung der Menschen verbessern und so auch politischer Radikalisierung vorbeugen.

Die Akteure in der Siedlungsbewegung waren keine realitätsfremden Träumer. Sie entwarfen nicht nur Vorstellungen zur geistigen Erneuerung, sondern planten konkrete technische Umsetzungsmethoden. Um 1920 dachten Ingenieure, Utopisten, Landwirte, Genossenschaftsvertreter und Regierungsmitglieder teilweise in ähnliche Richtungen, um einen Ausweg aus einer Krise zu finden, welche die Gesellschaft in ihren Grundfesten bedrohte. Dieses partielle Miteinander ist Ausdruck einer Zeit, in der sich die Menschen im Denken und Handeln im Aufbruch befanden.

In der Schweiz hatte der Erste Weltkrieg Konfliktlinien und Krisenherde katalysiert, die bereits vor Kriegsausbruch angelegt waren und vor allem in den Jahren 1917 und 1918 zu einer Zuspitzung gesellschaftlicher und ökonomischer Spannungen führten. Die Versorgungs- und Teuerungskrise, die im November 1918 in den Landesstreik mündete, schuf einen gemeinsamen Referenzpunkt für unterschiedliche Akteure und öffnete den Raum des Denk- und Sagbaren für neue Ansätze zur Gestaltung der Nahrungsmittelversorgung, aber auch für eine grundsätzliche Neugestaltung der Gesellschaftsordnung.² Entlang von «fundamentalen Lernprozessen»³ konnten Interventionsfelder definiert werden, die einen gestaltenden Eingriff erforderten, und das gemeinsame Ziel der Gestaltung einer krisenresistenteren Gesellschaft ermöglichte eine punktuelle Zusammenarbeit über Partei- und Ideologiegrenzen hinweg.⁴ Die Überzeugung, dass eine neue Gesellschaft mittels Rationalisierungs- und Verwissenschaftlichungsmass-

2 Vgl. Etzemüller 2009, S. 35.

3 Siegenthaler 2012, S. 33.

4 Vgl. Auderset/Moser 2012, S. 137–145.

nahmen gestalt- und planbar sein sollte, förderte einen szientistischen Zugang der Akteure zum Problem. Dies beförderte eine Symbiose zwischen wissenschaftlichen Experten und experimentierfreudigen Akteuren.⁵ Die Experten⁶ versuchten, die Prozesse, welche die Krise im Ersten Weltkrieg eskalieren liessen, offenzulegen, die Probleme zu analysieren, aus den Erkenntnissen rationale Lösungsansätze für die Zukunft abzuleiten und Pläne zur Überwindung und künftigen Vermeidung solcher Krisen zu entwerfen. Entlang dieser «Verwissenschaftlichung des Sozialen»⁷ entwickelte sich ein utopisches Denken, das sich zum Ziel setzte, sowohl die sozialen und geistigen Konfliktlinien der Zeit als auch die versorgungs- und wohnungstechnischen Schwierigkeiten der Zukunft ad acta zu legen.

2. Die Suche nach passenden Bewältigungsstrategien als Form des social engineering

Der vorliegende Beitrag thematisiert die Suche nach einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entlang der Siedlungsprojekte am Ende des Ersten Weltkriegs. Zeitgenössische Akteure begriffen die Versorgungskrise in den Jahren 1917/18 als Situation, die auf eine Entscheidung hindrängte.⁸ Die traditionellen Strategien zur Versorgung der Bevölkerung griffen auf dem Höhepunkt der Krise nicht mehr, und so öffnete sich der Horizont des Denkens für alternative Ansätze.⁹ Durch die Krise erschüttert, gleichzeitig aber nicht ohnmächtig, sondern von der Überzeugung beseelt, mit planerischen Massnahmen die *Entwicklung der modernen Gesellschaften in gesunde Bahnen* lenken zu können, entwickelten zeitgenössische Akteure umfassende interventionistische Ordnungsvorstellungen.

Diese Zukunftsplanungen duldeten in der Regel keinen zeitlichen Aufschub, denn die eskalierte Krise drohte in der Wahrnehmung der Zeitgenossen die übrig gebliebenen Strukturen der Gesellschaft zu zerstören und eine endzeitliche Situation herbeizuführen. Das drohende Untergangsszenario zwang zu augenblicklichem Handeln, was dazu führte, dass die vermeintlichen Experten im Höhepunkt der Krise *handelnd lernten*. Der experimentelle Charakter des Handelns und gleichzeitigen Planens ist ein wesentliches Merkmal der Lösungssuche in den Jahren 1917/18.¹⁰

5 Vgl. Etzemüller 2009, S. 35.

6 Der Experte muss sich nicht aus dem Reservoir der institutionalisierten Wissenschaft rekrutieren. Vielmehr ist auch denkbar, dass sich ein Expertentum «von unten» entlang eines handelnden Subjekts entwickeln kann. Vgl. dazu van Laak 2001, S. 387.

7 Raphael 1996, S. 165–193.

8 Vgl. Koselleck 1997, S. 617f. Zum Krisenbegriff siehe ferner Mergel 2012.

9 Vgl. Bauman 2005 [1992], S. 12; Siegenthaler 2012, S. 33f.

10 Vgl. Etzemüller 2009, S. 20–31; Etzemüller 2017.

Die zeitgenössischen Akteure führten – und darin liegt eine wichtige Gemeinsamkeit der verschiedenen Analysen – die Fehlentwicklung der modernen Gesellschaft darauf zurück, dass die Urbanisierung und die mit ihr eng verknüpfte Industrialisierung eine *atomisierte und mechanische Gesellschaft* hervorgebracht habe, während die *organische und harmonische Gemeinschaft* der vorindustriellen Zeit nun der Vergangenheit angehöre.¹¹ Allerdings leiteten nur einzelne Denker – in der Schweiz etwa Gonzague de Reynold (1880–1970) – aus dieser Erkenntnis reaktionäre Handlungsansätze oder gar die Forderung nach einer Rückkehr in vorindustrielle Zeiten ab.¹² Das Gros der Entwürfe sah hingegen eine Korrektur im Sinne einer Aussöhnung der modernen industrialisierten Gesellschaft mit einer «natürlichen» und «organischen» Ordnung vor. Die Harmonisierung von Industrie und Landwirtschaft, von Konsum und Produktion, von körperlicher und geistiger Arbeit und von Stadt und Land wurde zum Leitmotiv der Überwindungsstrategien am Ende des Ersten Weltkriegs.

Harmonisierung sollte zudem gezielt herbeigeführt werden. Architekten, Kulturtechniker und Stadtplaner entwarfen Modelle für das künftige Zusammenleben in einer modernen, harmonischen Gesellschaft. Dieser Planungswille, der Utopisten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beseelte, wurde von dem Historiker Thomas Etzemüller als «social engineering» bezeichnet.¹³ Diese Sozialtechnik vereinte technischen Fortschrittsglauben mit einem «Anspruch auf politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Führung»¹⁴. Es wäre allerdings verfehlt, «social engineering» als Ausdruck reiner Technikbegeisterung zu verstehen. Vielmehr äusserte sich darin ein äusserst ambivalentes Spannungsverhältnis zwischen den Bereichen «Natur, Kultur und Ordnung».¹⁵ So sollte sich die Planung der Gesellschaften der Zukunft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht einfach an einer technisch geprägten Rationalisierung orientieren, sondern es sollten mithilfe wissenschaftlicher Analyse zeitgleich «verschüttete Keime organischer Ordnung»¹⁶ freigelegt und gestärkt werden. Das Ziel bestand darin, eine natürliche Ordnung zu entdecken und die Gesellschaft entlang dieser Ordnung zu gestalten. Gerade über das Siedlungswesen sollten «sozialökologische Umwelten gestaltet werden, um durch das Habitat Menschengruppen zu veranlassen, ihre sozialen Beziehungen in Form einer Gemeinschaft zu rekonfigurieren».¹⁷ Hierin verrät sich auch ein pädagogischer Ansatz: Durch wohlgeordnete und gestaltete Wohn- und Lebensräume sollten Menschen zum «guten Leben» erzogen werden.

11 Vgl. Tönnies 1887.

12 Vgl. Mattioli 1996, S. 107–125.

13 Vgl. Etzemüller 2009, S. 11–39.

14 Vgl. van Laak 2012, S. 116.

15 Vgl. Bauman 2005 [1992], S. 11–37.

16 Vgl. Etzemüller 2012, S. 132.

17 Vgl. Etzemüller 2017, S. 4.

Dabei ist wichtig zu betonen, dass sich Spuren dieses Denkens nicht nur in der Schweiz finden lassen, sondern auch im restlichen Europa und in Nordamerika. Die Vorkommnisse in der Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg lassen sich beispielhaft in eine Welt einordnen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Planungsgedanken, vom «social engineering», erfüllt war; sie verweisen so auf einen historisch-transnationalen Kontext in der Geschichte der modernen Krisenüberwindung. Dabei zeigt sich die internationale Vernetzung von Denkweisen, die von Kapitalisten und Christsozialen ebenso wie von Nationalisten, Faschisten und Bolschewisten, von megalomanisch denkenden Ingenieuren und genügsamen Siedlern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts adaptiert wurden.¹⁸ Auf keinen Fall sollten die Ideen von Siedlungsbewegung und Innenkolonisation auf das Narrativ eines eidgenössischen Sonderwegs und einer vermeintlichen Verbäuerlichung der Schweizer Gesellschaft reduziert werden.¹⁹

Im Folgenden werden anhand der sich zuspitzenden sozialen Frage in industrialisierten Städten um 1900 szientistisch motivierte Gestaltungsansätze – die eine soziale, ökonomische und geistige Integration der ruralen und urbanen Räume vertraten – kurz reflektiert (Abschnitt 2). In einem nächsten Schritt wird die Krisenüberlagerung und -zuspitzung während des Krieges, die in einer Überlappung von sozialer Frage und Agrarfrage mündete, untersucht (Abschnitt 3). Anschliessend werden die Entwürfe und Pläne für die Neugestaltung der Gesellschaft im Höhepunkt der Krise in den Fokus gerückt und dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verschiedenen Akteure aufgezeigt (Abschnitt 4).

3. Wohnungsfrage und Versorgung mit Lebensmitteln im ausgehenden 19. Jahrhundert

Der Hunger als existenzielles Element der sozialen Frage schien gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend gebannt: Globale Handelsnetze ermöglichten den Import relativ günstiger Nahrungsmittel aus Übersee. Die Verfügbarkeit von Nahrung auf den städtischen Märkten schien somit gegeben. Wenn Nahrungsmittel in den politischen Debatten thematisiert wurden, drehte sich die Diskussion primär um Preisfragen und ungleiche Zugänge zum Markt.²⁰ Die Versorgungs- und Agrarpolitik stand also kurz vor 1900 nicht im Zentrum der sozialen Frage, son-

18 Vgl. van de Grift 2018, S. 68f.

19 Ernst und Wigger konstatierten für die Zwischenkriegszeit eine «ideologische Agrarisierung» der Schweiz. Moser hingegen verwies darauf, dass stattdessen eher eine «Vergesellschaftung der bäuerlichen Landwirtschaft» in der Industriegesellschaft eingesetzt habe. Vgl. dazu Ernst/Wigger 1996, S. 16–18; Moser 2000, S. 64–79.

20 Vgl. beispielsweise Seidel 1879.

dern wurde primär von landwirtschaftlichen Akteuren und Experten diskutiert.²¹ Zur Jahrhundertwende erachteten die Zeitgenossen vielmehr die Wohnungsfrage als zentralen Kern der sozialen Frage der Zeit.²²

3.1 Die Wohnungsfrage um 1900 als Kern der sozialen Frage

In der Schweiz – wie in Europa generell – wuchsen die Städte kurz vor 1900 rasant. Demografische Entwicklungen und Veränderungen in der Arbeitswelt führten zu massiven Migrationsbewegungen vom Land in die Stadt. Zeitgenössische Beobachter prägten deshalb den Begriff der «Landflucht».²³

Die Bevölkerungszunahme in den Städten führte zu einem entsprechenden Druck auf den städtischen Wohnungsmärkten und zu sozialer Segregation im städtischen Wohnraum. Insbesondere in den sich herausbildenden Unterschichtquartieren war der Raum knapp. Der lukrative Wohnraum wurde sowohl vonseiten der Vermieter als auch der Mieter stark verdichtet: Hauseigentümer boten teilweise feuchte Kellerräume oder unbeheizte Dachböden als Wohnraum an, während die Mieter wiederum aufgrund der stetig steigenden Mietpreise dazu gezwungen waren, den Teuerungsdruck über die Vergabe von temporären Untermieten an sogenannte Schlafgänger weiterzugeben.²⁴

Diese Prozesse führten zu einer immer stärkeren Verdichtung des Wohnraums in den Arbeiterquartieren. Mängel in Wohnungsquantität und -qualität waren für den städtischen Wohnraum der Unterschichten kurz vor 1900 kennzeichnend. Als besonders bedrohlich galten zeitgenössischen Beobachtern die wiederkehrenden Cholera- und Typhusepidemien, die besonders in den Armenvierteln wüteten. Diese Krankheitswellen offenbarten äusserst prekäre Wohnverhältnisse und veranlassten die Behörden zum Handeln.²⁵ Der Berner Polizeiarzt Wilhelm Ost (1853–1922) beispielsweise erhob historisch statistische Daten zur Mortalität in der Stadt Bern und stellte einen Zusammenhang zwischen Typhuserkrankungen und den sanitären Mängeln in Unterschichtquartieren wie der Berner Matte

21 Siehe den Abschnitt «Die Frage der Versorgung mit Lebensmitteln vor dem Ersten Weltkrieg».

22 Vgl. beispielsweise de Monténach 1910; Pflüger 1909; Staudinger 1913, S. 183–217.

23 Begrifflich beschreibt die «Landflucht» die Binnenmigrationsprozesse vom Land in die Stadt, die im 19. Jahrhundert die europäischen Gesellschaften umzustrukturieren begannen und die Urbanisierungsprozesse der Moderne einläuteten. Zeitgenössische Beobachter erachteten in der «Landflucht» eine Erschütterung der traditionellen Ordnung und den Untergang einer Heimat stiftenden Welt. Besonders der Lehrer und Publizist Heinrich Sohnrey (1859–1948) beschrieb die Landflucht als äusserst bedrohlich. Er glaubte, in diesen Migrationsbewegungen nicht nur die Gefahr einer revolutionären Erhebung in den Städten ausmachen zu können, sondern war gleichzeitig davon überzeugt, dass nur die Landbevölkerung das biologische Überleben der Gesellschaften langfristig sichern könne. Die «Jungbrunnenideologie», nach der die Stadt auf den Zuzug von ländlichem Leben angewiesen ist, um nicht auszusterben, findet hier ihren Niederschlag. Vgl. Sohnrey 1894; Stöcker 2011, S. 42–56.

24 Vgl. Koller 1995, S. 39–47; Nepfer 1996, S. 6; Zitelmann 2018, S. 62f.

25 Vgl. Fritzsche 2013.

fest. Daraus leitete er die Notwendigkeit einer gemeinnützigen Bautätigkeit in den Schweizer Städten ab, um das moderne, städtische Leben, das unter den prekären Rahmenbedingungen zu ersticken drohte, in gesündere Bahnen zu lenken und so auch ein «gutes Leben» in der Stadt zu ermöglichen.²⁶

3.2 Wissenschaftlich eruierte Interventionsfelder

Nicht nur in Bern wurden die im 19. Jahrhundert entwickelten sozialtopografischen Untersuchungsmethoden angewandt. In der ganzen Schweiz wurde die sogenannte Wohnungsfrage vermehrt wissenschaftlich erforscht. So wurden um 1900 in den meisten Schweizer Städten umfassende Wohnungsenquêtes durchgeführt.²⁷ Diese Untersuchungsreihen stellten das Bild, das sich dem Auge des Beobachters bereits seit Längerem bot, auf eine empirisch-statistische Basis. Vor dem Hintergrund der Krankheiten, die in den Unterschichtquartieren von Schweizer Städten grassierten, ging unter den Behörden die Befürchtung um, dass der Gesellschaft bei weiterem ungebremstem Städtewachstum ein medizinischer Kollaps drohe. Entsprechend wurden die Wohnungsenquêtes vielerorts zum Anlass genommen, eine amtliche Wohnungspflege ins Leben zu rufen, um die Missstände im Wohnungswesen zu bekämpfen.²⁸

Entlang eines sich im 19. Jahrhundert herausbildenden szientistischen Zugangs zum menschlichen Körper und zur Hygiene schälten sich in der Bekämpfung der Wohnungsfrage Ansätze heraus, die der «Verwissenschaftlichung des Sozialen»²⁹ Vorschub leisteten. Merkmale einer «gesunden» Wohnung und somit eines «gesunden Lebens» waren fortan «objektiv fassbar und statistisch darstellbar».³⁰

Diesen wissenschaftlich beobacht- und behandelbaren Mängeln versuchte man, mittels Bau- und Wohnungsgesetzgebungen beizukommen. Sie bezogen sich insbesondere auf die sanitären Einrichtungen, aber auch auf ausreichenden Heizraum oder das Durchlüften. Die Wohnungsgesetzgebungen zielten auf eine Disziplinierung der Mieter: Der Wohnraum sollte auf die Kernfamilie reduziert und die Weitervermietung von Betten an Schlafgänger nicht mehr toleriert werden. Generell wurde das bürgerliche Familienleben als Idealtypus des Zusammenlebens auch für Mietwohnungen propagiert. «Gesundes» und somit «gutes Leben» hatte also nicht nur mit der Verbesserung der medizinischen Hygiene zu

26 Vgl. Ost 1897, S. 10f.; Hofmann 2011.

27 Modellcharakter für weitere Enquêtes besass insbesondere die Arbeit von Karl Bücher (1847–1930) zur Stadt Basel. Vgl. Bücher 1891.

28 Vgl. Lorenz 1906, S. 2.

29 Raphael 1996.

30 Vgl. Koller 1995, S. 63.

tun. Die im nächsten Abschnitt thematisierte sogenannte geistige Hygiene war gleichermassen Gegenstand geplanter Verbesserungen im Wohnungswesen.³¹

3.3 Drohender medizinischer, politischer und moralischer Kollaps der Gesellschaft bei unkontrolliertem Städtewachstum

Zeitgenössische Kritiker wie der Zürcher Pfarrer und Grütlianer Paul Pflüger (1865–1947) oder der katholisch-konservative Freiburger Georges de Montenach (1862–1925)³² klagten über die städtischen Wohnverhältnisse und warnten bei ungebremstem Städtewachstum nicht nur vor dem medizinischen, sondern auch vor einem moralischen Zerfall der Gesellschaft.³³ So erachtete der sozialdemokratische Pfarrer Pflüger im Jahr 1909 die Wohnungsnot als «Hauptwurzel der Unmoralität»³⁴. Behörden und bürgerliche Politiker fürchteten die engen Arbeiterquartiere und die langen Abende in «Arbeiterspelunken», weil sie als Nährboden für das Entstehen eines revolutionären Klassenbewusstseins und die Ausbreitung sozialistischen Gedankenguts vermutet wurden.³⁵

Sozialen Spannungen und Konflikten sollte durch neuen, «gesunden» Wohnraum, der sich auf die Familie als Kern des Zusammenlebens beschränkte, begegnet werden. Analog zu diesen Vorstellungen wurde von vielen Akteuren das Wohnen in Zwei- oder Einfamilienhäusern in stark begrünten Siedlungen propagiert. In diesem Zusammenhang idealisierten die Wohnungsreformer insbesondere die Gartenarbeit als wesentliches Mittel der geistigen und politischen Harmonisierung des Menschen.³⁶ Pflüger wies darauf hin, dass Arbeiter, die am Feierabend eine befriedigende Tätigkeit im heimischen Familiengarten fänden, viel weniger die Kneipen frequentieren würden, was wiederum der psychischen Hygiene der Familie zugutekomme und gleichzeitig das Familienbudget schone.³⁷

31 Vgl. Koller 1995, S. 13–33; Zitelmann 2018, S. 63.

32 Zu de Montenach vgl. Mattioli 1996, S. 110–121; Walter 1996, S. 109.

33 Vgl. de Montenach 1910; Pflüger 1909.

34 Pflüger 1909, S. 5.

35 Dabei handelte es sich indessen nicht nur um paranoide Vorstellungen bürgerlicher Schichten: Friedrich Engels (1820–1895) kam in einem Aufsatz zur Wohnungsfrage zu einem ähnlichen Urteil. Er erteilte den Wohnungsreformen, die auf eine Linderung der sozialen Not zielten und eine Harmonisierung des Miteinanders anstrebten, eine harsche Absage, da im Leben in den «Mietskasernen» die ungeschönte Wahrheit des Lebens im Kapitalismus offen zutage trete. Er begrüßte die Förderung des Klassenbewusstseins durch das Wohnen in gedrängten Räumen. Um die Wohnungsnot zu beenden, gab es nach Engels nur ein Mittel: «die Ausbeutung und Unterdrückung der arbeitenden Klasse durch die herrschende Klasse überhaupt zu beseitigen». Vgl. dazu Engels 1872, S. 213.

36 Vgl. Pflüger 1909, S. 10f.; Staudinger 1913, S. 187.

37 Vgl. Pflüger 1915, S. 2.

3.4 Gartenstädte als Mittel der gesellschaftlichen Harmonisierung

Die im Zuge der Industrialisierung unkontrolliert gewachsene Stadt sollte im beginnenden 20. Jahrhundert nach einem organischen Muster diszipliniert und geordnet werden. Das unkontrollierte Wachstum der modernen Industriestädte wurde als «widernatürlich» und «ungesund» angeprangert. Besonders in der Neuordnung industriell-moderner Elemente nach «natürlicherem» Vorbild sahen Zeitgenossen eine wünschenswerte Realisierung organischer Prinzipien. So weist Richard Sennett darauf hin, dass sich der französische Stadtplaner Pierre Patte bei der Erfindung des Einbahnstrassensystems am menschlichen Blutkreislauf orientierte.³⁸

Grossstadtfeindschaft und Agrarromantisierung machten sich insbesondere im städtischen Bürgertum breit. Die Begeisterung für den Ausgleich zwischen Stadt und Land, zwischen Industrie und Landwirtschaft und zwischen materieller und geistiger Arbeit setzte bei den zeitgenössischen Reformern den ideologischen Topos der neuen, anzustrebenden Gesellschaft.

In diesen reformorientierten Kreisen verkehrte auch der britische Parlamentsfotograf Ebenezer Howard (1850–1928), der in seinem Buch *To-Morrow: A peaceful path to real reform*³⁹ einen Ansatz vorlegte, der sich an der Auflösung grosser Städte und der Umsiedlung der Bevölkerung in demokratisch verwaltete Kleinstädte orientierte. Diese utopischen Kleinstädte bezeichnete Howard als «garden cities». ⁴⁰ Howard war allerdings kein Städtebauer, sondern vielmehr ein Sozialreformer. Er erhoffte sich von der Gartenstadt nichts Geringeres als die Überwindung des vorherrschenden Konkurrenzkapitalismus durch genossenschaftliche Strukturen und einen «Dritten Weg», der zwischen Revolution und Kapitalismus eine gangbare Alternative bieten sollte. Die Gartenstadt sollte als kleinste Einheit in einem selbstverwalteten Wohlfahrtsstaat agieren. So stellte sich Howard vor, dass das bebaute Land der Gartenstadt in Gemeineigentum verwaltet werde und die Bewohner eine Pacht entrichten würden, um so in einem ersten Schritt den kommunal erworbenen Boden zu finanzieren und in einem zweiten mit den Pachtzahlungen einen lokalen Wohlfahrtsstaat zu errichten.⁴¹

Die genossenschaftliche Grundstruktur der Stadt sollte durch eine Verschränkung städtischen und ländlichen Lebens flankiert werden und eine «gesunde» Lebensführung der Bewohner ermöglichen. Als problematisch erachtete Howard

38 Vgl. Sennett 2018, S. 33. Sennett verweist in seinem Text auf einen französischen Architekten namens Christian Patte, es handelte sich hierbei allerdings vermutlich um Pierre Patte (1723–1814), vgl. dazu Patte 1765, S. 53f.

39 Howard 1898.

40 Vgl. beispielsweise Howard 1898, S. 13.

41 Kurz 2008, S. 118f.; Schott 2014, S. 317f.

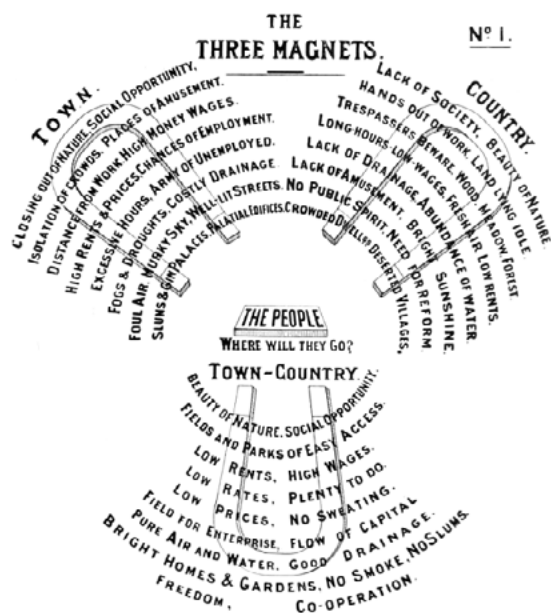


Abbildung 1: «The Three Magnets» aus Ebenezer Howard: Garden-Cities of Tomorrow (1902), S. 17.

vor allem die stete Migration vom Land in die Stadt. Die Stadt, konstatierte er, habe derzeit gleich einem Magneten die stärkere Anziehungskraft als das Land (siehe Abbildung 1). Wenn es allerdings gelinge, die Vorzüge der Stadt mit jenen des Landes zu verknüpfen, würde dieses den stärksten Magneten für die Menschen darstellen. So könne das Wachstum der Städte erfolgreich eingedämmt werden.⁴²

In der Wohnungsfrage überlagerten sich ökonomische, medizinische, soziale und politische Ebenen. Behördliche Eingriffe sollten die soziale Frage zumindest abmildern, eine disziplinierende Wirkung auf die Bewohner haben und nichts weniger als einen «neuen Menschen» hervorbringen.⁴³

Um 1900 war die Absicht, Stadt und Land zu vermählen, (noch) nicht einer ökonomischen Sorge um die Versorgungssicherheit der Städte geschuldet, vielmehr ging es um geistig-kulturelle Überlegungen, die Eingang finden sollten in den dringlich benötigten Wohnungsbau. So suchten die Akteure der Wohnbau-reform über eine Disziplinierung des Gebauten auch eine Disziplinierung des Gelebten zu erreichen. Sowohl die Quartiere als auch der Innenraum der Wohnung sollten dabei eine Reglementierung erfahren, welche die «Kunst zu wohnen»⁴⁴ ermöglichen sollte.⁴⁵

3.5 Die Frage der Versorgung mit Lebensmitteln vor dem Ersten Weltkrieg

In den Überlegungen zur Neugestaltung der Städte spielte die Versorgung mit Nahrungsmitteln eine untergeordnete Rolle. Zwar haben Akteure wie Howard über die positiven Effekte nachgedacht, die eine wachsende Selbstversorgung durch heimische Gärten in finanzieller Hinsicht nach sich gezogen hätte, allerdings stand der gesundheitsstiftende Charakter der Gartenarbeit klar im Fokus der Argumentation, nicht die ökonomischen Aspekte einer erhöhten Selbstversorgung.

Die Nahrungsmittelversorgung wurde vor dem Ersten Weltkrieg in erster Linie als Problem des Warenverkehrs erachtet. Dampfschiff und Eisenbahn ermöglichten im ausgehenden 19. Jahrhundert globale Warentransfers. Die schweizerische Landwirtschaft passte sich diesem Globalisierungsprozess insofern an, als der Getreidebau zugunsten der lukrativeren Viehwirtschaft stark reduziert wurde und benötigte Lebensmittel fortan importiert wurde. Die schweizerische Landwirtschaft konzentrierte sich auf die Herstellung und den Export von Käse, Kondens-

42 Vgl. Howard 1898, S. 8–19.

43 Vgl. Poppelreuter 2007, S. 211–223; von Saldern 2014, S. 40–44.

44 Pflüger 1909, S. 10.

45 Vgl. Ammann 2014, S. 221.

milch und Schokolade. Professionalisierungs- und Rationalisierungsprozesse begleiteten diese Neuausrichtung, die darauf abzielte, die Landwirtschaft in einer modernen und industrialisierten Gesellschaft konkurrenzfähig zu machen.⁴⁶

In der Tat stieg der wirtschaftliche Druck in der Landwirtschaft vor 1914 stark an. Hohe Kosten der Bodenfinanzierung bei zugleich steigenden Lohn- und Produktionskosten trieb zahlreiche Landwirte in den Konkurs, was die Landflucht weiter befeuerte. Gleichzeitig wirkten sich die Modernisierungsbestrebungen in der Landwirtschaft dahingehend aus, dass immer weniger Arbeitskräfte benötigt wurden, um die angestrebten Produktionsmengen erzielen zu können. Während 1870 noch rund 42 Prozent der Wohnbevölkerung in der Schweiz einer landwirtschaftlichen Tätigkeit nachgegangen waren, sank dieser Anteil per 1910 auf 25,8 Prozent.⁴⁷

Die Versorgung des Landes blieb primär dank Importen, aber auch dank verbesserter Produktionstechniken gewährleistet. Kritische Stimmen monierten indes, die Landesversorgung sei zu stark auf Importe ausgerichtet, und die Getreideproduktion solle deshalb staatlich subventioniert werden.⁴⁸ «Was nützen uns die zuverlässigsten Importeure und Handelsfirmen, die überseeisches Getreide und Fleisch in die Schweiz einführen wollen, wenn die Transportverhältnisse versagen! Dann können wir trotz genügendem Geld – verhungern!»,⁴⁹ mahnte beispielsweise der Agronom und Oberst Viktor Fehr (1846–1938) an einer Versammlung der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte im Jahr 1912. Solche Stimmen fanden bei der liberal dominierten Regierung vor 1914 aber kein Gehör, und so blieb die Versorgung der Schweiz am Vorabend des Ersten Weltkrieges stark vom Funktionieren des internationalen Handels abhängig.⁵⁰

4. Krisenzuspitzungen und Krisenüberwindungsversuche im Ersten Weltkrieg

In den ersten beiden Kriegsjahren konnte die Schweizer Regierung einen Kompensationshandel mit den kriegführenden Staaten erarbeiten. Kurz erklärt, zielte dieses System auf die Aufrechterhaltung der Vorkriegsverhältnisse ab: Die Schweiz sollte Käse, Kondensmilch und Schokolade an die kriegführenden Staaten liefern und dafür wichtige Lebensmittel erhalten. Gleichzeitig sollten die Gewinne des Exporthandels nun zur Quersubventionierung des inländischen

46 Vgl. Moser 2012, S. 576–578; Pfister 2016a, S. 61–64.

47 Vgl. Brugger 1975, S. 14.

48 Vgl. Ismael 2016, S. 213.

49 Volkart 1912, S. 124.

50 Während die Schweiz vor 1914 rund ein Drittel aller benötigten Lebensmittel importierte, zeigt insbesondere der Getreideimport von 84 Prozent des verbrauchten Brotgetreides die starke Abhängigkeit exemplarisch auf. Vgl. Käppeli/Riesen 1925, S. 7–9, 11.

Milchpreises verwendet werden, womit für die Konsumenten erschwingliche Trinkmilch bereitgestellt werden sollte. Die Milch erlangte so im Laufe des Krieges die Rolle eines wichtigen Surrogats in der Lebensmittelversorgung. Die Bundesbehörden hatten es unter der Regie des Sekretärs des Schweizerischen Bauernverbandes – Ernst Laur (1871–1964) – geschafft, eine kriegswirtschaftliche Versorgungsstrategie auszuarbeiten, welche die Versorgung der Schweizer Bevölkerung in den ersten Kriegsjahren sicherstellte, aber zugleich stark auf der schweizerischen Milchproduktion basierte.⁵¹

Als ab 1915 Futtermittelzusätze für die Milchkühe plötzlich sehr viel schlechter verfügbar waren, Witterungseinflüsse in den Jahren 1916 und 1917 die Milchleistungen der Kühe reduzierten und auch die Kriegshandlungen den internationalen Handel immer stärker beeinträchtigten, kippte das Versorgungssystem.⁵² Ab dem Winter 1916/17 waren die Behörden gezwungen, ihre Versorgungsstrategie verstärkt auf inländische Produktion umzustellen. Allerdings fehlten sowohl den Behörden als auch den Landwirten inzwischen die Kenntnisse und Ressourcen, um die jahrzehntelang verfolgte landwirtschaftliche Strategie innerhalb weniger Wochen umzustellen.

Infolge dieser Entwicklungen stiegen die Lebensmittelpreise in der Schweiz ab 1916 stark an, und die Importe und Exporte von Nahrungsmitteln brachen ein. Das System zur Aufrechterhaltung der Versorgung während des Krieges war gescheitert. Parallel zu der sich anbahnenden Ernährungskrise verschärfte sich auch die Situation auf dem Wohnungsmarkt. Es fehlte nicht nur an Wohnraum in den Städten, auch Ressourcen wie beispielsweise Kohle wurden zur Mangelware und trieben die Alltagskosten in die Höhe.⁵³

4.1 Konflikte zwischen Stadt und Land, zwischen Konsumenten und Produzenten

Die massive Zunahme der Lebenshaltungskosten traf insbesondere die städtischen Arbeiterinnen und Arbeiter hart. Diese glaubten, dass die Bauern in Saus und Braus lebten, während sie um ihr täglich Brot zu kämpfen hatten. Entsprechend verfestigte sich in der städtischen Arbeiterschaft ein Narrativ, das die Landwirte als Kriegsgewinnler und Wucherer diffamierte.⁵⁴

51 Zu den Versorgungsstrategien in der Schweiz im Ersten Weltkrieg vgl. Brodbeck 2005, S. 184–191; Burkhard 2016, S. 239–241.

52 Zu den Witterungs- und Ressourcenproblemen in der schweizerischen Landwirtschaft im Krisenjahr 1916 vgl. Pfister 2016a, S. 57–81.

53 Vgl. Pfister 2016b, S. 113–132.

54 Zum sozialdemokratischen Narrativ hinsichtlich der Lebensmittelfrage im Ersten Weltkrieg vgl. Burkhard 2016, S. 235–255; Moser 2016, S. 83–110.

Die Landwirte, die ihrerseits mit steigenden Produktionskosten, fehlenden Arbeitskräften und schlechten Witterungsbedingungen zu kämpfen hatten, fühlten sich zu Unrecht an den Pranger gestellt.⁵⁵ Am Ende des Ersten Weltkrieges standen sich somit in der Schweiz die ländlichen und städtischen Bewohner in einer konfliktschwangeren Situation gegenüber. Dieser Konflikt sollte im Landesstreik im November 1918 seinen Höhepunkt erreichen.⁵⁶

Es entstand eine feindschaftliche Stimmung zwischen Konsumenten und Produzenten. In Marktdemonstrationen hatte sich das Potenzial dieses Konflikts bereits vor der eigentlichen Zuspitzung der Krise 1915 geäussert. Die lohnabhängige Bevölkerung orientierte sich zunehmend an den Vorstellungen einer «moralischen Ökonomie»⁵⁷ mit gerechten Konsumpreisen, während die landwirtschaftlichen Produzenten ihrerseits gerechte Produktionspreise einforderten.

4.2 Die Integration der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung in die Nahrungsmittelproduktion

Um die angespannte Situation zu entschärfen, versuchten verschiedene Akteure, gesellschaftliche Integrationsformen für Produzenten und Konsumenten zu finden und die industrielle und die landwirtschaftliche Produktion besser miteinander zu vereinbaren. Im Einklang mit der behördlichen Weisung, «alles zu tun, was geeignet ist, dem vaterländischen Boden eine möglichst grosse Menge von für den Lebensunterhalt geeigneten Erzeugnissen abzurufen»,⁵⁸ begannen viele private Akteure damit, die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung in die landwirtschaftliche Produktion zu integrieren. Einzelne Punkte von Ebenezer Howards Gartenstadtansatz erlebten nun ein Revival.

Pfarrer Pflüger, der bereits vor dem Krieg für den Ausbau von städtischen Pflanzplätzen votiert hatte und der dem stadtzürcherischen Verein für Familiengärten vorstand, pries diese nun als Strategie zur Überwindung der Ernährungskrise.⁵⁹ Durch das Umbrechen von Wiesen, Fussball- und Spielplätzen sollte in der Stadt agrarisch nutzbares Land geschaffen werden.

Während die städtischen Pflanzplätze einzelnen Familien helfen konnten, ihr Budget zu schonen, waren sie als umfassende Antwort auf die Ernährungskrise ungeeignet. Die Erschliessung von bisher nicht nutzbarem oder nur teilweise erschlossenem Land musste in deutlich grösserem Stil vorangetrieben werden.

55 Vgl. Baumann 1993, S. 307–312.

56 Zum Landesstreik 1918 vgl. v.a. Rossfeld/Koller/Studer 2018; Gautschi 1968.

57 Thompson 1971, S. 76–136.

58 Kreisschreiben des Schweizerischen Volkswirtschaftsdepartementes 1917, S. 94.

59 Vgl. beispielsweise Bericht und Rechnung über das 3. Betriebsjahr der Familiengärten in Zürich pro 1917; Schweizerisches Sozialarchiv [SozArchiv] Ar 463.35.1.

Im Juni 1918 wurde die Schweizerische Vereinigung für Industrielle Landwirtschaft (SVIL) mit dem Zweck der «Hebung der Bodenkultur durch nichtlandwirtschaftliche Kreise zur Ergänzung der Produktionstätigkeit der Landwirte» gegründet.⁶⁰ Ihr Sekretär, der ETH-Geoarchitekt Hans Bernhard (1888–1942), trachtete nach einer möglichst umfassenden Lösung des Problems. In einem ersten Schritt sollte die Industrie durch ihre finanziellen und materiellen Ressourcen die landwirtschaftliche Produktion unterstützen. Um der professionellen Landwirtschaft nicht um landwirtschaftlich nutzbaren Boden Konkurrenz zu machen, sollten die industriellen Pflanzwerke auf neu erschlossenem Boden errichtet werden. Dazu sollte unter Regie von Kulturingenieuren Boden entsumpft, entwässert, drainiert und kultiviert werden. Zahlreiche Industrieunternehmen, besonders im Raum Zürich, aber auch im Kanton Luzern, in Bern und St. Gallen schlossen sich der Idee der industriellen Landwirtschaft als Sofortmassnahme gegen die Ernährungskrise an.

4.3 Innenkolonisation als umfassender Gestaltungsvorschlag künftigen Siedlungswesens

Als die kriegführenden Mächte am 11. November 1918 ihre militärischen Aktionen beendeten, hatte sich die Ernährungssituation in der Schweiz schon seit dem Sommer etwas entspannt. Vermehrt konnte wieder nordamerikanisches Getreide in die Schweiz geliefert werden.⁶¹ Allerdings hatte die Ernährungskrise die Verletzlichkeit der Schweiz hinsichtlich ihrer Nahrungsmittelversorgung offenbart. Und auch die Wohnungsfrage hararte nach wie vor einer Lösung. Der Krieg hatte strukturelle Probleme der beschleunigten Industrialisierung offengelegt und in einer krisenhaften Zuspitzung in den Jahren 1917/18 zu einer existenziellen Krise für die Schweizer Bevölkerung werden lassen.

Der SVIL-Geschäftsführer Bernhard konstatierte ein Missverhältnis zwischen den landwirtschaftlich-produktiven Kräften des Landes und den mehrheitlich nichtlandwirtschaftlichen Nahrungsmittelkonsumenten. Mit diesem Missverhältnis gehe zudem das «gedankenlose Aneinanderreihen von Wohnstätten» einher.⁶² Die Bereiche der Nahrungsmittelversorgung und des Wohnens hätten die Mängel einer Überindustrialisierung deutlich gemacht. Es gelte nun, «die Zahl der Nahrungsschaffenden und der Nahrungszehrenden in einen gewissen Einklang» zu bringen und durch ein geordnetes Siedlungswesen «einer grösseren Anzahl von

60 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, CH SWA Bv Aa 62, Dossier zur Schweizerischen Vereinigung für Industrie und Landwirtschaft 1918–, Statuten SVIL 1918.

61 Vgl. Weber 2016, S. 131–134.

62 Bernhard 1919, S. 1.

Menschen in unserem Lande Nähr- und Wohnraum [zu] schaffen, und in besserer Weise, als er bis anhin vorhanden war». ⁶³

Zu diesem Zweck verband Bernhard die Methode der Bodengewinnung, die bereits im Projekt der industriellen Landwirtschaft realisiert wurde, mit einem umfassenden Siedlungsplan für die Schweiz. Im langfristig angelegten Projekt der Innenkolonisation sollten Siedlungswesen und Kulturtechnik mit sozialen und volkswirtschaftlichen Aspekten verknüpft und so die Möglichkeit geboten werden, eine neue gesellschaftliche Ordnungsvorstellung zu realisieren. Diese neue Ordnung sollte sich dadurch auszeichnen, dass die Konfliktlinien zwischen Stadt und Land nivelliert würden. Ferner sollte nicht nur die Lebensmittelproduktion angehoben, sondern es sollten durch die Schaffung neuen Bodens auch die Grundstückspreise gesenkt werden, um so in ruralen wie urbanen Gegenden der Verschuldung und Mietpreisspiralen entgegenzuwirken. Kleine Siedlungseinheiten sollten in Anlehnung an Howards Gartenstadtidee in der Nähe von Industrieanlagen erbaut werden, die den Arbeitern sowohl die Arbeit in der Fabrik als auch die partielle Selbstversorgung ermöglichen würden. Der spätere Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei-Ständerat Hans Bernhard suchte damit überdies eine Harmonisierung der politischen Pole herbeizuführen und mittels Innenkolonisation der sozialistischen Agitation den Boden zu entziehen. Zentral war für Bernhard, Industrie und Landwirtschaft in ein harmonisches Miteinander zu führen, das auch in Zukunft gemeinsam bestehen konnte. ⁶⁴

Um diese vielfältigen Ziele verfolgen zu können, wurde der Zweck und der Name der SVIL erweitert: 1922 wurde aus der Schweizerische Vereinigung für Industrielle Landwirtschaft die Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und Industrielle Landwirtschaft (noch immer SVIL). ⁶⁵ Deren Ziele umfassten nichts Geringeres als eine Reform und Neugestaltung des gesamtschweizerischen Siedlungsraums. Zu diesem Zweck suchte die SVIL sich als quasistaatliche Institution zu etablieren, enge Beziehungen zu den Bundesbehörden zu knüpfen und schliesslich ein eidgenössisches Siedlungsgesetz auf den Weg zu bringen, das die Ideen der Innenkolonisation zur staatlichen Angelegenheit machen sollte. ⁶⁶

Während die Ernährungskrise ein Umfeld geschaffen hatte, in dem die Ideen der SVIL auf einen guten Nährboden trafen und die angebotenen Lösungen der

63 Bernhard 1919, S. 1f.

64 Vgl. Bernhard 1919.

65 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, CH SWA Bv Aa 62, Dossier zur Schweizerischen Vereinigung für Industrie und Landwirtschaft 1918–, Statuten SVIL 1922.

66 Vgl. Bernhard 1920.

industriellen Landwirtschaft als Sofortmassnahmen gegen Hunger und Revolution von den Behörden positiv rezipiert worden waren, wurde die Innenkolonisation in den beginnenden 1920er Jahren zwar noch als Arbeitsbeschaffungsmassnahme erachtet, und Projekte wurden partiell subventioniert. Sobald sich aber die Volkswirtschaft erholt hatte, verlor auch der umfassende Siedlungsanspruch der SVIL zunehmend an Rückhalt in den eidgenössischen Behörden. Bernhards Ordnungsvorstellungen waren für die nach wie vor liberal orientierten Behörden zu total und zu interventionistisch, als dass die Innenkolonisation zu einem langfristigen Bundesprojekt hätte werden können. Das Bodengewinnungswesen wurde zunehmend in den Dienst einer vielfältigeren Bodennutzung gestellt, statt auf eine gesamteidgenössische Siedlungsreform hinzuarbeiten.⁶⁷

4.4 Alternative Siedlungsvorstellungen in der linken Reformbewegung

Während die Bestrebungen der SVIL weitgehend als bürgerliches und antisozialistisches Projekt verstanden werden können, das darauf zielte, der Landwirtschaft langfristig ihre Rolle in einer industrialisierten Gesellschaft zuzuweisen, experimentierten christsoziale und andere links orientierte Kräfte ebenfalls mit der Idee einer Siedlungsreform, um andere Wege des Zusammenlebens zu finden.

Dabei standen vor allem die Ideen der Anarchisten Pjotr Kropotkin (1842–1921) und Gustav Landauer (1870–1919) Pate. Kropotkin plädierte vor dem Hintergrund der Zentralisierung der Industrie und der damit verbundenen Landflucht bereits 1898 für eine Dezentralisierung und eine Verbindung von Kleinindustrie und Landwirtschaft.⁶⁸ In seinen Schriften leitete er aus volkswirtschaftlichen und biologischen Beobachtungen die Lehre der gegenseitigen Hilfe als Grundlage für das menschliche Leben ab. In selbstverwalteten Siedlungseinheiten sollten Menschen nach ihren Kompetenzen und Bedürfnissen ihre Bedarfsgüter selbst herstellen und dabei ihre Arbeit in einem optimalen Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Arbeit halten. Er plädierte dafür, Grund und Boden in gemeinschaftlichen Besitz zu überführen und die Bearbeitung des Bodens zu reformieren und auf eine gemeinschaftliche Grundlage zu stellen. Kropotkin war überzeugt, dass entlang einer solchen Gesellschaftsordnung die Gefahr einer Versorgungskrise weitgehend minimiert und zugleich die Menschen zu Generalisten erzogen werden könnten.⁶⁹ Landauer teilte die Ideen seines Bruders im Geiste, lehnte aber alle umfassenden Planungsprojekte vehement ab. «[...] immer nur an das Vollendete, ans sogenannte Ganze, ans letzte Ende [zu] denken, statt

67 Vgl. Auderset/Burkhard/Moser 2018, S. 201f.

68 Vgl. Kropotkin 1976 [1898], S. 147f.

69 Zu den Überlegungen Kropotkins vgl. Hug 1989.

an den allerersten Anfang [...]»,⁷⁰ war ihm zutiefst zuwider. Die Siedlung sollte nach Landauer gerade als Experimentierfeld einem «wahren» Sozialismus zum Durchbruch verhelfen. Wenn auf der Grundlage der gegenseitigen Hilfe in einer selbstverwalteten Siedlung «gutes Leben» vorgelebt werden könne, werde sich das Konzept wie ein Lauffeuer verbreiten und dem Sozialismus ohne gewalttätigen Umsturz zum Sieg verhelfen, so seine Hoffnung. Denn der wahre Sozialismus liege in der «Wiederherstellung der Beziehung zwischen Arbeit und Verbrauch»,⁷¹ und hier könne die Siedlung eine wahre Reform vollbringen.

Die Ideen Kropotkins und Landauers fanden insbesondere in der religiös-sozialen Bewegung, die den Marxismus als materialistischen und zentralistischen Weltentwurf ablehnte, grossen Anklang. Der Pfarrer Leonhard Ragaz (1868–1945), der als bekannteste Figur dieser Bewegung in die Geschichte einging, sammelte am Ende des Ersten Weltkrieges viele reformwillige Sympathisanten um sich, wie (um nur einige zu nennen) die Wohnungsreformerin und Frauenrechtlerin Dora Staudinger (1886–1964), den Agronomen und Kriegsdienstverweigerer Max Kleiber (1893–1976) und den Pfarrer Alfred Bietenholz-Gerhard (1890–1968).

Besonders Bietenholz-Gerhard, der regelmässig im bewegungseigenen Presseorgan «Der Aufbau» publizierte, setzte sich ausführlich mit der Siedlungsbewegung auseinander. Unter Bezugnahme auf Kropotkin forderte er eine «Vereinigung von Gemeinschaft und Persönlichkeit» entlang eines modernen Siedlungswesens.⁷² «Die Erziehung neuer Menschen» sollte «den Kern des Wesens dieser Siedlungsgemeinschaften» bilden.⁷³ Er erachtete die Siedlung als Ausgangspunkt für den Aufbau einer neuen Gesellschaft, in versorgungstechnischer Hinsicht ebenso wie auf dem Gebiet der moralischen Erziehung des Menschen.

In Anlehnung an den Ingenieur und Erfinder landwirtschaftlicher Maschinen Konrad von Meyenburg (1870–1952), der errechnet hatte, dass mit gartenmässiger Bebauung und gezieltem Einsatz von mechanischen Hilfsmitteln weit mehr vegetabile Nahrungsmittel zu erzeugen seien als in der bisherigen Landwirtschaft, schloss Bietenholz-Gerhard auf die Überlegenheit einer lokal organisierten landwirtschaftlichen Produktion, die durch die Errichtung von dezentral angelegten, aber elektrisch und verkehrstechnisch erschlossenen Siedlungseinheiten erreicht werden könnte.⁷⁴ Bei gemässigten Ansprüchen der Bewohner der Siedlung, einer gezielten und rationellen Verwertung von Dung und Abfällen,

70 Landauer 1913, S. 189.

71 Landauer 1967 [1911], S. 178.

72 Bietenholz-Gerhard 1923, S. 7.

73 Bietenholz-Gerhard 1923, S. 14.

74 Vgl. Bietenholz-Gerhard 1923, S. 16f.; von Meyenburg 1919, S. 137.

dem gezielten Einsatz von Elektrizität und Motoren und einer intensiven Gartenkultur würden Siedlungen bald als Vorbild einer wohlfahrtsstaatlichen Ordnung wirken können.⁷⁵ Die Gemeinde als das Ideal menschlichen Zusammenlebens würde sich aufgrund dieses Vorbildcharakters der Siedlung als gesellschaftliches Ideal Bahn brechen können. So könnte eine genossenschaftliche Reform des Bodenbesitzes und der Arbeitsorganisation realisiert werden. Die Kollektivierung der Arbeit und die Ausrichtung der Bildung an Geist und praktischer Arbeit sollten wesentliche Pfeiler der Zielsetzung innerhalb der genossenschaftlich organisierten Siedlungen werden.⁷⁶

Sogar die Rechtsform des Eigentums sollte die neue Form des Zusammenlebens obsolet werden lassen, da in der genossenschaftlich funktionierenden Siedlung die Arbeitsdevise des Sozialismus realisiert würde: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.»⁷⁷ Bietenholz-Gerhard verstand die Siedlungsbewegung als Auftakt dazu, «dass wir davon ein neues Leben, eine neue Welt, eine Reich-Gottes-Welt erwarten» könnten.⁷⁸ Die Versprechen des Kommunismus, der nicht als marxistisch-materialistisches Unterfangen verstanden wurde, sondern vielmehr als Umsetzung einer christlich orientierten Wohlfahrtsstruktur, sollten sich durch das Siedlungswesen realisieren lassen.

Utopische Vorstellungen vermischten sich bei Bietenholz-Gerhard mit konkreten technischen Ansätzen, etwa wenn er die Gartenfräse des Ingenieurs von Meyenburg als wesentliches Element zur Rationalisierung der Gartenarbeit anpries.⁷⁹

Die enge Verzahnung von Expertentum und Wunsch nach einer neuen Welt zeigte sich beispielsweise auch darin, dass der Agronom und Kriegsdienstverweigerer Max Kleiber zusammen mit der Sozialistin und Geliebten Gustav Landauers, Margarethe Hardegger (1882–1963), und weiteren Genossen aus dem Umfeld von Leonhard Ragaz im Jahr 1918 in der «Alten Vogtei» auf dem Zürcher Herrliberg versuchte, eine sozialistische Vorbildsiedlung zu realisieren.⁸⁰ Kleiber hatte sich während seiner Haftstrafe wegen Kriegsdienstverweigerung mit den Schriften Kropotkins und der agrarsozialistischen Debatte zwischen Karl Kautsky (1854–1938) und Eduard David (1863–1930) beschäftigt und brannte nach seiner Entlassung darauf, die Eindrücke aus dieser Lektüre in die Praxis umzusetzen.⁸¹

75 Vgl. Bietenholz-Gerhard 1923, S. 17–29.

76 Vgl. Bietenholz-Gerhard 1923, S. 32–36.

77 Bietenholz-Gerhard 1923, S. 40.

78 Bietenholz-Gerhard 1923, S. 47.

79 Vgl. Bietenholz-Gerhard 1923, S. 28.

80 Vgl. Auderset/Moser 2012, S. 141f.

81 Zu Kleibers Lektüreverhalten im Gefängnis vgl. Max Kleiber an Fritz Brupbacher vom 9.9.1917. Schweizerisches Sozialarchiv [SozArchiv] Ar 101.30.06.

Kleiber bezeugte ebenfalls Mühe mit der sozialdemokratischen Frontstellung gegenüber der beruflichen Landwirtschaft und schrieb seinem Genossen Jakob «Joggi» Herzog (1892–1931), dass die «Industriellen» eine «viel vernünftige Agrarpolitik als die Sozialdemokratie» verfolgen würden.⁸² Damit nahm Kleiber Bezug auf die Bestrebungen Hans Bernhards und auf sein Projekt der industriellen Landwirtschaft. Es ist zudem davon auszugehen, dass sich Bernhard und Kleiber von ihrer gemeinsamen Ausbildungszeit an der landwirtschaftlichen Schule Strickhof kannten.⁸³

Persönliche Streitigkeiten unter den Genossen und die Unfähigkeit, diese zum Wohl der Gemeinschaft auszuräumen, führten schliesslich zum Ende des Experiments im zürcherischen Herrliberg.⁸⁴

Die Episode zeigt einerseits die enge inhaltliche Verzahnung der unterschiedlichen Akteure der Siedlungsbewegung am Ende des Ersten Weltkriegs und offenbart andererseits die Experimentierfreudigkeit, mit der diese versuchten, neue Formen «guten Lebens» in die Tat umzusetzen.

5. Fazit

Im Ersten Weltkrieg sah sich die noch junge schweizerische Industriegesellschaft parallel mit sozialen und agrarischen Problemen konfrontiert. Dementsprechend versuchten Akteure, nach dem Ersten Weltkrieg durch die Integration industrieller und landwirtschaftlicher Lebensweisen Weichenstellungen vorzunehmen, die ähnlichen Krisen in Zukunft vorbeugen sollten. Die Krisenerfahrungen im Ersten Weltkrieg hatten strukturelle Fehlentwicklungen in der Art, wie Menschen zusammenlebten und wie sie ihre Ernährungsversorgung organisierten, offenbart. Als im Ersten Weltkrieg diese Krisen eskalierten, gerann bei einigen Akteuren die Einsicht, dass gesellschaftlich strukturelle Korrekturen vorgenommen werden sollten, um künftig ähnliche Krisen zu verhindern.

Modernes Leben hatte für diese Reformer «ungutes Leben» hervorgebracht. Zivilisationskritische Stimmen machten Fehlentwicklungen in der Moderne aus und wiesen darauf hin, dass an die Stelle von *organisch-harmonischen Gemeinschaften* nun eine *atomisierte und mechanische Gesellschaft* getreten sei.⁸⁵

Entlang eines Konzept von dezentral angelegtem und genossenschaftlich organisiertem Siedlungswesen sollte nicht nur die Nahrungsmittelversorgung der

82 Max Kleiber an Jakob «Joggi» Herzog vom 18.06.1919. Eingeklebter Brief in den Tagebüchern von Jakob Herzog. Nachlass Herzog. Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Zentralbibliothek Zürich [ZB ZH] Ar. 02.20. zit. nach Auderset/Moser 2012, S. 142.

83 Vgl. Auderset/Moser 2018.

84 Vgl. Bochsler 2004, S. 318.

85 Vgl. Tönnies 1887.

Menschen auf eine neue Grundlage gestellt, sondern auch deren Art des Zusammenlebens grundsätzlich reformiert werden. Industrielle und landwirtschaftliche Arbeit sollten ausgesöhnt, kulturelle und soziale Konfliktherde durch eine Vermählung von Stadt und Land nivelliert werden.

Entlang konkreter Siedlungsentwürfe sollte die Grundlage für künftig «gutes Leben» erschlossen werden. Über die Ausgestaltung von Arbeits- und Lebensraum sollten die Menschen zu «gutem Leben» erzogen werden. Die Vorstellung, dass mit technischen Eingriffen sozial wünschbares Verhalten erzeugt werden konnte, ist ein Kernelement des Konzepts von «social engineering» nach Thomas Etzemüller und findet sich in der schweizerischen Siedlungsbewegung am Ende des Ersten Weltkrieges wieder. Während die christsozial geprägten Reformen auf eine friedliche Realisierung des Sozialismus entlang der Siedlungsbewegung hofften, arbeitete die SVIL unter der Regie von Hans Bernhard daran, über eine Harmonisierung von Stadt und Land soziale Konfliktherde aufzulösen und die Landwirtschaft als Partnerin der Industrie in der Moderne erhalten zu können. Während die Christsozialen von einem Ende der Lohnarbeit und des Eigentums träumten und die Siedlung als experimentellen Raum zur Realisierung dieser Utopien ansahen, bot für Bernhard die Siedlung eine Möglichkeit, die Beziehung zwischen Landwirtschaft und Industrie schweizweit in ein raumplanerisches Gesamtkonzept zu überführen, das die Schaffung von dezentral angelegten Gartenstädten nach dem Prinzip von Ebenezer Howard ermöglichen sollte.

So unterschiedlich die beiden Utopien von christsozialen Lebensreformern und raumplanerischen Ansätzen des ETH-Ingenieurs Bernhard waren, so überlappten sie sich doch in erstaunlich vielen Punkten: Die Aussöhnung von Industrie und Landwirtschaft, von Konsum und Produktion sowie von Stadt und Land waren Kernelemente beider Reformrichtungen. Die Wahrnehmung, dass die Entwicklungen der Moderne ungesteuert in ein «falsches Leben» führten, war bei beiden Richtungen vorzufinden. Die naturnahe Ordnung, die Harmonie von Bedürfnis und Arbeit stellte bei beiden zentrale Elemente dar, die als Grundvorstellungen von «gutem Leben» am Ende des Ersten Weltkrieges angesehen werden konnten.

Langfristig beeinflusste insbesondere die Arbeit Hans Bernhards die schweizerische Politik. Sein Konzept der industriellen Landwirtschaft wurde, leicht abgeändert, in die kriegswirtschaftliche Strategie der Anbauschlacht während des Zweiten Weltkrieges integriert.⁸⁶ Die Katasterpläne, welche die SVIL in der Zwischenkriegszeit zur Planung der Innenkolonisation anfertigte, dienten als

86 Vgl. Maurer 1985, S. 33, 39f.

Grundlage für den «Plan Wahlen».⁸⁷ Aber auch die Ideen der linken Siedlungsbewegung erlebten im 20. Jahrhundert verschiedene Revivals; jüngst weist die Bewegung des «urban farming» in eine verwandte Richtung.

Ungedruckte Quellen

Schweizerisches Sozialarchiv, SozArchiv Ar 101.30.6, Max Kleiber an Fritz Brupbacher vom 9.9.1917.

Schweizerisches Sozialarchiv, SozArchiv Ar 463.35.1, Bericht und Rechnung über das 3. Betriebsjahr der Familiengärten in Zürich pro 1917.

Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, CH SWA Bv Aa 62, Dossier zur Schweizerischen Vereinigung für Industrie und Landwirtschaft 1918–.

Gedruckte Quellen

Bernhard, Hans: Die Innenkolonisation der Schweiz (Schriften der Schweizerischen Vereinigung für Industrielle Landwirtschaft, Band 2). Zürich: Rascher 1919.

Bernhard, Hans: Die Förderung der Innenkolonisation durch den Bund. Grundlagen zu einem eidgenössischen Siedlungsgesetz (Schriften der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und Industrielle Landwirtschaft, Band 9). Zürich: Rascher 1920.

Bietenholz-Gerhard, Alfred: Die Siedlung. Siedlungsbewegung und Siedlungsfragen. Leipzig: Rotapfelverlag 1923.

Bücher, Karl: Die Wohnungs-Enquête in der Stadt Basel vom 1. – 19. Februar 1889. Basel: H. Georg 1891.

Engels, Friedrich: Zur Wohnungsfrage. In: Der Volksstaat, Nr. 51 – 53 (1872), S. 103f.

Howard, Ebenezer: To-morrow. A peaceful path to real reform. London: Swan Sonnenschein 1898. Online unter: <https://archive.org/details/tomorrow-peaceful00howa> (abgerufen am 23.2.2019).

Käppeli, Joseph/Riesen, Max: Die Lebensmittelversorgung der Schweiz unter dem Einfluss des Weltkrieges von 1914 bis 1922. Bern: Verbandsdruckerei 1925.

Kreisschreiben des schweizerischen Volkswirtschaftsdepartements an die Kantonsregierungen. (Vom 16. Februar 1917). In: Bundesblatt, 1/8 (1917), S. 94 – 99.

87 Tanner 2010.

- Kropotkin, Peter: Landwirtschaft, Industrie und Handwerk. Oder die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft, von geistiger und körperlicher Arbeit. Berlin: Karin Kramer Verlag 1976 [1898].
- Landauer, Gustav: Aufruf zum Sozialismus. Frankfurt am Main/Wien: Europäische Verlagsanstalt/Europa Verlag 1967 [1911].
- Landauer, Gustav: Drittes Flugblatt – Die Siedlung. In: Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes, Dezember (1913).
- Lorenz, Jacob: Die Wohnungsreform in der Schweiz. Zürich: Baessler und Drexler 1906.
- Meyenburg, Konrad von: Neue Siedlungen. In: Die Schweizerische Baukunst, 11 (1919), S. 132–143.
- Montenach, Georges de: Le logement des domestiques – son influence sanitaire, morale et sociale. Rapport présenté au Congrès de l'«Association catholique internationale des œuvres de Protection de la jeune fille» à Strasbourg le 19 juin 1909. Fribourg: o. V. 1910.
- Ost, Wilhelm: Die Wohnungsfrage in der Stadt Bern. Vortrag gehalten in der christlich-sozialen Gesellschaft des Kantons Bern. Bern: Berner Tagblatt 1897.
- Patte, Pierre: Monumens érigés en France à la gloire de Louis XV. Paris: chez l'auteur, chez Desaint, chez Saillant 1765.
- Pflüger, Paul: Die Wohnungsfrage in ethischer und kultureller Beziehung. St. Gallen: Gebrüder Willhaber 1909.
- Pflüger, Paul: Familiengärten. Separatdruck aus der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 2 (1915).
- Seidel, Robert: Staatlicher Getreidehandel oder Wie kommt das Volk zu billigem Brod? Begründung der Volks-Initiative im Kanton Zürich. Zürich: Verlag der Volksbuchhandlung 1879.
- Sohnrey, Heinrich: Der Zug vom Lande und die soziale Revolution. Leipzig: R. Werther 1894.
- Staudinger, Dora: Die Wohnung. In: Soden, Eugenie von (Hrsg.): Frauenbuch. Eine allgemeinverständliche Einführung in alle Gebiete des Frauenlebens der Gegenwart. Stuttgart: Franckh'sche Verlagshandlung 1913, S. 183–217.
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und Socialismus als empirischer Culturformen. Leipzig: o. V. 1887.
- Volkart, Albert: Die Zukunft unseres Getreidebaues. In: Mitteilungen der Gesellschaft schweizerischer Landwirte, 7 (1912), S. 124–169.

Literatur

- Ammann, Ruth: Von der Wohnungs- zur Frauenfrage und zurück. Dora Staudinger und der genossenschaftliche Wohnungsbau in Zürich der 1910er- und 1920er-Jahre. In: Conrad, Christoph/Eibach, Joachim/Studer, Brigitte/Teuscher, Simon (Hrsg.): Wohnen und die Ökonomie des Raums (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 28). Zürich: Chronos 2014, S. 221–238.
- Auderset, Juri/Moser Peter: Krisenerfahrungen, Lernprozesse und Bewältigungsstrategien. Die Ernährungskrise von 1917/18 als agrarpolitische «Lehrmeisterin». In: David, Thomas/Mathieu, Jon/Schauvelbuehl, Janick Marina/Straumann, Tobias (Hrsg.): Krisen. Ursachen, Deutungen und Folgen (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 27). Zürich: Chronos 2012, S. 133–149.
- Auderset, Juri/Moser, Peter: Kleiber Max (1893–1976), DB1937, AfA Online Portal Personen der ländlichen Gesellschaft, Version vom August 2018. Online unter: [www.histoiredurale.ch/pers/personnes/Kleiber,_Max_\(1893_1976\)__DB1937.html](http://www.histoiredurale.ch/pers/personnes/Kleiber,_Max_(1893_1976)__DB1937.html) (abgerufen am 24.2.2019).
- Auderset, Juri/Burkhard, Daniel/Moser, Peter: «Sumpfiges Streuland in fruchtbares Kulturland». Meliorationen in Nidwalden am Ende des Ersten Weltkrieges. In: Historischer Verein Nidwalden (Hrsg.): Nidwalden im Ersten Weltkrieg (BGN 48). Stans: Historischer Verein Nidwalden 2018, S. 184–203.
- Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Zweideutigkeit. Hamburg: Hamburger Edition 2005 [Erstausgabe 1992].
- Bochsler, Regula: Ich folgte meinem Stern. Das kämpferische Leben der Margarethe Hardegger. Zürich: Pendo 2004.
- Brodbeck, Beat: Paradigmawechsel in der Agrarpolitik. Der Erste Weltkrieg und die Agrarmarktordnungen in der Schweiz am Beispiel des Milchmarktes 1914–1922. In: Langthaler, Ernst/Redl, Josef (Hrsg.): Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930–1960. Innsbruck: Studienverlag 2005, S. 184–191.
- Brugger, Hans: Die Schweizerische Landwirtschaft 1850–1914. Frauenfeld: Huber 1975.
- Burkhard, Daniel: Die Kontroverse um die Milchpreisteuerung in der Schweiz während des Ersten Weltkrieges. In: Krämer, Daniel/Pfister, Christian/Segesser, Daniel Marc (Hrsg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des

- Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Band 6). Basel: Schwabe 2016, S. 235–255.
- Ernst, Andreas/Wigger, Erich: Einleitung. In: Ernst, Andreas/Wigger, Erich (Hrsg.): Die neue Schweiz? Eine Gesellschaft zwischen Integration und Polarisierung (1910–1930). Zürich: Chronos 1996, S. 7–19.
- Etzemüller, Thomas: Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2009.
- Etzemüller, Thomas: Strukturierter Raum – integrierte Gesellschaft. Auf den Spuren des *social engineering* im Europa des 20. Jahrhunderts. In: Raphael, Lutz (Hrsg.): Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau 2012, S. 127–154.
- Etzemüller, Thomas: Social Engineering, Version 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.10.2017. Online unter: http://docupedia.de/zg/Etzemueller_social_engineering_v2_de_2017 (abgerufen am 22.2.2019).
- Fritzsche, Bruno: Sozialtopografie. 19. und 20. Jahrhundert. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 8.1.2013. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007945/2013-01-08/> (abgerufen am 31.10.2019).
- Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918. Zürich: Benziger 1968.
- Grift, Liesbeth van de: Cultivating Land and People. Internal Colonization in Interwar Europe. In: Grift, Liesbeth van de/Ribi Forclaz, Amalia (Hrsg.): Governing the Rural in Interwar Europe. New York: Routledge 2018, S. 68–92.
- Hofmann, Michèle: Die Gründung der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Bern als Projekt der Gesundheitsförderung. In: Kehrli, Manuel (Hrsg.): Licht und Luft. Gemeinnützige Baugenossenschaft Bern aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens 1911–2011. Bern: Stämpfli 2011, S. 15–36.
- Hug, Heinz: Kropotkin zur Einführung. Hamburg: Junius 1989.
- Ismael, Albertin: Die Massnahmen des Zürcher Stadtrates zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung 1914–1921. In: Krämer, Daniel/Pfister, Christian/Segesser, Daniel Marc (Hrsg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Band 6). Basel: Schwabe 2016, S. 211–233.
- Koller, Barbara: «Gesundes Wohnen». Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940. Zürich: Chronos 1995.

- Koselleck, Reinhart: Krise. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 3. Stuttgart: Klett-Cotta: 1990–1997, S. 617–650.
- Kurz, Daniel: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900–1940. Zürich: gta Verlag 2008.
- Laak, Dirk van: Infra-Strukturgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft, 3 (2001), S. 367–393.
- Laak, Dirk van: Technokratie im Europa des 20. Jahrhunderts – eine einflussreiche «Hintergrundideologie». In: Raphael, Lutz (Hrsg.): Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau 2012, S. 101–128.
- Mattioli, Aram: Die Moderne und ihre Kritiker. Zur seismographischen Qualität antimodernistischer Einstellungen im Kanton Freiburg. In: Ernst, Andreas/Wigger, Erich (Hrsg.): Die neue Schweiz? Eine Gesellschaft zwischen Integration und Polarisierung (1910–1930). Zürich: Chronos 1996, S. 107–125.
- Maurer, Peter: Anbauschlacht. Landwirtschaftspolitik, Plan Wahlen, Anbauwerk 1937–1945. Zürich: Chronos 1985.
- Mergel, Thomas: Krisen als Wahrnehmungsphänomene. In: Mergel, Thomas (Hrsg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen. Frankfurt am Main: Campus 2012, S. 9–22.
- Moser, Peter: Eine «Sache des ganzen Volkes»? Überlegungen zum Prozess der Vergesellschaftung der bäuerlichen Landwirtschaft in der Industriegesellschaft. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte, 7, 1 (2000), S. 64–79.
- Moser, Peter: Die Agrarproduktion. Ernährungssicherung als Service public. In: Halbeisen, Patrick/Müller, Margrit/Veyrassat, Béatrice (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. Basel: Schwabe 2012, S. 568–620.
- Moser, Peter: Kein umstrittenes Thema mehr? Die Ernährungsfrage im Landesstreik 1918. In: Krämer, Daniel/Pfister, Christian/Segesser, Daniel Marc (Hrsg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Band 6). Basel: Schwabe 2016, S. 83–110.
- Nepfer, Matthias: Die Wohnungsfrage in der Stadt Bern 1888–1950. Regulierung des Wohnverhaltens durch sozialen Wohnungsbau? Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit am Historischen Institut der Universität Zürich 1996.

- Pfister, Christian: Auf der Kippe. Regen, Kälte und schwindende Importe stürzten die Schweiz 1916–1918 in einen Nahrungsmittelengpass. In: Krämer, Daniel/Pfister, Christian/Segesser, Daniel Marc (Hrsg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Band 6). Basel: Schwabe 2016a, S. 57–81.
- Pfister, Christian: Frieren, kalt essen und zu Fuss gehen. Die Energiekrise 1917–1919 in der Schweiz. Basel: Schwabe 2016b, S. 113–132.
- Poppelreuter, Tanja: Das neue Bauen für den neuen Menschen. Zur Wandlung und Wirkung des Menschenbildes in der Architektur der 1920er Jahre in Deutschland. Hildesheim: Olms 2007.
- Raphael, Lutz: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Geschichte und Gesellschaft, 22 (1996), S. 165–193.
- Rossfeld, Roman/Koller, Christian/Studer, Brigitte (Hrsg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden: Hier und Jetzt 2018.
- Saldern, Adelheid von: Wohnen – Jenseits historiografischer Turns und Trends? Beispiele aus europäischen Städten des 20. Jahrhunderts. In: Conrad, Christoph/Eibach, Joachim/Studer, Brigitte/Teuscher, Simon (Hrsg.): Wohnen und die Ökonomie des Raumes (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 28). Zürich: Chronos 2014, S. 27–57.
- Schott, Dieter: Europäische Urbanisierung (1000–2000). Eine umwelthistorische Einführung. Köln: Böhlau 2014.
- Sennett, Richard: Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens. München: Hanser Berlin 2018.
- Siegenthaler, Hansjörg: Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Konjunkturgeschichte als Gegenstand der Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte. In: David, Thomas/Mathieu, Jon/Schaufelbuehl, Janick Marina/Straumann, Tobias (Hrsg.): Krisen. Ursachen, Deutungen und Folgen (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 27). Zürich: Chronos 2012, S. 31–44.
- Stöcker, Georg: Agrarideologie und Sozialreform im Deutschen Kaiserreich. Heinrich Sohnrey und der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege 1896–1914. Göttingen: V&R Unipress 2011.
- Tanner, Albert: Anbauschlacht. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 21.5.2010. Online unter: <https://beta.hls-dhs-dss.ch/Articles/013783/?language=de> (abgerufen am 2.4.2019).

- Thompson, Edward Palmer: The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century. In: Past and Present, 50 (1971), S. 76–136.
- Walter, François: Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800. Zürich: Chronos 1996.
- Weber, Florian: Die amerikanische Verheissung. Schweizer Aussenpolitik im Wirtschaftskrieg 1917/18 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg, Band 1). Zürich: Chronos 2016.
- Zitelmann, Reto: «Nackte, feuchte, Mauerwände» und das Dach «stellenweise undicht». Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft, Wohnungsnot und Wohnpolitik. In: Rossfeld, Roman/Koller, Christian/Studer, Brigitte (Hrsg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden: Hier und Jetzt 2018, S. 61–78.

Der Autor

Daniel Burkhard,
Historisches Institut, Universität Bern
E-Mail: daniel.burkhard@hist.unibe.ch

Teil II:
Erziehungs- und
Gefährdungsorte

6
schulkindheiten und
-jugenden in der stadt

6. Schulkindheiten und -jugenden in der Stadt

Wahrnehmungen und Wahrnehmungskrisen von Zürcher Lehrpersonen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts¹

1. Annäherung

Blickten die Akteure der Pädagogik, etwa Lehrpersonen und Wissenschaftler, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert und darüber hinaus fasziniert und irritiert auf die Erlebniswelt der städtischen Strasse? Wurden erzieherisch erwünschte Bildungserlebnisse in Räume pädagogischen Handelns verlegt, wie etwa in Familie, Vereine, Verbände und Gruppen der Jugendbewegung, da man mit eigenen volksaufklärerischen Angeboten mit der Attraktivität des öffentlichen Raums nicht mithalten konnte?² Charakteristisch für die sozialräumliche Umwelt der Stadtquartiere einer Arbeiter- und Kleinbürgerkindheit sei gewesen, dass Kinder aus überfüllten Wohnungen auf das Trottoir und in die Höfe drängten. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts seien die Arbeiterquartiere für Stadtkritiker und Pädagogen zum Inbegriff von Grossstadtpädagogik, Strassenkindheit und Kinderelend geworden, lauten übergeordnete Befunde,³ die es durch ihre ordnungsstiftenden Implikationen nahelegen, anhand von weiterem Quellenmaterial skeptisch und eingehender erörtert zu werden. Folgt man den groben Periodisierungen von «Epochen städtischer Kindheit im 20. Jahrhundert», wie

1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des SNF-Projekts 166008 «Wissenschaft – Erziehung und Alltag. Orte und Praktiken der Zürcher Primarlehrer/innenbildung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts».

2 Zinnecker 2001, S. 82.

3 Behnke 2006, S. 30.

sie etwa von Imbke Behnke durch die Fokussierung auf Alltag und Quartiere von Arbeiter- und Kleinbürgerkindern am Beispiel von deutschen und niederländischen Städten genannt werden, befindet sich die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, bezogen auf Westeuropa, zwischen zwei «historischen Grosslagen»: zwischen der «Kindheit in der Hochphase von Urbanisierung und Industrialisierung (etwa 1870 bis 1920)» und der «Kindheit in der Modernisierungskrise der westeuropäischen Industriegesellschaften (etwa 1920 bis 1960)». ⁴

Dieser Beitrag beabsichtigt, verschiedene Versuche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einzufangen, Schulkindheiten und -jugenden in der Stadt zu konzeptionalisieren, zu definieren und zu kontrollieren. Dabei wird besonders auf Beschreibungen und Entwürfe einer bestimmten Gruppe von Lehrpersonen, aber auch auf Ansätze von Exponenten der Sozialpädagogik, Psychologie und der entstehenden Stadtsoziologie fokussiert. Die Konzeptionen changierten in ihren Bezugnahmen zwischen wissenschaftlichen Studien, Lehrmitteln und didaktischen Äusserungen, die im volksaufklärerischen Sinne nicht Teil der Eliten- oder Gebildetenkommunikation sein wollten, sondern auf Personen zielten, die in grossstädtischen und durch soziale Umbruchsituationen geprägten Milieus arbeiteten. Ob es auf die Frage nach der «guten» oder «richtigen» Schulkindheit in der Grossstadt seinerzeit nicht nur in wissenschaftsgestützten Debatten, sondern auch in sozialpolitischen Foren Auseinandersetzungen gegeben hat, soll mit in den Blick genommen werden.

Dabei sind zwei tradierte Perspektiven zu beachten, die für die Konzeptualisierungen der Grossstadtkindheit unterschiedliche Geltung haben konnten: die eher kritisch-bewahrpädagogische Perspektive, ⁵ die auch vor dem Hintergrund der sozialen Frage die Gefährdung der Jugend betonte, und die eher soziologische und psychologisch-pädagogische an Grossstadtkindern als fremde und zu erforschende Wesen interessierte Perspektive. In moderater Orientierung an einer kulturwissenschaftlichen Annäherung sollen in diesem Beitrag drei Felder identifiziert werden, deren weitere Ausleuchtung Erkenntnisgewinne für die Wahrnehmungen und Wahrnehmungskrisen von Zürcher Lehrpersonen gegenüber Schulkindheiten und -jugenden in der Stadt versprechen – und die immer wieder von unterschiedlichen Traditionslinien durchkreuzt wurden. Dass Bestimmungen und Bilder des «guten Lebens» «jeweils durch historische Umstände bedingt, wandelbar», in ihrer «teils paradoxen Auslegung politischer Bearbeitung unterworfen und auch innerhalb einer Gesellschaft stets umstritten» seien, ⁶ die

4 Behnke 2006, S. 13.

5 Hoffmann 2008.

6 Boser/De Vincenti/Grube/Hofmann 2018, S. 305.

Chiffre aber auch ein konkurrierendes Nebeneinander verschiedener Zeit- und Präsentationsschichten integrieren könne, soll eine wichtige Überlegung im breiteren Rahmen der folgenden Kontextualisierungen sein.

Für die Erschliessung der vergangenen Konzeptionalisierungen und Perspektiven wird im Folgenden immer wieder auf das Beispiel Zürich recurriert. Die Stadt Zürich wies unter anderem ein Milieu auf, in dem durch prekäre Verhältnisse und hohe Mobilität der Bevölkerung marginalisierte Schichten in den Quartieren untereinander in Konflikt gerieten.⁷ Dies kann als Ausdruck für miteinander verflochtene Umbrüche und Schübe von Strukturwandel verstanden werden: Die Schweiz entwickelte sich in vielen Regionen vom Agrar- zum Industriestaat und von einem Auswanderungs- zum Einwanderungsland und wurde damit auch zu einer Arbeitsmarktdrehscheibe in Europa.⁸ Im um die Jahrhundertwende stark wachsenden Quartier Aussersihl wechselten Arbeiterfamilien die Wohnung, die von den Frauen oft noch als Produktionsstätte für Heimarbeit genutzt wurde, häufig. Schon aus Platzmangel wurde die Strasse für vorwiegend männliche Kinder zum besonderen Aufenthalts-, aber auch Erwerbsort.⁹ Insgesamt galt die Stadt Zürich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als eine Stadt des Lärms und des Fortschritts, «mit seinem Liberalismus, Radikalismus, seinen «Putschen», der Industrie, den Eisenbahnen, den Arbeitern, den Streikenden», wie es der rechtskonservative Schweizer Historiker Gonzague de Reynold wahrgenommen hatte.¹⁰

Der Beitrag gliedert sich in drei Teile und verfolgt die Absicht, in einem *ersten Schritt* Diskurse der sozialistischen *Grossstadtkritik* zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eine Art «Überbau» zu erschliessen, an dem auch bürgerliche reformpädagogische Grossstadt- und Zivilisationskritik anschlussfähig gewesen ist. Dass in der Grossstadt «die Strasse die Heimat des proletarischen Kindes» geworden» und «nur selten ein Erzieher zum Guten» sei,¹¹ mündete in eine Deutung der Grossstadtschule als spezifischer Gewaltraum, mit der ich zum zweiten Thema des ersten Teils überleite – einer Kritik der Grossstadtkritik. Mit diesem Abschnitt ist beabsichtigt, Konzeptionen und Studien zur «Grossstadtpädagogik» vorzustellen, die neben spezifischen Problemlagen auch auf die Vorzüge des Aufwachsens in grossstädtischen Milieus hinwiesen. Hier soll der Frage nachgegangen werden, auf welches Wissen die Konzeptionen und Studien zurückgriffen. In diesen Be-

7 Hoffmann-Ocon 2018, S. 46; Fritzsche/Lemmenmeier 1994, S. 195.

8 Holenstein/Kury/Schulz 2018, 213.

9 Witzig 1998, S. 61f.

10 De Reynold 1932, S. 285.

11 Rühle 1911, S. 176.

schreibungen und Bewertungen flossen verschiedene zeitdiagnostische und pädagogisierende Elemente ineinander. Auffällig sind die häufigen Assoziationen der Grossstadtstrasse mit hochkulturellen Orten und Produkten wie Theater, Buch oder Museum. Ebenso stellten sozial-rekonstruktive Konzeptionen der Grossstadt als Streifraum für Heranwachsende Gegenentwürfe zu naturidyllisierenden und «vulgärmarxistischen» Kindheitsvorstellungen dar.

Mit dem *zweiten Schritt* soll anhand von archivalischen Dokumenten an die damaligen Auseinandersetzungen über die Grossstadtjugend durch Unterrichtende herangezogen werden – mit der Zürcher *Sozialdemokratischen Lehrervereinigung* wird ein Debattenort ins Zentrum gerückt, von dem aus Schulkindheiten und -jugenden in der Grossstadt beobachtet, bewertet und auch optimiert werden sollten. In den Protokollen von häufig ergebnisoffenen Sitzungen werden mit der damaligen Frage nach der körperlichen Erziehung und dem «Kinematographenunwesen» zwei Themen identifiziert, die im Verbund mit den Deutungen der erziehenden Strasse und der jugendlichen Streifräume in der Grossstadt auf die Schlüsselfrage nach der Mobilisierungs(un)fähigkeit des Proletariats zielten. Mit dem Thema der Mobilisierung setzte sich die Vereinigung selbst unter Zugzwang, potenziell massentaugliche Entwürfe zu entwickeln, die sich auf einzelne für die Arbeiterkultur bildungsrelevante Punkte zuspitzen liessen.

Wie den Gefährdungen der Jugend durch die Stadt mithilfe von Schulbüchern und dazugehörigen Handreichungen für Lehrpersonen begegnet werden sollte, wird im *letzten Schritt* aufgezeigt. Exponenten der Grossstadtpädagogik massen dem städtischen Raum als Lernumgebung eine besondere Bedeutung zu und hegten den planerisch-sozialtechnologischen Gedanken, dass die Heranwachsenden die Stadt als ihr Praxisfeld benutzen können mussten. Warum sich Schweizer Lehrpersonen schwertaten, die Positivität der Grossstadt als didaktisches Setting anzuerkennen, soll an dieser Stelle in den Fokus rücken.

Die folgenden Ausführungen basieren neben zeitgenössischen Studien im Kontext von sozialen Bewegungen, Gutachten und Flugschriften – die vorwiegend in der Forschungsbibliothek Pestalozzianum/PH Zürich verwahrt werden – auch auf «aussergewöhnlich normale Quellen»,¹² wie sie mit Protokollen der Sozialdemokratischen Lehrervereinigung aus dem Schweizerischen Sozialarchiv vorliegen. Solche Quellen eignen sich, Perspektiven und Wissen aus der zweiten und dritten Reihe der Beteiligten zu beleuchten.¹³

12 Haasis/Rieske 2015, S. 20.

13 Möller 2013, S. 22.

2. Pädagogische Schriften als Schauplatz der Grossstadtdebatte

2.1 Grossstadtkritik

Grossstadtkritik findet sich in der ganzen Reihe von damaligen, wiederum nicht einheitlichen, sozialen Bewegungen und reformpädagogischen Strömungen wieder.¹⁴ Manche Kritiker beschrieben das Leben in der Grossstadt als dekadent und geprägt durch Industrialisierung, Armut, Prostitution, Kapitalismus und vor allem als kinderfeindlich, wofür als statistisches Datum die tiefe Geburtenquote der Grossstädterinnen herangezogen wurde.¹⁵ Teils beruhten die kritischen Inaugenscheinnahmen der Grossstadt auf individualpädagogischen Menschenbildern oder sozialhygienischem Wissen, philosophischer Kulturkritik oder auch auf der eher literarisch-essayistisch geäusserten Schulkritik einer Ellen Key mit dem Werk «Das Jahrhundert des Kindes»,¹⁶ obgleich die Grenzen so eindeutig nicht gezogen werden können. Akteure der Landerziehungsheimbewegung behaupteten, Forderungen der Grossstadtkritik verwirklicht zu haben.¹⁷

Ein Exponent einer stadt- und kapitalismuskritischen Perspektive war der in der deutschsprachigen Schweiz stark rezipierte Otto Rühle mit seinem 1911 publizierten Werk «Das proletarische Kind». Demnach sei «die Strasse [...] die Heimat des proletarischen Kindes geworden» und «nur selten ein Erzieher zum Guten»; vielmehr werde sie «zu einer Schule der Unmoral und des sittlichen Verderbs».¹⁸ Den Gedanken führte Rühle noch weiter aus und gab ihm mit Hinweis auf die «sozialen Gegensätze» noch eine scharfe Wendung. Die Strasse der Stadt diene aufgrund von Hunger und Wohnungseld in den Mietskasernen «halbreifen Töchtern des Proletariats» als «Einführung in die Schule der Unzucht».¹⁹ Doch was bedeutete dieser Blickwinkel für das Verständnis der zeitgenössischen Volksschule? Dem durch Wortgewalt scheinbar hergestellten Konkretismus gab Rühle noch einen Dreh, wenn er auf den Unterschied von rhetorischen Leitbildern und Praxis anspielte:

«Der Besitz [...] schuf aus der Schule ein Klasseninstitut; für die Besitzenden die höheren Bildungsstätten mit freieren wissenschaftlichen Auffassungen, geschulteren Lehrkräften, weiteren Bildungszielen, kleinen Klassen, reicheren Lehrmitteln; für die Armen dagegen die Volksschule [...]. Die Volksschule ist Armenschule. Das Los der Armut ist aber Knechtschaft. [...] «Wenn man Sklaven

14 Oelkers 1996, S. 90f.

15 Blom 2008, S. 30f.

16 Key 1991 [1900/1902], S. 226–233.

17 Viehöfer 1985, S. 269. Vgl. auch den Beitrag von Michèle Hofmann in diesem Band.

18 Rühle 1911, S. 176f.

19 Rühle 1911, S. 187.

will, ist man ein Narr, wenn man das Volk zu Herren erzieht», sagte Friedrich Nietzsche.»²⁰

Nicht nur entlang von Textsplintern Nietzsches, der in sozialistischen Kreisen zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Stichwortgeber eines systemkritischen Blicks beliebt war,²¹ auch mit Verweis auf den Zürcher Sozialreformer und Psychiater Auguste Forel, der mit der Bemerkung zitiert wird, dass die Volksschule vielfach einem kleinen Zuchthause oder einer Strafanstalt für Kinder gleiche,²² wird das Hauptproblem in der kapitalistischen Produktion von Menschen gesehen. Die Kritik an der damals bestehenden Bildungssituation wurde in der sozialen Ungleichheit im kapitalistischen System *und* in der Rolle der Schule verortet, welche die Heranwachsenden darauf vorbereite, kapitalistische Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, indem sie Sozialbeziehungen im Schulzimmer nach den gleichen Prinzipien strukturiere, nämlich mit Hierarchie, Abhängigkeit, Disziplin, (körperlicher) Strafe, Isolierung, Sinnlosigkeit und Entfremdung.²³

Auch wenn vonseiten der Lehrpersonen, selbst wenn sie Teil von sozialistischen Bewegungen waren, die Beschulten in der Regel nicht in solch drastischen Bildern als Kreaturen des Kapitalismus beschrieben wurden, finden sich in Äusserungen des Seminardirektors Willi Schohaus Spuren von Systemkritik. In seiner Kurzstudie «Der Lehrer von heute und sein schwerer Beruf» versuchte der Verfasser, unter dem Titel «Tücken des <Systems>», den Verdacht zu konkretisieren, dass – aus heutiger kulturwissenschaftlicher Sicht gesprochen – bereits die Materialität der Grossstadtschule in Verflechtung mit den Normierungen für die Festigkeit und Beständigkeit von tradierten Handlungsrouninen Sorge. Schohaus führte die Äusserungen einer Lehrerin in den 1920er Jahren an, die sich mit persönlichen schulreformerischen Plänen in die Stadt Zürich wählen liess: «Ich habe wieder starr ausgerichtete Bänke mit 40 Schülern. Es ist unmöglich, eine solche Schülerzahl im Halbkreise anzuordnen. Ich bin gezwungen, verdammt, dem alten Schulgeist zu huldigen [...]. Dazu kommen täglich neue Verfügungen, Verordnungen, Wegleitungen, Orientierungen, Anleitungen, Weisungen oberer Behörden, um den Lehrern das Schulehalten zu erleichtern!! [...]. Geben Sie mir eine Schule mit [...] mehr Freiheit und weniger Paragraphen.»²⁴ Die Beschreibung eines Handlungszwangs entgegen eigenen Intentionen in der Schule kann auch

20 Rühle 1911, S. 162f.

21 Hinweise dazu liefert etwa Daniel 2001, S. 39–45, und der «dokumentarische Roman» «Es gilt die Tat» von Urs Hardegger 2017, S. 57f.; vgl. Nietzsche 2013 [1887]. Fritz Brupbacher, Zürcher Arzt, Anarchist und im Arbeiterquartier Aussersihl praktizierend, sah in Nietzsche seinen «allergrössten Lehrer», der das Individuum befreite und eine geistige Revolte gegen die Bourgeoisie anzettelte, vgl. Michalzik 2018, S. 43.

22 Rühle 1911, S. 258.

23 Schulze 1980, S. 94.

24 Schohaus 1933, S. 15f.

als Hinweis darauf verstanden werden, dass Schulen und Schulstrukturen nicht nur das waren, was neben den Unterrichteten ebenfalls individuelle Lehrpersonen in ihren Handlungsmöglichkeiten begrenzte, einschränkte und behinderte. Vielmehr können soziale Ungleichheiten, mitbedingt oder gar erzeugt durch die Schule, nicht nur auf (bürgerliche) Interessen oder Ideologie, sondern auch auf habitualisierten und in den Körpern eingelagerten Handlungsrouninen basieren.²⁵

Insgesamt wurde durch die kapitalismuskritische Perspektive, die im Bildungsbereich stark durch Rühles Schrift geprägt war, das Bild von der Grossstadt als eine Art Labor einer kapitalistischen Produktion von jungen Menschen mit der weiterführenden Überlegung von diese Strukturen erkennenden, aber dennoch dem System ausgelieferten Lehrpersonen radikalisiert. So wurden die Grossstadt und die Grossstadtschule letztlich als Gewalträume beschrieben, die durch Lehrpersonen nicht mehr jugendangemessen geordnet werden können. In dieser sozialen Raumkonstruktion erschien eine «Eroberung» ihrer Lebenswelt durch Heranwachsende kaum denkbar.²⁶

2.2 Kritik der Grossstadtkritik?

Die Grossstadt und ihre Strassen als erziehenden Faktor zu erörtern, schien mit dem 1911 vorgelegten Buch «Grossstadtpädagogik» von Johannes Tews als neue Option aufzutauchen, auch um Wissen für Volksschullehrpersonen bereitzustellen. Während das im gleichen Jahr erschienene Werk von Rühle gekennzeichnet war durch einen bürgerliche Kreise anklagenden und sozialistisch inspirierten Duktus sowie durch eine in der Konsequenz bewahrpädagogische Haltung, versuchte sich Tews mit seinem Werk in einer fast «problemorientierten Annäherung»: Ihm ging es um eine «Darstellung der Ambivalenzen des Aufwachsens und Lebens in der Grossstadt».²⁷ In den konzeptionellen Überlegungen verbindet Tews einander entfernt erscheinende Kategorien in einer vor allem durch reformpädagogische Schriften emotional aufgeladenen Auseinandersetzung über Grossstädte, die etwa in Keys «Das Jahrhundert des Kindes» in der Darstellung reduziert wurden auf «Zentren der Grossindustrie, wo der Mangel an Sonnenlicht und reiner Luft sowie an allen anderen elementaren Voraussetzungen für die Entwicklung von Körper und Seele die Lebenstauglichkeit der Kinder schon vor der Geburt untergräbt».²⁸ Entgegen diesen Konstruktionen eines Bildes von

25 Brandes/Zierenberg 2017, S. 6f.

26 Knöbl 2017, S. 18.

27 Dollinger/Mittmann 2008, S. 57; Henseler/Barth 2011, S. 226.

28 Key 1991 [1900/1902], S. 228.

nur leidenden Kindern in der Grossstadt, in denen die zumeist ebenfalls strengen Bedingungen einer Kindheit auf dem Land ausgeblendet wurden,²⁹ setzte Tews auf eine eigene Kombinatorik:

«Grossstadtpädagogik. Vielleicht ein neues Wort, das aber [...] Forderungen vertritt, die in den allgemein anerkannten Prinzipien der modernen Erziehungslehre begründet sind. Die Grossstadtpädagogik ist Heimatpädagogik [...], die den besonderen Verhältnissen der Grossstadt Rechnung tragen soll, die das Grossstadtkind, seine nächste Umgebung, seine Erzieher, seine Schule in ihrer Eigenart auffassen lehren und aus dieser Eigenart heraus praktische Erziehungsanforderungen stellen will.»³⁰

Tews wollte mit seinen Betrachtungen Vorurteilen gegenüber Grossstädten entgegenwirken, indem er neben spezifischen Problemlagen auf die Vorzüge des Aufwachsens in grossstädtischen Milieus verwies. Diese neue Perspektive, so seine Argumentationsstrategie, basiere auf Heimatpädagogik, die oftmals das Ländliche als Gegenentwurf zum Bild der krank machenden oder ungesunden Grossstadt zum Leitmilieu genommen hatte. In dem Abschnitt zur «Strasse als Erzieherin» beschreibt Tews die Strasse der Grossstadt schillernd als Moloch, Ressource für ärmere Kinder und Theater, das nicht nur den Heranwachsenden Erholung, Erheiterung, Belebung und Anregung zugleich bieten kann. Sie sei ein Kinematograf, da das Strassenleben sich ständig verändere:

«Die Strasse der Grossstadt erweitert den Blick des Kindes weit über das hinaus, was das häusliche Leben und oft auch die Schule bietet. Menschen aller sozialen Schichten, aller Berufsklassen, ja aller Länder und Nationen treten hier vor sein Auge. [...] In der [...] Strasse [...] kann man dem Neger wie dem Chinesen, dem Franzosen wie dem Russen begegnen, wie man in den Schaufenstern dieser Strassen die Produkte aller Länder und Erdteile bewundern und kaufen kann. In der Strasse der Grossstadt sind Armut und Reichtum, sinnloser Kleiderluxus und die Lumpen des Bettlers nebeneinander zu sehen. [...] Die Strasse ist kein Spielplatz, sie ist ein Museum, ein Theater, ein Buch; das Kind soll die Strassen durchwandern, die Schaufenster studieren, das Strassenleben beobachten, am besten in Gesellschaft von Erwachsenen, aber zu Spiel und Lust bedarf es besonderer Plätze.»³¹

In Tews' Beschreibung fliessen verschiedene zeitdiagnostische und pädagogisierende Elemente ineinander. Auffällig sind die häufigen Assoziationen der Grossstadtstrasse mit hochkulturellen Orten und Produkten wie Theater, Buch

29 Oelkers 1996, S. 141.

30 Tews 1911, S. 1.

31 Tews 1911, S. 108–111.

oder Museum, aber auch mit dem zur Diskussion stehenden Kinematografen. Und auch die angedeuteten erwünschten Zugangsweisen entsprechen den Kulturrorten: Wer demnach als Kind oder Erwachsener die Grossstadtstrasse betrat, konnte dies als Besucher, Konsument oder Kenner tun.³² In Tews' Verständnis gliederte die Grossstadtstrasse oftmals einem Museum, da hier Personen und Gegenstände unterschiedlichen Ursprungs in ihrer Gesamtheit als Abbild der bunten Welt zusammenfanden und somit für eine Wissenssammlung und -ordnung standen, die dem Kind fremd vorkommen musste.³³ Tews bedient sich des Beispiels einer Geschäftsstrasse als Sinnbild für den öffentlichen Raum.³⁴ In Tews' Schilderung der Strasse, in der Personen verschiedener Länder vor das Auge treten, stösst man auf einen Subtext, der womöglich auf «die Sehnsucht nach dem Fremden [...], dem Unverfälschten, dem Authentischen» zielte, welche die Völkerschauen und Weltausstellungen um 1900 einzulösen versprochen.³⁵ Dass der pädagogisierenden Aufforderung an das Kind, die Strassenwelten zu durchstreifen, noch das Ideal einer Führung durch Erwachsene an die Seite gestellt wird, deutete auf eine angenommene Asymmetrie in der Lesbarkeit der Strasse hin. Diese Überlegung war an eine Vorstellung von «Filter» geknüpft,³⁶ der die Kinder durch Erwachsene, aber auch durch besondere Sozialräume, wie etwa Spielplätze,³⁷ vor Anpassungsnötigung schützen konnte. Tews' Vorstellung von vielfältigen «Erziehern der Grossstadt» – den Eltern, Angehörigen, Lehrpersonen, Schul- und Spielkameraden, Dingen in der Umgebung, dem Strassenleben, dem Schaufenster, den Denkmälern, Museen, Bibliotheken, insgesamt «dem Treiben der Grossstadt»³⁸ – basierte auf einer Art Radikalisierung des Konzepts der «Erziehungsmächte» der geisteswissenschaftlichen Pädagogik. So nahmen in der Lesart Wilhelm Flitners die Überlegungen zu den erziehenden Mächten Bezug auf die von Jacob Burckhardt in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» genannten «geschichtlichen sozialen Mächten»: Staat, Religion und Kultur.³⁹ Zwar sei es schwer möglich, diese analytisch zu trennen, aber sie seien ebenfalls schwer koordinierbar, da Staat und Religion oft für sich, bezogen auf die betroffene Bevölkerung, universale Geltung beanspruchten.⁴⁰ Während geisteswissenschaftliche Hochschulprofessoren erörterten, wie der «abstrakte

32 Te Heesen 2012, S. 19.

33 Welzbacher 2017, S. 21

34 Siebel 2015, S. 64.

35 Müller-Scheessel 2011, S. 161.

36 Mollenhauer 1983, S. 35.

37 Tews 1911, S. 91–104.

38 Tews 1911, S. 21.

39 Flitner 1950 [1933], S. 108.

40 Burckhardt 2018 [1905], S. 35.

Erzieher» als Anwalt der Zöglingsindividualität erzwungene Erziehung der einzelnen Mächte begrenzen könne, sah Tews fast pädagogisch optimistisch, dass in der Grossstadt derart viele Erziehungsmächte sich versammelten, verschränkten, aber auch teilweise gegenseitig in Schach hielten, dass die Heranwachsenden sich – dieses Wimmelbild erblickend – des eigenen Lebens bewusst werden konnten.⁴¹ Tews' Versuch, die Grossstadt selbst als erziehenden Faktor programmatisch zu präsentieren, kann als kultivierte Einladung an die Zeitgenossen gedeutet werden, in Zeiten von Dekadenz- und Pauperisierungstheorien die Grossstadt auch mit den Augen des Kindes als poetischen und faszinierenden Ort mit vielen bildenden und erziehenden Gelegenheiten zu erblicken. Die Strasse als Präge- und Erziehungsfaktor war zur gleichen Zeit auch Thema in Studien der in Kreisen der Volksschullehrpersonen populären Tatsachenwissenschaft.

2.3 Streifraum, Streifzüge als Studiengegenstand

Institutionalisierte Kinder- und Jugendforschung im empirisch-psychologischen Sinne entstand an der Wende zum 20. Jahrhundert und lässt sich vor der Kulisse sozialtechnologischen Denkens und von Urbanisierungsprozessen verstehen.⁴² Mag der Blick auf eine gefährdete Jugend vor allem auch in sozialistischen Kreisen dominiert haben, stand dahinter ebenfalls die – teilweise idealistisch überhöhte – Vorstellung von Jugend als «eine Art Avantgarde in Reserve», von Jugend «als einem Experimentierraum und produktiven Faktor sozialen Wandels».⁴³ Das Motiv des Streifens, welches das Bild von der Grossstadt als einen Kinder und Heranwachsende rein gefährdenden Raum infrage stellte, spielte in sozialpsychologischen Annäherungen, wie sie etwa Martha Muchow am Beispiel der Barmbeker Insel als Forscherin, Kollegin und Mitarbeiterin von William Stern vorlegte, eine wichtige Rolle. Muchow, deren Werk als Teil des Psychologischen Laboratoriums in Hamburg in den 1920er Jahren in der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» rezipiert wurde,⁴⁴ entwickelte eine Forschungspraxis, in der sie Schulkindern Stadtpläne vorlegte und Strassen sich benennen liess, die diese kannten. Während Kinder bis zu elf Jahren eher an ihr heimatliches Quartier gebunden waren, erweiterten Zwölfjährige und Heranwachsende ihren Streifraum. Dieser war dann auch weniger an die Quartiereinheit gebunden, sondern an natürliche Grenzen, wie etwa Bahndämme, grosse

41 Tews 1911, S. 21; Henseler/Barth 2011, S. 229.

42 Meumann 1914, S. 30; Criblez 2013, S. 13–16; Hoffmann-Ocon 2011, S. 140–142; Ferchhoff 2007, S. 86.

43 Ferchhoff 2007, S. 389.

44 Etwa: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 1926/27, S. 381.

Strassen oder Kanäle.⁴⁵ Insgesamt kam Muchow zu dem Ergebnis, dass der Grossstadtraum nur eine Fiktion ist, da «er [...] verschieden gelebt [wird]», wobei der Lebensraum der Kinder sich von der eigenen Wohnstrasse als Zentrum konzentrisch ausbreitet.⁴⁶ Während die Wohnstrasse «ein zweites, nach draussen verlegtes Zuhause» sei, fungiere die wegen der Einkaufsmöglichkeiten für die Erwachsenen so ungemein wichtige Hauptverkehrsstrasse für die Heranwachsenden nur als «Durchgangs-Bewegungsraum», die scheinbar reizlose «Baulücke» erzeuge jedoch die ideale Abenteueratmosphäre.⁴⁷ In den Studien aus dem Kreis um William Stern wurde der rein gefährdende Charakter der Grossstadt bestritten, das Gefährdungspotenzial wurde indessen auch aufgegriffen:

«Dieses Untergehen des einzelnen im Strom und Genuss des Grossstadtlebens, wo der Mensch einen Punkt in der Masse bedeutet, wirkt auch für den in ruhigen Bahnen lebenden echten Landmenschen auf die Dauer abstossend [...]. Unbestreitbar trägt das Stadtleben dazu bei, den einzelnen früh zur geistigen Reife zu führen, den Nachkommen eine [...] Gewandtheit bei der Aufnahme [...] geistiger Eindrücke vererben zu können, birgt aber auch die Gefahr der nervösen Erschöpfung und Entartung in sich, so dass wir ohne den unaufhörlichen Nachschub von seiten der urwüchsigen, unverbrauchten Landbevölkerung bald mit einer kraftlosen, degenerierten, nicht mehr leistungs- und lebensfähigen Stadtbevölkerung zu rechnen hätten.»⁴⁸

Die gängige Annahme war, dass die Nervenreize der Grossstädte «in Verbindung mit den Einwirkungen der modernen Zivilisation zur Überforderung würden», sodass auf sozialistischer Seite die Forderung nach Gartenstädten und auf medizinischer Seite der Vorwurf aufkam, dass die Schule eine «wahrhaft kunstmässige Zersplitterung der Geisteskräfte [befeue]», sodass eine weitere Schulüberbürdungsdebatte entstand.⁴⁹ Spätere an Muchow und Sassenhagen anknüpfende Studien zur «Raumnutzung von Kindern unter grossstädtischen Alltagsbedingungen» betonten,⁵⁰ dass man die Grossstadtkinder in der Volksschule lehren müsste, zu *sehen* – in dem Sinne, dass sie das verhängnisvolle bruchstückhafte Vielwissen überwinden und verschiedene Wissensgebiete in Zusammenhang brächten.⁵¹

45 Muchow/Muchow 2012 [1935], S. 87.

46 Muchow/Muchow 2012 [1935], S. 157.

47 Muchow/Muchow 2012 [1935], S. 158f.

48 Sassenhagen 1926, S. 11f.

49 Radkau 1998, S. 315–317.

50 Civelli 1992, S. 18.

51 Pfeil 1955, S. 53.

Diese ambivalenten Charakterisierungen reflektieren die Veränderungen der Stadt sowie «die Folgen der Industrialisierung und die damit verbundenen Wanderungsbewegungen der Bevölkerung vom Land in die Grossstädte, die damit verbundenen Veränderungen an sozialen Bindungen, an Herkunftsn [...], die sich verstärkende Heimatlosigkeit».⁵² Insgesamt ist zwischen der eher programmatischen «Grossstadtpädagogik» und den empirisch-psychologischen Studien zu den grossstädtischen Streifräumen der Kinder der verbindende Rahmen, dass die Grossstadt als der Ort beschrieben wurde, der neben Gefährdungen für Heranwachsende auch einzigartige Versuchsanordnungen und Probestadien für Bildung und Erziehung in Ab- und Anwesenheit von Erwachsenen bereithält und damit als Schwarz-Weiss-Hintergrundkulisse für zwangsläufige Verelendung und Erziehungsnotstände wenig taugt.

3. «Die Lethargie des Proletariats» – Wahrnehmungen sozialdemokratischer Lehrpersonen

3.1 Im Praxismodus des sozial koordinierten Handelns

Um die Wahrnehmungen von Schulkindheiten und -jugenden der Grossstadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts möglichst umfassend zu erschliessen, ist es nötig, auch Debattenorte in den Blick zu nehmen, in denen die Perspektiven auf Heranwachsende von Lehrpersonen erst langsam hervorgebracht wurden. Mit der 1906 gegründeten Sozialdemokratischen Lehrervereinigung Zürich entstand ein organisierter Debattenort, durch den Schulkindheiten und -jugenden in der Grossstadt beobachtet, bewertet und auch rationalisiert, also im Sinne eines Sozialprojekts und einer sozialistischen Fortschrittsperspektive systematisch verbessert und optimiert werden sollten.⁵³

Durch den Sekundarlehrer Jakob Wegmann als Impulsgeber organisiert, trafen sich zwischen zwanzig und vierzig Personen zunächst im Gasthaus Schwanen, später vor allem im Volkshaus zu Informations-, Agitations- und Strategieveranstaltungen. Gehörten zu den Teilnehmenden des Gründungstreffens seinerzeit durch ihre politischen und wissenschaftlichen Aktivitäten bekannte Lehrer und Hochschullehrer wie etwa Rudolf Bommeli,⁵⁴ der erster Präsident des Vereins

52 Henseler/Barth 2011, S. 226.

53 Reckwitz 2017, S. 33.

54 Rudolf Bommeli (1859–1926) besuchte zwischen 1875 und 1878 das Lehrerseminar in Kreuzlingen, bevor er an der Universität Zürich Naturwissenschaften studierte. In Zürich wirkte Bommeli als Primarlehrer, zwischen 1904 und 1908 als Mitglied des grossen Stadtrats und Kantonsrats; vgl. Mayer 1988, S. 10; Vuilleumier 2002.

wurde, und Robert Seidel,⁵⁵ der sich als Arbeitsschulpädagoge und SP-Politiker bis in die 1920er Jahre vor allem in Zürich hervortat,⁵⁶ betätigten sich ebenfalls viele Lehrerinnen vernehmbar in den sozialdemokratischen Versammlungen. Die Sozialistin und Frauenrechtlerin Agnes Robmann – die zahlreiche politische Broschüren verfasste, Teilnehmerin der Zimmerwald-Konferenz war und als vom Zürcher Erziehungsrat tüchtig eingeschätzte Lehrerin in einer Versuchsklasse im Rahmen eines Schulversuchs unterrichten durfte – stach als Diskutantin besonders hervor.⁵⁷

Obwohl nicht alle Debatten in den Versammlungen sich unmittelbar die soziale Frage zu eigen machten, gab es viele Hinweise darauf, dass Zürich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu den europäischen Städten gehörte, in denen besonders häufig Arbeitskämpfe ausgetragen wurden.⁵⁸ Die Lehrervereinigung befand sich von Anbeginn in einem Praxismodus des zweckrationalen und sozial koordinierten Handelns: Wurde etwa ein Vortrag über die Ziele und Bedeutung der sozialistischen Jugendorganisationen gehalten, wurde noch auf derselben Veranstaltung beschlossen, den Jungburschenverein sowie die sozialdemokratische Sonntagsschule in Zürichs Kreis III, zu dem bis 1913 Wiedikon und Aussersihl gehörten, besonders zu unterstützen.⁵⁹ Diese Vereinspraxis schien die Dimensionen der Arbeiterbildung und des Sozialen engmaschig zu einer speziellen Kultur zu verknüpfen.

3.2 Körperliche Strafe im Kontext der sozialen Frage

Als Lehrpersonen verfügten die Teilnehmenden der sozialdemokratischen Vereinigung über detaillierte Einblicke in die Volksschule an Orten in der Stadt Zürich, die heute mit dem Begriff «sozialer Brennpunkt» umschrieben würden. Die teilweise aufgeregt debattierte Bildungsfrage konnte auf alltagsgesättigte Erfahrungen des Scheiterns von Lehrpersonenhandeln im Unterricht stossen. An der Versammlung im Januar 1911 bildete die «körperliche Strafe in der Schule» das Haupttraktandum, zu dem eigentlich «Genosse Seidel» einen Vortrag halten sollte, was aber wegen seines krankheitsbedingten Fehlens durch den Präsidenten Bommeli übernommen wurde und zu einer strittigen Diskussion führte. Eine Fraktion führte die Grundsätze der «neueren Schule» in der Stadt an, nach der erziehende Einflussnahme ebenso wie körperliche Züchtigung zugunsten der

55 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.1, 7.11.1906, S. 5.

56 Bürgi 2011.

57 Studer 2011; Ruoss 2018, S. 58f.

58 Lau 2012, S. 166; Tanner 2015, S. 100.

59 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.1, 29.3.1910, S. 81.

Konzentration auf die Stoffvermittlung zu vermeiden sei. Körperliche Strafen erfolgten demnach im Zustand der Aufgeregtheit, die durch die Selbstregierung der Schüler überwunden werden müsse. Eine andere Argumentation bezog sich eher auf eine «Gesamtbilanz der Erziehungsmittel»⁶⁰ in der Schule, in der die körperliche Strafe unter den gegebenen Voraussetzungen eine Option darstellen könne:

«Bei der gegenwärtigen Zusammenstellung des Schülmateri als und den grossen Schülerzahlen ist im allgemeinen die Erziehung ohne Strafmittel nicht denkbar. Von den verschiedenen Strafverfahren ist die körperl. Züchtigung das empfindlichste und kürzeste und kann noch angewendet werden, wenn die anderen Mittel nicht mehr ausreichen.»⁶¹

Dieser Ultima-Ratio-Gedanke wurde mit dem Hinweis begleitet, dass der bestmögliche Ersatz für die körperliche Züchtigung der Strafunterricht unter Aufsicht durch die Lehrer sei.⁶² Mit den Formulierungen der «gegenwärtigen Zusammenstellung des Schülmateri als», wird deutlich, wie schwer es für Unterrichtende war, keine «Prügelpädagog» mehr zu sein, wie Rühle sie nannte. Massvolle Hiebe für Heranwachsende waren noch akzeptabel, wenn auch Konzepte von Würde und Ehre häufiger generalisiert auf Beschulte übertragen wurden und die prügelnden Lehrpersonen zunehmend als krankhaft galten.⁶³

Nicht auf weitere Fundierungen von Ideen zu körperlichen Züchtigungen soll in diesem Beitrag eingegangen werden, sondern auf das angedeutete Wissen über den Zusammenhang des sozialen Kollektivs der Schüler in einem urbanen Umfeld: So heisst es in dem Protokoll: «Das Städteleben mit seinem Mangel von Garten- und Hausarbeit und obendrein die Lethargie des Proletariats sind Momente, gegen deren Einfluss der Lehrer nicht mehr mit Erfolg ankämpfen kann.»⁶⁴ Während an der Versammlung vor der Erziehungs- und Unterrichtsaufgabe schon fast kapitulierend von der «Lethargie des Proletariats» gesprochen wurde, gegen die Lehrpersonen handeln machtlos sei, heisst es bei Rühle im Kapitel «Das proletarische Kind» noch zugespitzter:

«Der durch die Degeneration der Rasse mit den Kennzeichen der Minderwertigkeit behaftete, durch Überarbeit und Unterernährung hart mitgenommene, vielleicht durch Berufsnervosität oder auch durch Alkoholismus krankhaft geschwächte Körper des Vaters und der nicht minder degenerierte, mit den Elends-

60 Schohaus 1951, S. 720.

61 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.1, 29.3.1911, S. 97.

62 Schohaus 1951, S. 722.

63 Frevert 2017, S. 94f; Hagner 2010, S. 179.

64 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.1, 29.3.1911, S. 97.

malen proletarischer Herkunft gezeichnete, durch zahlreiche Wochenbetten entkräftete Leib der Mutter, – welches Erbteil sollen sie dem werdenden Sprössling anders geben können als den Keim eines frühen Siechtums und die Anwartschaft auf ein Plätzchen vom blumigen Kirchhofsacker.»⁶⁵

In dieser biologistisch grundierten Lesart wurden zumindest Teile des real existierenden Proletariats für die sozialistische Revolution oder den sozialdemokratischen Emanzipationskampf als nicht mehr mobilisierungsfähig etikettiert – sei es durch Alkohol oder andere Lebensumstände bedingt, die in der Schweiz etwa der sozialistische Abstinentenbund bekämpfen wollte.⁶⁶ Mit diesen Einwänden wurde einem Teil des «Proletariats» signalisiert, es könne kein «gutes Leben» mehr führen, sodass aus einer ursprünglich sozialreformerischen Perspektive eine Praxis der Exklusion werden konnte. Die Passage deutet darauf hin, dass eugenisches Denken im sozialistischen Lager verbreitet war und als Möglichkeit galt, sich dem Elend der Arbeiter entgegenzustellen.⁶⁷ Diese immer wieder an den Versammlungen aufflackernde Sichtweise stand in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zu den Überlegungen, die sozialistische Bildungsbewegung durch eigene Sonntagsschulen zu unterstützen, wie dies in Zürich seit 1907 der Fall gewesen ist und wie es Willi Münzenberg in seiner Schrift «Nehmt euch der Kinder an!» zur Charakterisierung des neuen Bildungsorts einleitend formulierte: «Die Sonntagsschule des Sozialdemokratischen Schulvereins stellt sich die Aufgabe, den schulpflichtigen Proletarierkindern eine sozial-ethische, ästhetische und intellektuelle Erziehung zu geben, die sie später befähigen soll, klassen- und zielbewusst für den Sozialismus zu kämpfen.»⁶⁸ In der Debattenpraxis der Zürcher Lehrervereinigung machten sich also mehrere Abgrenzungsfolien der Unterrichtenden zum proletarischen Heranwachsenden Konkurrenz: Zum einen gab es den Kreis der zur Kapitalismusanalyse anregenden Lehrpersonen, der die stadtzürcherische proletarische Jugend vor allem in Aussersihl für mobilisierbar, bildsam und den Rationalitäten der sozialistischen Bewegung zugänglich und in der Konsequenz auch für unterstützungswert hielten. Diese Fraktion befürwortete die Selbstregierung der Schüler und wollte von körperlichen Züchtigungen absehen. Zum anderen gab es die kleinere Gruppierung, die ebenfalls körperliche Strafen in der Schule problematisierte, aber auf ihre Eindrücke an städtischen Schulorten und Klassenraumpraktiken hinwies, von denen aus ein pessimistisches Bild der proletarischen Beschulten entstand. Demnach gab es eine «Zu-

65 Rühle 1911, S. 42.

66 Grube/De Vincenti 2013, S. 215.

67 Blom 2008, S. 402.

68 Münzenberg 1917, S. 39.

schussbevölkerung», ein «Reservoir [von Existenzen], aus dem der Kapitalismus sein Arbeitermaterial schöpft, wenn es sich um plötzliche Expansion handelt», wie es Sombart in seinem Werk ausdrückte, das nach Auskunft der Lektüreliste von den Teilnehmenden der Vereinigung im Selbststudium gelesen wurde.⁶⁹ Die Rettung des proletarischen Grossstadtkindes schien, so legen es die Quellen zumindest nahe, in der Sozialdemokratischen Lehrervereinigung mehrheitlich das «Fugemittel» gewesen zu sein, um unter unterschiedlichen Menschenbildern und Kapitalismusdeutungen in einer vielgestaltigen sozialpolitischen Strömung zusammenarbeiten zu können.

4. Das Kino als Übel und Mittel der Volksbildung

Zu dem sozialen Raum von schulpflichtigen Jugendlichen in der Grossstadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehörte auch das Kino. Noch vor dem Ersten Weltkrieg entbrannte eine Debatte im deutschsprachigen Raum, insbesondere in Zürich, über die pädagogische Bewertung und die «Schattenseiten der üblichen kinematographischen Vorführungen» für Kinder und die Gefahren des «Schundfilms».⁷⁰ Zur Debatte stand, ob der Kinematograf «ungebildete Menschen Macht über sich gewinnen [liess]» und «wieviele Kinder ihre schulfreien Nachmittage statt mit gesundem Spiele in freier Luft in der schwülen Atmosphäre des «Kientopps» [verbringen]».⁷¹ Auch die grossstädtischen Begleitumstände, in denen sich die «Kinokinder» befanden, wurden kritisiert: «Zwölfjährige Schülerinnen [...] verleiteten gleichaltrige Knaben zum Besuche des «Kientopps», indem sie ihnen versprachen, sich in der Dunkelheit unerlaubte Freiheiten von ihnen gefallen zu lassen», «die kinematographische Darstellung kitzlicher Ehebruchs- etc.-Geschichten erregt die sensiblen Sexualnerven der frühreifen Kinder, und die Enge der Sitzplätze im Schutze der Dunkelheit ergibt dann «erotische Situationen»».⁷² Der Zürcher Pfarrer Albert Wild rief 1913 zur «Bekämpfung des Kinematographenunwesens» auf: Auch wenn «der Wert eines guten Unterhaltungs- und vortrefflichen Belehrungsmittels für grosses und kleines Publikum nicht abgesprochen werden kann», opfere das heranwachsende Geschlecht den «letzte[n] Batzen der Begierde [...] nach Aussergewöhnlichem [...], und langt der eigene Beutel nicht mehr aus, so taucht die Hand in die Börse anderer; wie man das anstellen muss, das hat man ja gerade im Kinematographen gelernt».⁷³ Die-

69 Sombart 2018 [1902], S. 39.

70 Hellwig 1914, S. 147.

71 Noack 1913, S. 3.

72 Noack 1913, S. 4.

73 Wild 1913, S. 6.

ser Hintergrund, der Tews' Metapher von der erziehenden Strasse als Kinematograf mit den Befunden zu jugendlichen Streifräumen in der Grossstadt unter den Vorzeichen einer frühen Delinquentenkarriere zusammenzuführen schien, eröffnete den sozialdemokratischen Lehrpersonen in ihrer Debattenpraxis sowohl Möglichkeiten als auch Schwierigkeiten.

Als das Thema «Kino und Jugend» im Sommer 1920 die Versammlung der sozialdemokratischen Lehrpersonen beschäftigte, ging «eine Filmwelle über die Welt, die viel Ungesundes, sensationell Übertriebenes und viel Unsittliches enthielt», schrieb Christian Beyel 1923 in der «Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit». ⁷⁴ Die Genossin Furrer, so steht es im Protokoll, berichtete auf der Grundlage eigener Erfahrungen über Kinobesuche, Filmauswahl, Filmlokale und Publikum. Sie beklagte die massenhafte Vorführung von schlechten Detektiv-, Schauerroman- und Lustspielfilmen, die dem Publikum ein falsches Bild vom wirklichen Leben vermittele. Psychologisch vertiefte Handlungen fehlten gänzlich. Da das Volksempfinden jedoch zu wahrer Kunst und Schönheit hingeführt werden solle und insbesondere Lehrer die Aufgabe hätten, den Sinn der Jugend für wahre Kunst zu bilden, sei der heutige Kinofilm ein Übel an der Volksgesundheit. ⁷⁵ Furrers Absicht, Heranwachsende und ihre Gesundheit vor dem Einfluss schlechter und kulturell minderwertiger Kinofilme zu schützen, basierte auf einem bewahrpädagogischen Verständnis, präventiv im Unterricht gegen den Filmkonsum zu wirken.

Innerhalb der Debatte an der Versammlung mochte man das bewahrpädagogische Argumentarium der Genossin Furrer nicht weiter befeuern. So wie die gute Jugendliteratur die schlechte verdrängen könne, solle man sich an «das Kino als Mittel der Volksbildung» in Russland erinnern, wie Robert Briner bemerkte. Auf die Zürcher Situation übertragen, bedeute dies Briner zufolge, dass Lehrerschaft, Erziehungs- und Schulbehörden sowie der «Bildungsausschuss der soz. dem. Partei» den Film mit einer Kinoreform als «Theater der Proletarier» fördern müssten, und zwar so, dass «ein Kino-Apparat in jedem Schulquartier» stünde, um Filme über «Naturschauspiele, Produktionsprozesse, fremde Länder, Lebensvorgänge [...] der Jugend vor Augen zu führen». ⁷⁶

Skeptische Stimmen schnitten weitere strittige Punkte an, etwa dass das «Kino [...] auf die breite Masse wie ein schweres Narkotikum» wirke und man sich fragen müsse, «ob wir ein solch antisoziales Propagandamittel fördern sollen». ⁷⁷ Über-

74 Beyel 1923, S. 1.

75 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.2, 29.6.1920, S. 4.

76 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.2, 29.6.1920, S. 5.

77 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.2, 29.6.1920, S. 5.

dies habe die «kapitalistische Gesellschaft» die grosse wirtschaftliche Bedeutung des Kino erkannt und nutze den grossen Vorzug des Kino aus, indem sie die Menschen daran gewöhne, «sehr auch eine Situation in ihrer Totalität zu erfassen». ⁷⁸ Mit dieser nicht auf Bewahrpädagogik reduzierten Kritik loteten die Debattierenden das Kino als Instrument zwischen Kommunikation, Vermittlung, Propaganda und Manipulation aus. So ging die Debatte auch auf eine filmkonzeptionelle Frage der damaligen Zeit ein: Welche Kunstanprüche herrschen gegenüber dem Kinofilm, und welche Freiheiten benötigen die Filmzuschauenden? ⁷⁹ Sind Kinofilme Spiegel der bestehenden Gesellschaft? Eine kulturkritische Antwort lautete, dass in der begrenzten Anzahl typischer Kinofilm-motive genau gezeigt werde, wie die Gesellschaft sich selbst zu sehen wünsche. ⁸⁰

Mit ihrer Kritik bewegten die Debattierenden Argumente, die auch für frühe Vertreter der Kinoreformbewegung bedeutsam waren, wie etwa Adolf Sellmann, der sich für einen programmatischen Aufbau der Schulkinematografie einsetzte, oder Albert Hellwig, der sich mit seinen Schriften gegen den verrohenden kriminellen oder sexuellen Schundfilm richtete. Beide gelangten zu einer Art Positivliste mit pädagogisch wertvollen Filmgenres. Dazu gehörte Länderkunde, wie zum Beispiel lehrhafte Filme über «Die Schweiz und ihre Schönheiten» oder «Stärkeprüfung von Stahlpanzerplatten durch Krupp'sche Kanonen» oder «Kriegstanz der Indianer». ⁸¹ Starke Wirkungsvermutungen von Filmen waren in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts weit verbreitet, sodass Techniken der Kinopropaganda im Ersten Weltkrieg untersucht oder in der Sowjetunion Forschungen zu den Wirkungen der Filme angestellt werden sollten, «die in «Kinozügen» für die proletarische Erziehung der Massen» abgespielt wurden. ⁸² Und diejenige Fraktion in der Vereinigung, die den Kinomatografen als Mittel der politischen Bildung Jugendlicher ausloten wollte, sah hier ein applikationsmässig vielversprechendes Medium zur «Revolutionierung der Köpfe». ⁸³

5. «Die Stadt als Lehrmittel» – Lehrmittel für die Stadt

Eine Annäherung und Verbindung, die Grossstadtkultur durch ein Schulbuch erschliessbar zu machen, unternahm der Bremer Grundschullehrer Fritz Gansberg mit seinem 1904 erstmals publizierten, vielfach aufgelegten Werk «Streif-

78 Protokollbuch, Soz.-dem. LV, SOZARCH, Ar 201.252.2, 29.6.1920, S. 6.

79 Monaco 1995, S. 292.

80 Kracauer 1963, S. 282.

81 Sellmann 1914, S. 62f.; Hellwig 1914; S. 127–129.

82 Wiedemann 2006, S. 36.

83 Geuenich 2018, S. 86.

züge durch die Welt der Grossstadtkinder». ⁸⁴ Sein Lektüreprogramm nahmen weitere Lehrpersonen und Pädagogen zum Anlass, die Stadt mit ihren vielfältigen Plätzen und Orten urbaner Lebenskulturen als Lehrangebot für den Schulunterricht zu nutzen. ⁸⁵ In der Einleitung beschrieb Gansberg seine pädagogisch-didaktische Ambition:

«Dies Buch will dem Anschauungsunterricht ein neues Gebiet erobern – die städtische Kultur. Es will ein erster Versuch sein, diese ideenreiche, von Leben erfüllte Welt in «anschaulichen», die Phantasie der Kinder erweckenden Bildern vorzuführen, ein erster Versuch, der zeigen will, wie unsere Kinder an dieser Welt teilhaben, ja, dass diese in Wahrheit ihre Welt, die Welt der Stadtkinder ist. Es vertritt die Meinung, dass ein gesunder, anregender Unterricht nur im alltäglichen Leben des Kindes, in der Kultur, die es umgibt, wurzeln kann.» ⁸⁶

In seinem Buch sind verschiedene Orte zu finden, die einen besonderen Bildungswert entfalten können, sofern sie nur genau – fast im Sinne von mikroskopisch – beobachtet werden. Als ausserschulische Lernorte werden in diesem Schulbuch unter anderem der Hafen, die Post, ein Ladeplatz, der Bahnhof, das Waisenhaus oder der städtische Spielplatz betrachtet, der als gesunder Alltagsort für das gesamte Volk der Ferienkolonie überlegen schien. ⁸⁷ Die beobachtende Perspektive von Gansbergs Ansatz wurde mit dem Heimatkundlichen in Verbindung gebracht – dieser Stossrichtung folgten auch kurz nach der Publikation von Gansbergs «Streifzügen» weitere Autoren wie Bernhard Krey. In seiner Abhandlung «Was Grossstadtkinder sehen» geht es darum, Heranwachsende «zu heimatkundlichen Beobachtungen und Aufsätzen» anzuregen. ⁸⁸ In der Neuakzentuierung, Umdeutung und Anpassung des heimatpädagogischen Gedankens scheint die eigentliche Verschiebung und Öffnung hin zu «Räumen für Deutung und Gestaltung» stattgefunden zu haben. ⁸⁹ Die Programmatik des Buches wird von Krey im Vorwort aufgefächert:

«Heimatspflege zu treiben, ist für den Landlehrer leichter als für den Lehrer in der Grossstadt. Die Schönheiten, die ein Dorf mit Wiese, Feld, Teich und Wald bietet, sprechen leichter zum Herzen als die besonderen Werte für die Gefühlsbildung, die eine Grossstadt birgt. Um sie grossen Schülern zum Verständnis zu bringen, bedarf es kräftiger Anregungen.» ⁹⁰

⁸⁴ Gansberg 1909.

⁸⁵ Forsell 2014, S. 198; konzeptionell auch: Ward 1977, S. 176.

⁸⁶ Gansberg 1909, S. 1.

⁸⁷ Hamburger 1919, S. 39.

⁸⁸ Krey 1908.

⁸⁹ Feustel 2015, S. 68.

⁹⁰ Krey 1908, S. VII.

Didaktische Anregungen von Krey beschrieben – ähnlich, wie es Gansberg zuvor getan hat – den «Lichtzauber in der Grossstadt», das an einer «Plakatsäule [...] erworbene Plakatwissen», die Vorweihnachtszeit «im Warenhause» und den Blick vom «Hinterperron einer Strassenbahn». ⁹¹ Der grossstädtische Raum wurde für die Heranwachsenden durch scheinbare Alltagserzählungen neu gestaltet, die es erlauben sollten, urbane Räume und Orte nicht als aufgezwungen, sondern als veränderbar zu erkennen – ähnlich, wie Michel de Certeau dies in seinem Aufsatz «Praktiken im Raum» problematisiert. ⁹² Gansbergs und Kreys didaktische Vorschläge und Lehrmittel können als Versuche der urbanen Gegenwartsbewältigung verstanden werden. ⁹³ Die von beiden genannten städtischen Orte boten Anhaltspunkte, die Jürgen Osterhammel für die städtische Modernisierung Ende des 19. Jahrhunderts nannte: «Die Verbindung von Immigration und funktionierenden Technostrukturen, [...] Energetisierung in Nischen des Experimentellen.» ⁹⁴

Diese Verschiebungen in der Lehrmittel-Landschaft wurden auch von Autoren der «Schweizerischen Lehrerzeitung» und Autorinnen der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» wahrgenommen: Direkt nach dem Erscheinen von Gansbergs Werk beschäftigte sich Emilie Benz, Zürcher Frauenrechtlerin und Lehrerin, ⁹⁵ in einem ausführlichen Fortsetzungsartikel in der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» damit. Mit Gansberg komme das ganze «Inventar der städtischen Kultur» zur Anwendung. Seine Absicht sei es, «an der bewegten Fülle des täglichen Lebens gute Beobachter heranzuziehen». ⁹⁶ So zeigt Benz, dass Gansbergs Konzept die Impulse einer Stadtsoziologie und experimentellen Pädagogischen Psychologie aufgriff. Auch wenn Benz eine Reihe von Deutungen zu Gansbergs «Streifzügen» vorlegte, überzeugte sie letztlich dieser Ansatz nicht. Vielmehr singe – so Benz' Bewertung – Gansberg reklamehaft «in allen Tonarten das hohe Lied von der städtischen Kultur», obwohl sich Fragen diesbezüglich aufdrängten. Die hochgepriesene Kultur der Grossstadt mit mächtig pulsierendem Verkehrsleben und wechselnden Eindrücken berge für das Nervenleben des Menschen Gefahren, dem Grossstadtkind fehle die gesunde Einförmigkeit des Landes. Benz unterzog die «Streifzüge» einer scharfen und polemischen Kritik, die bewahrpädagogische Aspekte miteinbezog, ähnlich wie sie anlässlich der Kinodebatte zu vernehmen waren: «Schliesslich ist's aber kein besonderes Ver-

91 Krey 1908, S. 2, 6, 37.

92 De Certeau 2006 [1980], S. 351f.

93 Holzmann 2006, S. 100.

94 Osterhammel 2009, S. 365.

95 Ludi 2011.

96 Benz 1906, S. 8.

dienst des Pädagogen, durch solche Stoffe das Interesse des Kindes zu fesseln, das gelingt genau auf dieselbe Weise auch [...] dem Guckkastenmann. Grossstädtische Nervosität zittert noch in manchem der Gansberg'schen Lebensbilder und wird durch die gewollt realistische Färbung keineswegs gemildert.»⁹⁷ Die urbane Nervosität wurde in dieser Einschätzung als endemische Gefahr in einer Zeit dargestellt, in der echte Epidemien in Abschwächung begriffen waren und Pädagogen wie Gansberg zugleich als Opfer einer Epochensignatur und als die Heranwachsenden infizierende Täter erschienen.⁹⁸

6. Resümee

Blickt man im Lichte der vorangegangenen Quellenerschliessungen zurück auf die Ausgangsfragen, wird man den Befund einer Ambivalenz vergangener Wissensordnungen zur Einschätzung der Grossstadtkindheit womöglich wenig überraschend finden. Die an Grossstadtkindern als fremde und zu erforschende Wesen interessierte Perspektive gelangte zu der Einsicht, dass urbane Kindheiten sich nicht nur beschreiben lassen. Nicht die Kindheit in der Grossstadt romantisierend, sondern sie als zu wenig genutzte Ressource der Forschung einschätzend, versuchten Grossstadtextpert/innen, experimentell und sozialtechnologisch inspiriert, sich Kinderaugen einzusetzen, um wissenschaftlich auf Blindstellen oder anders verstandene Grenzen gegenüber einem «guten Leben» hinzuweisen. Während Publizisten den Wandel im Sozialen durch den Grosstrend des Kapitalismus typologisch und generalisierend mit einem breiten Adressatenkreis entfalteten, spürten die «neuen» Psycholog/innen und Pädagog/innen den Heranwachsenden mit ihren in tatsächlich existierende Materialitäten eingebetteten Alltagspraktiken nach. Damit war dieses Wissen regionaler und lokaler verankert und ein möglicher Treiber für soziale, architektonische und schulische «Vor-Ort-Projekte».

Eine weitere Belebung der Diskussion über die «gute» oder «richtige» Schulkindheit in der Grossstadt erfolgte damals nicht nur in wissenschaftsgestützten Überlegungen und Modellen, sondern auch in bildungs- und sozialpolitischen Foren. Im Hintergrund der Auseinandersetzungen um körperliche Züchtigung und Gefahren des Kinematografen stand als strukturierendes Leitmotiv ein mindestens doppelter Rationalisierungsansatz: Fast selbst einer «Ökonomisierung des Sozialen» im Sinne einer «Pädagogisierung der Reproduktion der Arbeitskraft» folgend,⁹⁹ waren die Heranwachsenden in der Grossstadt nicht nur

97 Benz 1906, S. 31.

98 Radkau 1998, S. 263f.

99 Höhne 2015, S. 13 [unter Verweis auf Atzmüller 2014].

ein «Verhandlungsgegenstand», sondern wurden auch auf ihre Mobilisierungstauglichkeit hin sondiert. In der Frage nach der Herstellung einer sozialdemokratischen Bewegung, die sich auf Jugendorganisationen, aber auch auf die einzelnen Jugendlichen selbst abstützen wollte, kamen «Sachzwänge» des Alltags ins Blickfeld (Stichwörter: körperliche Züchtigung, Kinematograf), die sich nicht mehr separieren liessen, sondern in einer Vielfalt von Teilaneignungen als Amalgamiertes verstanden werden können. Fragen zu Schulkindheiten und -jugenden in der Stadt wurden zwar entlang von individuellen und wissenschaftlichen Reflexionen bearbeitet, aber immer vor dem Hintergrund eines bestimmten lokalen und regionalen bildungspolitischen Prozesswissens.

Als der Gedanke der Grossstadtpädagogik sich immer mehr ins Sichtfeld auch der schweizerischen Lehrpersonen schob, stellte die vorgetragene Positivität der Grossstadt als didaktisches Setting den tradierten Topos der Grossstadt als «öffentliche[r] Schauplatz der Entwurzelung» und Anhäufung «anonymer, moralverderbender [...] Strassen» infrage.¹⁰⁰ Der vorgeschlagene Blickwinkel, neue Einsichten in das Leben in der Grossstadt durch die Analyse von Handlungsrou-tinen Heranwachsender zu bekommen, schien auf ein Bild der Grossstadt zu stossen, demzufolge diese ein gegenpädagogisches Milieu darstelle, das Kinder und Jugendliche ins Verderben stürzt, falls sie ihm längere Zeit ausgesetzt sind. Die pädagogisch-restaurative Grossstadtkritik war nicht nur ein Produkt kinder-verherrlichender bürgerlicher Reformideale, sondern ebenfalls an sozialistische Angst- und Krisenbilder anschlussfähig. Allerdings geben die Quellen auch Hinweis darauf, dass in jeder Gruppe und an jedem Debattenort Argumente und Beiträge zu identifizieren sind, die seinerzeit versuchten, problematische Dualismen zu unterlaufen, und somit Anordnungen mit eigensinnigen dynamischen Momenten schufen.

Ungedruckte Quellen

Schweizerisches Sozialarchiv (SOZARCH) in Zürich

Ar 201.252.1: Protokollbuch der Sozialdemokratischen Lehrervereinigung.

1906–1920: 1 Band; Versammlungsprotokolle 07.11.1906–21.5.1920.

Gründungsbericht, 7.11.1906, S. 5–9.

Generalversammlung, Dienstag, den 29. März 1910 im Franziskaner, S. 80–83.

Versammlung. Freitag, den 27. Januar 1911 abends 8 h im Franziskaner Zürich

I. Anwesend 19 Mitglieder.

100 Zinnecker 2001, S. 49.

Ar 201.252.2: Protokollbuch der Sozialdemokratischen Lehrervereinigung.
1920–1927: 1 Band; Versammlungsprotokolle 29.6.1920–21.6.1927
Sitzung, Dienstag, den 29. Juni 1920 abends 8 Uhr im Volkshaus, anwesend:
22 Mitglieder, S. 3–7.
Vereinsversammlung, Freitag den 7. Juli [1922] abends 8 Uhr im Volkshaus,
S. 38f.

Gedruckte Quellen

- Benz, Emilie: Eine neue Methode im Anschauungsunterricht? Statt einer Buchbesprechung [Teil 1/2]. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung, 10, 1 (1906), S. 5–9/Schweizerische Lehrerinnenzeitung, 10, 2 (1906), S. 25–30.
- Beyel, Christian: Die neue Zürcher Kino-Verordnung und ihre Grenzen. Separatabdruck aus der Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 6 (1923), [7 Seiten].
- Burckhardt, Jacob: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Mit einem Nachwort von Jürgen Osterhammel. München: C. H. Beck 2018 [1905].
- Flitner, Wilhelm: Allgemeine Pädagogik. 3. Auflage. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1950 [1933].
- Gansberg, Fritz: Streifzüge durch die Welt der Grossstadtkinder. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Dritte Auflage. Leipzig, Berlin: B. G. Teubner 1909.
- Hamburger, Carl: Spiel-Raum für Grossstadtkinder. Vorschläge zur besseren Ausnutzung der grossstädtischen Freifläche. Leipzig/Berlin: Teubner 1919.
- Hellwig, Albert: Kind und Kino. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne 1914.
- Key, Ellen: Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. Neu herausgegeben mit einem Nachwort von Ulrich Herrmann. Weinheim: Beltz 1991 [schwedische Erstausgabe 1900, deutsche Erstausgabe 1902].
- Kracauer, Siegfried: Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino. In: ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1963, S. 279–294 [1928].
- Krey, Bernhard: Was Grossstadtkinder sehen. Anregungen zu heimatkundlichen Beobachtungen und Aufsätzen. Leipzig: Wunderlich 1908.
- Meumann, Ernst: Abriss der Experimentellen Pädagogik. Leipzig: Wilhelm Engelmann 1914.
- Muchow, Martha/Muchow, Hans Heinrich: Der Lebensraum des Grossstadtkindes. Neuausgabe. Hrsg. von Imbke Behnken und Michael-Sebastian Honig. Weinheim: Beltz Juventa 2012 [1935].

- Münzenberg, Willi: Nehmt euch der Kinder an! Die Aufgaben und der gegenwärtige Stand der sozialistischen Kindergruppen in allen Ländern. Bearbeitet im Auftrag des Bureaus der internationalen Verbindung sozialistischer Jugendorganisationen. Zürich: Verlag – Sekretariat der internationalen Verbindung sozialistischer Jugendorganisationen 1917.
- Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft. Wir Furchtlosen. In: ders.: Philosophische Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Claus-Artur Scheier. Bd. 5]. Hamburg: Felix Meiner 2013 [1887].
- Noack, Victor: Der Kino. Etwas über sein Wesen und seine Bedeutung. Gautzsch b. Leipzig: Felix Dietrich 1913.
- Pfeil, Elisabeth: Das Grossstadtkind. Stuttgart: Ernst Klett 1955.
- Reynold, Gonzague de: Schweizer Städte und Landschaften. Ausgewählt und übertragen von E. F. Knuchel. Zürich: Rascher & Cie. 1932.
- Rühle, Otto: Das proletarische Kind. München: Albert Langen 1911.
- Sassenhagen, Robert: Ueber die geistigen Leistungen des Landkinds und des Stadtkinds. Vergleichend-psychologische Untersuchungen (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie herausgegeben von William Stern und Otto Lippmann. Beiheft 37. Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung, Nr. 8). Leipzig: Johann Ambrosius Barth 1926.
- Schohaus, Willi: Der Lehrer von heute und sein schwerer Beruf. Zürich: Schweizer-Spiegel-Verlag 1933.
- Schohaus, Willi: Strafe als Erziehungsmittel. In: Kleinert, Heinrich et al. (Hrsg.): Lexikon der Pädagogik, Bd. 2. Bern: Francke 1951, S. 714–724. [Schweizerische Lehrerinnenzeitung; Redaktion]: Unser Büchertisch. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung, 31, 24 (1926/27), S. 380f.
- Sellmann, Adolf: Kino und Schule. M. Gladbach: Volksvereins-Verlag 1914.
- Sombart, Werner: Die Modernität des Kapitalismus. Hrsg. von Klaus Lichtblau. Wiesbaden: Springer VS 2018 [1902].
- Tews, Johannes: Grossstadtpädagogik. Vorträge, gehalten in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Leipzig: Teubner 1911.
- Wild, Albert: Die Bekämpfung des Kinematographenunwesens: Zürich: Zürcher & Furrer 1913.

Literatur

- Atzmüller, Roland: Aktivierung der Arbeit im Workfare-Staat. Arbeitsmarktpolitik und Ausbildung nach dem Fordismus. Münster: Westfälisches Dampfboot 2014.

- Behnke, Imbke: Urbane Spiel- und Strassenwelten. Zeitzeugen und Dokumente über Kindheit am Anfang des 20. Jahrhunderts. Weinheim: Juventa 2006.
- Blom, Philipp: Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914. München: Hanser 2008.
- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 23 (2018), S. 303–332.
- Brandes, Sören/Zierenberg, Malte: Doing Capitalism. Praxeologische Perspektiven. In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 26, 1 (2017), S. 3–24.
- Bürgi, Markus: Robert Seidel. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 21.11.2011. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/003692/2011-11-21/> (abgerufen am 23.8.2019).
- Certeau, Michel de: Praktiken im Raum. In: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980/2006, S. 343–353.
- Civelli, Stephan: «... mehr Bäume, mehr Wiesen und mehr Menschen, die wir kennen ...» – Der Schulweg als Lernfeld. Schulwegerlebnisse und -erfahrungen von Zürcher Primarschülern. Konstanz: Maus 1992 [Dissertation, Universität Zürich].
- Criblez, Lucien: Die experimentelle «Avantgarde» der Pädagogik in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 19 (2013), S. 13–34.
- Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Dollinger, Bernd/Mittmann, Astrid: Tertium datur? Johannes Tews' «Grossstadtpädagogik» als Versuch einer statistisch informierten Erschliessung von Raumordnungen. In: Kessel, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 57–77.
- Ferchhoff, Wilfried: Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007.
- Feustel, Robert: Die Kunst des Verschiebens. Paderborn: Fink 2015.
- Forsell, Håkan: Die grossstädtische Kindheit. In: Baader, Meike S./Esser, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 190–225.

- Frevert, Ute: Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht. Frankfurt am Main: Fischer 2017.
- Fritzsche, Bruno/Lemmenmeier, Max: Auf dem Weg zu einer städtischen Industriegesellschaft 1870–1910. In: Fritzsche, Bruno/Lemmenmeier, Max/König, Mario/Kurz, Daniel/Sutter, Eva (Hrsg.): Geschichte des Kantons Zürich. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Zürich: Werd-Verlag 1994, S. 158–242.
- Geuenich, Stephan: Pädagogische Ansätze im historischen Syndikalismus. Wiesbaden: Springer VS 2018.
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: Bildungsgeschichte IJHE, 3, 2 (2013), S. 209–225.
- Haasis, Lucas/Rieske, Constantin: Historische Praxeologie. Zur Einführung. In: dies. (Hrsg.): Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns. Paderborn: Schöningh 2015, S. 7–54.
- Hagner, Michael: Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Hardegger, Urs: Es gilt die Tat. Zürich: Theodor Gut 2017.
- Heesen, Anke te: Theorien des Museums zur Einführung. Hamburg: Junius 2012.
- Henseler, Joachim/Barth, Gernoth: Grossstadtpädagogik – Johannes Tews' sozialpädagogisches Reformprojekt. In: Pehnke, Andreas (Hrsg.): Johannes Tews (1860–1937). Vom 15-jährigen Dorfschullehrer zum Repräsentanten des Deutschen Lehrervereins. Studien über den liberalen Bildungspolitiker, Sozialpädagogen, Erwachsenenbildner und Kämpfer gegen den Antisemitismus. Markkleeberg: Sax 2011, S. 223–242.
- Hoffmann, Bernward: Bewahrpädagogik. In: Sander, Uwe/von Gross, Friederike/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 42–50.
- Hoffmann-Ocon, Andreas: Kinder in der Schule, Kindheit und Schule – gestern und heute. In: Grunder, Hans-Ulrich (Hrsg.): Aus der Geschichte lernen? Professionswissen für Lehrerinnen und Lehrer, Bd. 9. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2011, S. 131–164.
- Hoffmann-Ocon, Andreas: Stadt-Land-Differenzen als Prägefaktoren in der Ausbildung von Lehrpersonen? Annäherungen an die Beispiele Basel und Zürich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Historia scholastica, 4, 1 (2018), S. 29–45.

- Höhne, Thomas: Ökonomisierung und Bildung. Zu den Formen ökonomischer Rationalisierung im Feld der Bildung. Wiesbaden: Springer VS 2015.
- Holenstein, André/Kury, Patrick/Schulz, Kristina: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Baden: Hier und Jetzt 2018.
- Holzmann, Gabriele: Berlinlektionen für Kinder. Erich Kästners «Emil und die Detektive» zwischen Provinz und Metropole. In: Harder, Matthias/Hille, Almut (Hrsg.): Weltfabrik Berlin. Eine Metropole als Sujet der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 99–114.
- Knöbl, Wolfgang: Perspektiven der Gewaltforschung. In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 26, 3 (2017), S. 4–27.
- Lau, Thomas: Kleine Geschichte Zürichs. Regensburg: Friedrich Pustet 2012.
- Ludi, Regula: Emilie Benz. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version von 25.2.2011. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009267/2011-02-25/> (abgerufen am 4.11.2019).
- Mayer, Gaston: Johann Rudolf Bommeli (1859–1926), Lehrer und Popularisator der Naturgeschichte. In: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, 49 (1988), S. 7–11.
- Michalzik, Peter: 1900. Vegetarier, Künstler und Visionäre suchen nach dem neuen Paradies. Köln: DuMont 2018.
- Mollenhauer, Klaus: Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung. Weinheim: Juventa 1983.
- Möller, Lukas: Hermann Schafft – pädagogisches Handeln und religiöse Haltung. Eine biografische Annäherung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2013.
- Monaco, James: Film verstehen. Kunst, Technik, Sprache, Geschichte und Theorie des Films und der Medien. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995.
- Müller-Scheessel: To See Is to Know. Materielle Kultur als Garant von Authentizität auf Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts. In: Samida, Stefanie (Hrsg.): Inszenierte Wissenschaft. Zur Popularisierung von Wissen im 19. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2011, S. 157–176.
- Oelkers, Jürgen: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. 3. vollständig bearbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim: Juventa 1996.
- Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München: C. H. Beck 2009.
- Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München: Hanser 1998.
- Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin: Suhrkamp 2017.

- Ruoss, Thomas: Zahlen, Zählen und Erzählen in der Bildungspolitik. Lokale Statistik, Politische Praxis und die Entwicklung städtischer Schulen zwischen 1890 und 1930. Zürich: Chronos 2018.
- Schulze, Theodor: Schule im Widerspruch. Erfahrungen, Theorien, Perspektiven. München: Kösel 1980.
- Siebel, Walter: Die Kultur der Stadt. Berlin: Suhrkamp 2015.
- Studer, Brigitte: Agnes Robmann. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 2.12.2011. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009372/2011-12-02/> (abgerufen am 4.11.2019).
- Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. München: C. H. Beck 2015.
- Viehöfer, Erich: Hoffnungen auf die «neue Jugend». Eugen Diederichs und die deutsche Jugendbewegung. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, 15 (1985), S. 261–286.
- Vuilleumier, Marc: Rudolf Bommeli. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 6.10.2004. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/022126/2004-10-06/> (abgerufen am 4.11.2019).
- Ward, Colin: Das Kind in der Stadt. Frankfurt am Main: Fischer-Verlag 1977.
- Welzbacher, Christian: Das totale Museum. Berlin: Matthes & Seitz 2017.
- Wiedemann, Dieter: Befunde zum Kino der Sensationen, Irritationen, Skurrilitäten und Tabubrüche. In: Ganguin, Sonja/Sander, Uwe (Hrsg.): Sensation, Skurrilität und Tabus in den Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 35–48.
- Witzig, Heidi: Kindheit in Arbeiterfamilien. In: Hugger, Paul (Hrsg.): Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre. Zürich: Offizin 1998, S. 55–64.
- Zinnecker, Jürgen: Stadtkids. Kinderleben zwischen Strasse und Schule. Weinheim: Juventa 2001.

Der Autor

Prof. Dr. Andreas Hoffmann-Ocon,
Zentrum für Schulgeschichte, Pädagogische Hochschule Zürich
E-Mail: a.hoffmann-ocon@phzh.ch



**matrosen,
schifferfrauen und
seemannstöchter**

7.

Matrosen, Schifferfrauen und Seemannstöchter

Pädagogisierung vor den Toren des Basler Schifferkinderheims (1940–1980)

Zu Beginn von Astrid Lindgrens Klassiker «Pippi Langstrumpf» (1945) beschliessen die «Tanten und Onkel der Stadt», dass ein neunjähriges Mädchen nicht alleine und ohne Schulbesuch leben sollte.¹ Zwei Polizisten besuchen daraufhin die Seemannstochter in ihrem Haus, der bekannten Villa Kunterbunt. Die Ordnungshüter verkünden, «gute Menschen in der Stadt» hätten sich bemüht, «dass Pippi einen Platz in einem Kinderheim» bekomme. Pippi ist skeptisch, worauf einer der Polizisten betont: «Das verstehst du nicht. Du musst in ein richtiges Kinderheim und brauchst jemanden, der sich um dich kümmert.» Als Pippi dann jedoch erfährt, dass sie ihre Haustiere – das Pferd Kleiner Onkel und den Affen Herrn Nilsson – nicht mitnehmen darf, lehnt sie dankend ab: «Dann müsst ihr euch von anderswoher Kinder für euer Kinderheim besorgen.»²

Die Vorstellung des «guten Lebens» für ein Kind, die die kleine Stadt umtreibt, lässt sich in diesem Fall, aufgrund der übermenschlichen Stärke der Protagonistin, nicht durchsetzen. Die Eigensinnigkeit der Tochter von Kapitän Efraim torpedierte damit – neben den Vorstellungen über die «traditionelle bürgerliche Familie» und klaren «Geschlechterrollen» – ebenso die «Erziehungsnormen der Zeit». ³ Lindgrens Kritik, zu der auch Pippis Stolz auf ihre Sommersprossen, ihre

1 Die Arbeit an diesem Beitrag wurde von Daniel Deplazes im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten und von Elisabeth Moser Opitz, Lucien Criblez und Patrick Bühler geleiteten NPF-76-Projekts zur Geschichte des Landerziehungsheims Albisbrunn (Projektnummer 177436) beendet.

2 Lindgren 2007, S. 34f.

3 Surmatz 2005, S. 84f.

Zahnlücke und ihre roten Haare entgegen den damaligen «konventionellen Schönheitsvorstellungen» zählt,⁴ «sprengte» zudem «manche Tabugrenzen in den traditionellen Kinderbüchern» ihrer Zeit.⁵ Aber die Empörung begrenzte sich nicht auf Pippis Welt. So entlud sich Ende der 1940er Jahre – nach einer ersten positiven Rezeption von Lindgrens Frühwerk – eine Welle der Entrüstung in Schweden. In der sogenannten «Pippi-Fehde» befürchteten die Kritiker, dass die Lektüre «gesellschaftliche Konventionen gefährde» und dass – ähnlich einem abgeschwächten «Werther-Effekt» – die junge Leserschaft Pippis vermeintlich lebensgefährliche Abenteuer nachahmen könnte.⁶ Nicht zuletzt dieser Sorge um den Erhalt der gesellschaftlichen Konventionen mag auch die zunehmende «Zähmung» Pippis geschuldet sein, die sich bei der Übersetzung ins Deutsche wie auch während der Überarbeitungen für neuere Auflagen von den 1950er bis in die 1980er Jahre einstellte.⁷ Die «Tendenz zur Verharmlosung»⁸ während der redaktionellen Bearbeitungen ging so weit, dass gar die Villa Kunterbunt geographisch näher an die Stadt und somit an die Gesellschaft gerückt wurde.⁹

Astrid Lindgrens «Pippi Langstrumpf» zeigt, wie sich eine Gesellschaft – innerhalb wie ausserhalb einer Erzählung – schwertut mit Alternativen zu etablierten Normen, besonders wenn es Kinder betrifft. Exponenten dieser «bedrohten» Gesellschaft versuchen mitunter, auf die vermeintlich Fehlgeleiteten mit einer wie auch immer gearteten Pädagogisierung einzuwirken.¹⁰

Für den Term «Pädagogisierung» finden sich zwei Lesarten im erziehungswissenschaftlichen Diskurs: Einerseits lässt er sich im Sinne von Eingrenzung eines sozialen Problems verstehen, das, übersetzt in ein pädagogisch bearbeitbares Handlungsfeld, zum Lehr- und Lernstoff transformiert wird. Beispiele hierfür sind Themen wie Gewalt,¹¹ Technologie oder Sexualität.¹² Dabei geht es jeweils um die Frage, wie die Schule über Lehrplaninhalte die Gesellschaft zu optimieren vermag.¹³ Andererseits lässt sich Pädagogisierung als Entgrenzung deuten, indem sich pädagogische Handlungsweisen und Wissensformen auf ausserpädagogische Felder der Gesellschaft oder neue Altersgruppen ausdehnen.¹⁴ Der vorlie-

4 Stichnothe 2018, S. 16.

5 Johansson 1979, S. 48.

6 Surmatz 2005, S. 167–170.

7 Surmatz 2005, S. 188f.; Stichnothe 2018, S. 16f.

8 Stichnothe 2018, S. 17.

9 1987 befindet sich Pippis Zuhause bereits «am Rand» und nicht – wie es noch 1967 der Fall war – «ausserhalb» der kleinen Stadt (Steitz-Kallenbach 2005, S. 188).

10 Schäfer/Thompson 2013, S. 11.

11 Höhne 2013, S. 28.

12 Grunder 2015, S. 17.

13 Labaree 2011.

14 Proske 2002, S. 281; Höhne 2013, S. 28; Boser et al. 2018, S. 306.

gende Beitrag konzentriert sich auf die zweite Lesart und versteht Pädagogisierung somit als Diffusion der pädagogischen Eigenlogik von Defizitzuschreibungen und deren Therapierung in neue vorher nicht von der Pädagogik besetzte Gebiete der Gesellschaft. Pädagogisierung ist dabei immer eng mit Vorstellungen über das individuelle oder soziale «gute Leben» verwoben, indem sie als Instrument zur Herstellung des «guten Lebens» bemüht wird.¹⁵ Wie das «gute Leben» dabei genau beschrieben wird, ist einem historischen und kulturellen Wandel unterworfen, sodass Vorstellungen darüber «stets umstritten» sind und unterschiedliche Sichtweisen «konkurrierend koexistieren».¹⁶ Obwohl die Versuche, über Pädagogisierung ein «gutes Leben» für Individuen oder für die Gesellschaft zu produzieren, selten in ihrem umfassenden Anspruch Erfolg hatten,¹⁷ erscheint die Strategie historisch persistent zu sein und wirft somit die Frage nach den Funktions- und Wirkweisen dieser Form der Pädagogisierung auf.

Wie Vorstellungen über das «gute Leben» zur Streitfrage werden und welche Bedeutung der damit einhergehenden Pädagogisierung zukommt, lässt sich am Beispiel der Basler Matrosenausbildung und der Basler Schifferfamilien ab Mitte des 20. Jahrhunderts studieren. Denn wie auch der Fall von Pippis Vater zeigt, ist der Beruf des Matrosen nur schwer mit einem «geordneten» Familienleben zu vereinen. Und die Basler Schifffahrt war diesbezüglich keine Ausnahme.

Während des Zweiten Weltkriegs bildete die Schweizerische Reederei AG, das damals grösste Unternehmen dieser Art, vermehrt inländische Matrosen aus. Die sogenannten Schiffsjungen verbrachten einen Teil ihrer Lehrzeit auf einem der regelmässig zwischen Basel und Rotterdam verkehrenden Lastschiffe. Die Besatzung bestand in der Regel aus dem Schiffsführer, einem ausgebildeten Matrosen und eben einem Schiffsjungen. War der Schiffsführer verheiratet, lebte dessen Familie ebenfalls an Bord. So verbrachten die Kinder der Schifferfamilien ihre frühe Kindheit reisend zwischen der Schweiz und Holland auf dem Rhein. Bei der Einschulung musste die Wohnsituation des Kindes und der Mutter entschieden werden, damit das Kind die öffentliche Schule besuchen konnte. Ab 1958 existierte hierfür das sogenannte Schifferkinderheim in Basel, in dem schulpflichtige Kinder der Schifferfamilien wohnen konnten.

Um zu klären, wie die 1939 einsetzende Ausbildung der Schiffsjungen zur Gründung des Schifferkinderheims 1958 beitrug, wird zunächst (Abschnitt 1) die Vorgeschichte und Entstehung der Schweizer Matrosenausbildung rekonstruiert. Als Quellen dienen hierzu Beiträge in der Tagespresse sowie Eigendarstellungen

15 Boser et al. 2018, S. 304.

16 Boser et al. 2018, S. 305.

17 Tenorth 1992, S. 135; Labaree 2011, S. 77; Boser et al. 2018, S. 308.

der Schweizerischen Reederei AG, wie sie in Geschäftsberichten und Chroniken vorliegen. Anschliessend folgt die eingehende Analyse der Pädagogisierung des «guten Lebens» anhand zweier Fallbeispiele: Erstens werden (Abschnitt 2) die vermeintlich moralischen Gefahren für die Schiffsjungen während der ersten Jahre des Schulschiffs Leventina von 1939 bis 1945 untersucht. Hierfür bilden die seit 1981 jährlich erscheinende Hauszeitschrift «Bullaug» des Schiffervereins Basel-Kleinhüningen – in der sich unter anderem Memoiren von Schiffern finden – sowie Archivalien aus dem Firmenarchiv der Schweizerischen Reederei AG einen Schwerpunkt für die Annäherung an die Innenperspektive der Schifferkreise. Zweitens illustrieren (Abschnitt 3) die konfliktreichen Aushandlungen eines idealen Familienlebens zum Zeitpunkt der Einschulung der Schifferkinder in den 1970er Jahren – als das Schifferkinderheim bereits fest etabliert war –, wie die Schifferfrauen mit den konkurrierenden Vorstellungen über die «gute Mutter» oder die «gute Ehefrau» umgingen. Hierzu werden Zeitzeugenberichte der Schifferfamilien vor der Folie des sich damals in einem intensivierten Wandel befindenden Mutterbildes beleuchtet.¹⁸

Methoden der Disziplinierung – wie sie etwa auf dem Schulschiff in Basel existierten – lassen sich ebenso in Kasernen, Klöstern oder Internaten identifizieren. Genauso ist die Frage der Kinderbetreuung kein Spezifikum der Schifferfamilien, sondern ein übliches Problem berufstätiger Eltern. Gleichwohl lässt sich entlang dieser beiden Fallbeispiele mikroskopisch analysieren, wie unterstellte Defizitdiagnosen einer Pädagogisierung den Weg bahnten, die Individuen «unter Druck» setzten, «sich durch Selbstoptimierung an [...] [die] Umwelt anzupassen».¹⁹ Entlang dieser Kollisionen individueller und sozialer Konzepte über das «gute Leben» geraten Anstrengungen der Pädagogisierung ins Brennglas der Betrachtung, während die Besonderheiten und Schwierigkeiten, die mit der Existenz auf dem Wasser einhergingen – wie die Vorstellung über das Schifferleben, der Umgang mit Stereotypen, die Organisation des Schulbesuchs oder die Gestaltung des Familienlebens an Bord –, die Ankerpunkte der Untersuchung bilden.

18 Die 2018 entstandenen rund ein Dutzend Interviews mit Mitgliedern ehemaliger Schifferfamilien sowie Vertreterinnen und Vertretern des Schifferkinderheims bilden hierfür die Grundlage. Im Besonderen wurden die anonymisierten Berichte eines ehemaligen Schifferkindes sowie zweier Schifferfrauen berücksichtigt.

19 Boser et al. 2018, S. 307.

1. Vom Krieg zum Schifferkinderheim

1942 berichtete die damals vielgelesene Schweizer Tageszeitung «Die Tat» über das Schulschiff *Leventina* der Schweizerischen Reederei AG, auf dem seit 1939 inländische Matrosen ausgebildet wurden.²⁰ Schwärmerisch skizziert der anonyme Journalist – entgegen seinem eigenen Verdikt der angeblich fehlenden «abenteuerlichen Seegeschichten» und «Romantik» –, wie dank «Pflichterfüllung» und «eiserne[r] Disziplin» ein «froher und frischer Geist» an Bord herrsche und so «dem Vaterlande zu Ehren gereiche[]».²¹ Diese militärisch betünchte Ausdrucksweise war gerade inmitten des Zweiten Weltkriegs nicht ungewöhnlich und fand ihren Niederschlag auch in anderen Berichten der Tagespresse über die Rheinflotte oder die Ausbildung «[u]nsere[r] Schiffsjungen», wie die «Neue Zürcher Zeitung» 1941 titelte.²² Neben der zeitbedingten Rhetorik sickern zwischen den Zeilen jedoch ebenso Annahmen über das idyllische Leben an Bord durch, was auch die Überschrift des Beitrags, «Schön ist das Matrosenleben», nahelegte:²³ Ein abenteuerreiches, fröhliches und bedeutsames Leben lässt sich offensichtlich an Bord eines Schweizer Schiffs auf dem Rhein vermuten. Zu diesem Mythos des Seefahrers haben wohl auch Klassiker der Literatur wie Homers «Odyssee», Daniel Defoes «Robinson Crusoe» oder «Sindbad der Seefahrer» aus «Tausendundeiner Nacht» beigetragen.

Dass die Reederei gerade am Anfang des Zweiten Weltkriegs begann, Schweizer Matrosen auszubilden, war kein Zufall.²⁴ Auf der Schweizer Rheinflotte befand sich bis dahin fast ausschliesslich deutsches und holländisches Schiffspersonal, das ab 1939 zunehmend zum Kriegsdienst in die jeweiligen Herkunftsländern einberufen wurde.²⁵ Der daraus entstehende Personalmangel drängte die Reederei förmlich dazu, gezielt Schweizer Matrosen auszubilden. Das Kanalschleppschiff, das «wenige Monate vor Kriegsausbruch» zum Schulschiff *Leventina* umfunktioniert wurde, bildete bereits seit Sommer 1939 die ersten jungen Schweizer aus und intensivierte ab Kriegsbeginn diese Tätigkeit,²⁶ sodass 1943

20 Merz 1954, o.S.

21 B. 1942, S. 7.

22 H. 1941.

23 B. 1942, S. 7.

24 Der Zweite Weltkrieg war ebenso für die Entstehungsgeschichte von «Pippi Langstrumpf» zentral. So erklärt die deutsche Besetzung Schwedens im Zweiten Weltkrieg und Lindgrens angebliche Wut über das totalitäre Regime teilweise die antiautoritäre Haltung der Protagonistin (Ausweger 2002). Auch «starke[r] Adolf», der Name des stärksten «Mann[es] der Welt», den Pippi beim Zirkusbesuch im ersten Band mühe-
los besiegt (Lindgren 2007, S. 87–89) ist dadurch verständlich (Surmatz 2005, S. 159f.).

25 SWA HS 505 K1, S. 4: 1940 – 21. Geschäftsbericht der Schweizerischen Reederei A.G., 1939. Zum Personalmangel der Schweizer Rheinschifffahrt während des Zweiten Weltkriegs und zur Entwicklung des Seemanns als Beruf in der Schweiz vgl. Litem 2003, S. 19–21.

26 Herold 1969, S. 32.

nahezu «120 Schweizer Matrosen und Schiffsjungen» den Kurs auf der Leventina absolviert hatten.²⁷

Während des Kriegs erlangte die Rheinroute von Basel nach Rotterdam, als einziger Zugang der Schweiz über Binnengewässer zum Meer, zudem für die Landesversorgung zentrale Bedeutung.²⁸ Abgesehen von einigen Unterbrüchen, konnte der Schiffsverkehr unter gewissen Auflagen bis 1944 aufrechterhalten werden.²⁹ Erst mehrere Luftangriffe alliierter Kampfflieger auf Schweizer Schiffe unweit von Stuttgart – die zu zwei Toten, mehreren Verletzten und schweren Beschädigungen an den Schiffen führten³⁰ – zwangen die Reederei dazu, den Schiffsverkehr einzustellen und die gesamte Flotte bis zur Wiederaufnahme des Betriebs 1946 nach Basel zurückzubeordern.³¹

Die kriegsbedingt in Gang gebrachte Ausbildung inländischer Matrosen führte zu einer spezifischen Personalstruktur nach 1945. So waren fast alle Matrosen Schweizer und zudem etwa im gleichen Alter, da sie gemeinsam die Ausbildung begonnen hatten.³² Die Familiengründungen dieser Matrosen ergaben, dass für das Schuljahr 1959 bereits mit 41 schulpflichtigen Kindern aus Schifferfamilien gerechnet werden musste.³³ Da die Familien auf dem Schiff lebten und meist über keinen festen Wohnsitz an Land verfügten, drohte das Personal mit Kindern, in Berufe an Land abzuwandern, was aufgrund der damals günstigen Wirtschaftslage nicht unwahrscheinlich war. Für die Reederei bot – anders als in Pippi Langstrumpfs Fall – ein Kinderheim die Lösung für die Misere. So wurde 1958 das erste Schweizer Schifferkinderheim im Basler Quartier Kleinhüningen unweit des Dreiländercks, Frankreich – Schweiz – Deutschland, eröffnet.³⁴ Ein Heim für Kinder be-

27 Gs 1943, S. 13. Von 1939 bis 1996 wurden auf dem Schulschiff etwa 2300 Schiffsjungen ausgebildet (Fritz 2005, S. 84).

28 Herold 1969, S. 33; Fritz 2005, S. 84. Hauptsächlich beförderte die Reederei «Kohle aus dem Ruhrgebiet sowie Eisen, Zellulose und Phosphate nach Basel», was u.a. dazu beitrug, dass die «Versorgung der Schweiz einigermassen sichergestellt» worden sei (Lüem 2003, S. 56). So titelte auch die Schweizer Tagespresse anerkennend «Die Schweizerische Reederei AG., Basel, im Dienste der Landesversorgung» (Gs 1943). Zudem betonen sämtliche Geschäftsberichte der Reederei von 1939 bis 1945 jeweils die Mühen, die in die «Dienste der Landesversorgung» investiert worden seien (etwa SWA HS 505 K1, S. 3: 1943 – 24. Geschäftsbericht der Schweizerischen Reederei A.G., 1942).

29 So mussten «Abfahrtstermine wie Reisewege den kriegführenden Seemächten» vorgängig gemeldet werden sowie der Rumpf der Schiffe nachts mit der «Aufschrift «Schweiz» gekennzeichnet werden (Haller 1967, S. 37). Von 1939 bis 1941 konnte die Schweizer Rheinflotte zwar weiterhin Transporte durchführen, aber aufgrund der Kriegshandlungen nicht mehr nach Basel fahren. Güter in die Schweiz wurden daher in deutschen Häfen auf die Eisenbahn verladen (SWA HS 505 K1, S. 4: 1941 – 22. Geschäftsbericht der Schweizerischen Reederei A.G., 1940).

30 O.A. 1944, o.S.; SWA HS 505 K1, S. 4: 1945 – 26. Geschäftsbericht der Schweizerischen Reederei A.G., 1944.

31 Herold 1969, S. 38. Abgedruckte Tagebucheinträge vom 9. bis 14. September 1944 des Kapitäns von einem der angegriffenen Schiffe zeugen von den alliierten Angriffen und der aufreibenden Rückreise nach Basel (Lüem 2003, S. 60f.).

32 1956 waren von insgesamt 297 Mann der Rheinflotte 236 Schweizer (Lüem 2003, S. 195).

33 Herold/Osthues 1983, S. 2.

34 A. 1958, S. 109.

stimmter im Ausland tätiger Berufsgruppen stellte jedoch für Basel nichts völlig Neues dar, wie das Beispiel des Missionskinderhauses zeigt. Dort wuchsen die Kinder der Basler Missionare, deren Eltern seit Anfang des 19. Jahrhunderts in weit entlegenen Erdteilen das Evangelium verkündeten, über Jahre getrennt von ihren Eltern auf.³⁵ Dennoch waren die jungen Schifferfamilien spätestens bei Schulbeginn der Kinder mit der Frage des «guten Lebens» konfrontiert, aufgrund der kaum zu vermeidenden temporären Trennung der Familie. Denn anders als während der ersten Familienjahre konnte der vorherrschenden Vorstellung über das «gute Leben», nämlich eines steten Familienlebens mit «traditionellen» Geschlechterrollen, nicht mehr entsprochen werden. Solche Schwierigkeiten beschäftigten die Jugendlichen, die sich für die Schifferausbildung entschieden, wohl noch wenig. Doch was waren die Motive, sich für das Leben auf dem Wasser zu entscheiden?

2. Die Ausbildung der Schiffsjungen während des Zweiten Weltkriegs

Zahlreiche Quellen deuten darauf hin, dass die meist fünfzehnjährigen Knaben, die sich für die Matrosenausbildung anmeldeten, von der Hoffnung auf ein abenteuerreiches Leben beflügelt nach Basel reisten. Charakteristisch war zudem die ländliche Herkunft der Schiffsjungen. So konstatiert 1943 ein Journalist im Beitrag «Ihr Wunsch: Kapitän zu See werden», dass Basel «den Jünglingen aus dem Appenzell, dem Luzern- oder Züribiet dasselbe wie Rotterdam dem jungen Holländer» bedeute: Basel liege «jetzt am Meer».³⁶ Ein anderer ehemaliger Schiffsjunge, der von einem Dorf aus dem Kanton Thurgau 1942 auf die Leventina kam, betonte, wie es für ihn klar gewesen sei, dass er «hinaus wollte», um «die Welt kennenzulernen».³⁷ Die Jungen beschrieben dabei im Rückblick das Leben im Dorf als trist. Ein ehemaliger Schiffsjunge aus dem Bündner Dorf Poschiavo, der 1945 nach Basel reiste, um Seefahrer zu werden, meinte etwa über seine Heimatgemeinde: «Es gab kein Geld, fast keine Autos, das Fernsehen existierte noch nicht, und die Grenzen waren gesperrt. [...] Ich träumte von Segelschiffen und von der Ferne.»³⁸ So hegten die meisten Matrosenanwärter den Wunsch – wie 1943 im Zeitungsartikel «Schweizer werden Matrosen und Kapitäne» zu lesen ist –, «in die weite Welt hinaus» zu können, denn «durch den Krieg» gebe «es fast keine Möglichkeit mehr, als junger Mann ins Ausland zu gehen, wenn er reisen möchte».³⁹ Dabei wird deutlich, wie die Knaben das Landleben tendenziell

35 Konrad 2013.

36 Frey 1943, S. 6.

37 Schätzle 2013, S. 24.

38 Zala 2004, S. 32.

39 O.A. 1943a, S. 7. Die gleichen Beweggründe der angehenden Matrosen, um nach Basel zu kommen, nennt der ehemalige Seemanns-Offizier Walter Zürcher (1992, S. 33).

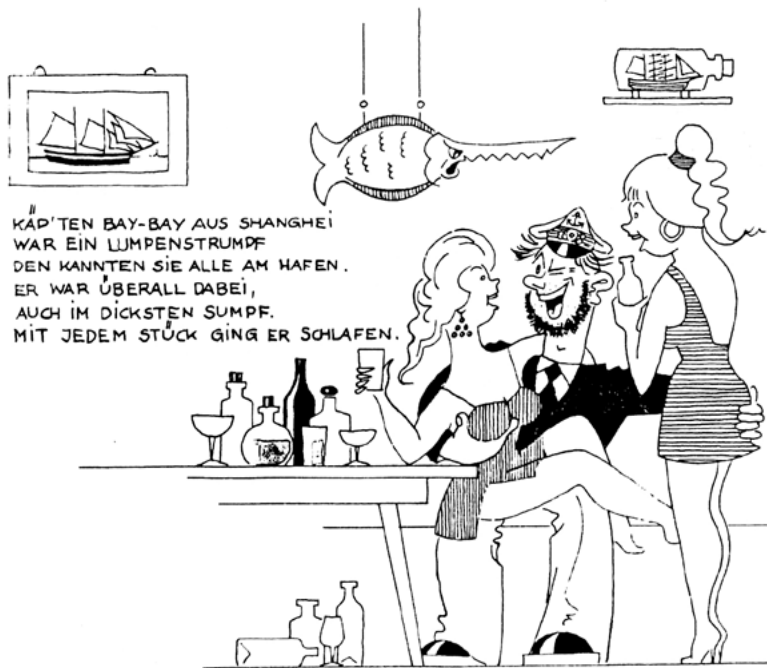


Abbildung 1: Cartoon zum lüsternen Seemann.⁴⁰

40 O.A. 1990a, S. 56. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Schiffervereins Basel-Kleinhütungen.

als ein «schlechtes Leben» deuteten, während sie die weite Welt und das Reisen auf dem Wasser mit der Vision des «guten Lebens» in Verbindung brachten.

Erfahren haben die Jugendlichen von der Berufsausbildung zum Rheinschiffer meist durch Inserate in damals populären Magazinen wie «Das Gelbe Blatt», «Femina», «Die Woche» oder in der «Illustrierten Schweizer Schülerzeitung», in denen die Reederei für den Beruf des Matrosen warb.⁴¹ Auf der Leventina begann dann eine viermonatige theoretische und praktische Ausbildung, nach der die Schiffsjungen einem Schiff zugeteilt wurden, auf dem sie knapp drei Jahre Dienst taten. Als ausgebildete Matrosen wollten die meisten Absolventen jedoch selbst Schiffsführer werden, wozu sie mindestens sechs Jahre Berufserfahrung ausweisen mussten.⁴²

Doch wie in René Gardis Jugendroman «Hans, der junge Rheinschiffer» (1950) sorgten sich manche Eltern um die moralische Versehrtheit ihrer Jungen im weit entlegenen Basel, denn für gewisse «Dorfleute» war «der Schiffsjunge, ein halber Vagabund».⁴³ Diese Sorgen waren eng mit gängigen Klischees über Schiffsfahrer verbunden: Alkoholismus, Untreue oder Kriminalität. So findet sich 1988 in der Rubrik «Erlauschtes am Stammtisch» des «Bullaugs», der Hauszeitschrift des Schiffervereins Basel-Kleinhüningen, ein Witz über die vermeintlichen Trinkgewohnheiten von Schiffern:

«Ein Schiffer mit starkem, hartnäckigem Husten geht zum Arzt, der ihn ausgiebig abhorcht und ihm Brust und Rücken beklopft. Darauf erklärt er ihm die Diagnose: «Hören Sie, es gibt 2 Arten von Husten; der eine kommt vom Saufen und vom Rauchen, der andere kommt von der Lunge. Denjenigen, den sie haben, kommt nicht von der Lunge.»»⁴⁴

Neben ärztlichen Diagnosen zum womöglich gesundheitsgefährdenden Lebensstil finden sich auch regelmässig Cartoons in derselben Zeitschrift, die mit diesen Klischees spielen, wie etwa der «lüsterne» Seemann in der Kneipe (siehe Abbildung 1).

Selbstredend bilden Stereotypen nicht unmittelbar den Alltag bestimmter sozialer Gruppen ab. Gleichwohl sind sie als tradierte und anonymisierte «Sedimentablagerungen» eines gesellschaftlich geteilten Wissens eng mit der Wirklichkeit verwoben, worauf bereits ihre Langlebigkeit hindeutet.⁴⁵ Das Bild des anrühigen Seefahrers scheint zumindest für die Fremdwahrnehmung wirkungs-

41 Lüem 2003, S. 139.

42 Schwabe 1954, S. 117.

43 Gardi 1962, S. 7.

44 O.A. 1988, S. 41.

45 Berger/Luckmann 2012, S. 72.

voll gewesen zu sein. So beschäftigte die Frage, ob der «Schweizer Rheinschiffer» ein «Traumberuf oder [eine] Gefahr für die Moral» sei,⁴⁶ nicht nur die Eltern, wie die Broschüre «Rheinschiffahrt. Vom Schiffsjungen zum Kapitän» zeigt, mit der der Reederei-Verband Basel noch in den 1980er Jahren mit moralischen Appellen um Nachwuchs warb:

«Weil die Kapitäne [...] nicht übermenschliche Kräfte besitzen, um grosse Nacherziehungsarbeit an Jugendlichen zu leisten, die Schifffahrt aber einem charakterlich gefährdeten, labilen jungen Mann viele Möglichkeiten bietet, krumme Dinge zu drehen, braucht sie als Nachwuchs charakterlich rechtschaffene und gesunde Menschen. Abenteuerlust allein und die Absicht, sich der elterlichen Gewalt zu entziehen, sind keine guten Gründe, sich für den Beruf des Rheinschiffers zu entscheiden.»⁴⁷

Die Vorurteile scheinen von ähnlichen Argumenten getragen, wie sie der Literaturhistoriker Hans Ulrich Gumbrecht am Beispiel des Ozeandampfers für das frühe 20. Jahrhundert feststellte: «Die Passagiere» waren «von der Bildfläche verschwunden» und «damit ausser Reichweite des Gesetzes und vieler sonstiger Alltagszwänge».⁴⁸

Bemühungen, dieses problematische Bild des zwielichtigen Seefahrers zu entschärfen, finden sich in der neu geschaffenen Matrosenausbildung. Als eines der Mittel hierfür lässt sich die in der Handelsmarine übliche – in den Quellen mitunter als «militärisch» bezeichnete – körperliche und mentale Disziplin identifizieren.⁴⁹ So meint ein Journalist 1942 nach seinem Besuch auf dem Schulschiff, dass dort ein «echt militärischer Geist» «vorherrschend» sei,⁵⁰ während der Ausbildungsleiter 1943 seine «Schützlinge» einem Reporter als «tapfer und kaltblütig» beschrieb.⁵¹

Welche Bedeutung der Disziplin zukam, lässt sich anhand Albert Fritz' Memoiren «Mit den Augen eines Schiffsjungen» zumindest erahnen.⁵² Fritz absolvierte die Grundbildung auf der Leventina 1949. Der erste Tag auf dem Schulschiff scheint bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben:

46 Lüem 2003, S. 138.

47 Zit. nach Lüem 2003, S. 138f.

48 Gumbrecht 2001, S. 185.

49 Das Schulschiff Leventina hat seine eigene Militärgeschichte: Es wurde 1921 «von Deutschland als Reparation für Frankreich gebaut» als Teil der Reparationszahlungen Deutschlands an die Siegermächte des Ersten Weltkriegs (Lüem 2003, S. 148). In Frankreich wurde es als Kanalschiff «von Pferden auf Treidelpfaden durch [...] Kanäle gezogen», bis es die Schweizerische Reederei 1938 kaufte (Fritz 2005, S. 83).

50 B. 1942, S. 7.

51 Frey 1943, S. 6.

52 Fritz' Memoiren erschienen über mehrere Ausgaben des «Bullaugs» (Nr. 31/2011 bis Nr. 37/2017).

«Nach [...]der] Begrüssung war uns allen klar, dass hier ein scharfer Wind wehte. Vierundzwanzig junge Burschen mussten stramm stehen und sich mit Name und Vorname anmelden. Nach dem Appell und den einleitenden Worten, die vor allem darin bestanden, wie wir uns zu benehmen hätten und was von uns erwartet wurde, folgte [...]der] Schlusssatz, ›hat noch jemand eine Frage?‹»⁵³

«Nach einer längeren Pause» habe einer der Jungen die Hand gehoben und gefragt, wie «es sich mit dem Ausgang verhalte[n]» würde. Der Ausbildungsleiter «schaute ihm scharf in die Augen und fragte ihn nach seinem Namen.» Nachdem er den Namen vernommen habe, habe der Leiter quittiert: «Erstens hast du dich nicht mit Namen angemeldet, und zweitens hast du die erste Woche Küchendienst und somit vorerst kein Problem mit dem Ausgang.»⁵⁴ Demnach wurde dem Neuankömmling auf die Frage nach dem Ausgang derselbe unmittelbar entzogen und er zum Küchendienst abkommandiert. Die Sorge um das «gute» Benehmen der Schiffsjungen ausserhalb der nautischen Ausbildungsstätte lässt sich auch an der Instruktion des Personalchefs der Reederei, Heinrich Merz, festmachen. Merz betonte, dass der Beruf des Schiffers «kein Abenteuer» sei, sondern «in erster Linie Disziplin, Ordnung, Verlässlichkeit und Kameradschaft» – allesamt überaus militärische Tugenden – verlangen würde. Die «Schiffsjungen seien das Aushängeschild der Reederei», sodass «anständiges Benehmen» «später in Uniform im Ausgang» «selbstverständlich» sei.⁵⁵

Wie die Disziplin nicht zuletzt auch auf das moralisch korrekte Verhalten gerichtet war, illustriert die Schlusszene aus dem Film «Schiffsjungenausbildung» des Schweizer Fernsehens, das 1961 einen Ausbildungstag auf der Levantina porträtierte: Nachdem ein Novize am Abend – im Beisein der restlichen strammstehenden uniformierten Schiffsjungen – die Fahne der Schweizerischen Reederei eingeholt hatte, mahnte der Instruktor: «Führt euch heute Abend gut auf! Bis um 10:00 Uhr Ausgang. Abtreten!»⁵⁶

Erziehung zur Disziplin tritt hier als Spielart einer Pädagogisierung des «guten Lebens» auf. Mit ihrer Hilfe soll das – entlang der gängigen gesellschaftlichen Normen – als «gut» verstandene Benehmen bei angehenden Matrosen hergestellt werden. Dass die Reederei dabei auch sehr dezidiert vorging, illustriert die Gründung des sogenannten Schifferhauses.

53 Fritz 2011, S. 59.

54 Fritz 2011, S. 60.

55 Zit. nach Fritz 2011, S. 61.

56 StABS PA 1171 K 15, Länge 0:14:53: 1961 – Schiffsjungenausbildung.

Der Zentralsekretär der Reederei, Heinz Herold (1912–1993), unter dessen Kommando der «Rheinhafenluftschutz» während des Kriegs stand,⁵⁷ schrieb mehrere Chroniken über unterschiedliche Institutionen der Reederei.⁵⁸ In «25 Jahre Schifferhaus» (1968) meint er, dass nach 1939 die Schiffsjungen bei ihrem Aufenthalt in Basel «kein eigentliches Heim» gefunden und sich daher «in weniger berühmten Lokalen Kleinbasels» herumgetrieben hätten. Herold erklärt: «Ein Verbot von Wirtschaftsbesuchen wäre sinnlos gewesen. So fanden wir es besser, den Schiffsjungen zu sagen, wohin sie gehen sollten.»⁵⁹ Hierzu kaufte die Reederei im Sommer 1943 von der Stadt Basel die verlassene Villa Clavel⁶⁰ im Basler Quartier Kleinhüningen unmittelbar in der Nähe des Hafens im Bau-recht.⁶¹ Das Gebäude wurde durch Umbauten und Erweiterungen zum Schifferhaus mit Restaurant, Schlafräumen und einem Theoriesaal umfunktioniert.⁶² Zudem wurden eine Kegelbahn, eine Kleinkaliberschiesanlage sowie ein Schwimmbecken errichtet.⁶³ Auch die sogenannte Schifferweihnacht – die sich rasch als Tradition etablierte – fand jährlich im Schifferhaus statt.⁶⁴ Mit dem Schifferhaus verfolgte die Rederei den Zweck, mit einer «Erholungs- und Heim-stätte» die «Wohlfahrt des Schiffspersonals» zu fördern.⁶⁵

Für die Verwaltung des Gebäudes gründete die Reederei die Stiftung zu Gunsten des Schifferpersonals der Schweizerischen Reederei A.G.,⁶⁶ zu deren Geschäftsführer Herold ernannt wurde. Zur geplanten Einweihungsfeier informierte der Direktor der Reederei, Nicolas Jaquet (1898–1986), dass «der Oberbe-fehlshaber der schweizerischen Armee, Herr General Guisan[,] [...] bereits früher den Wunsch geäussert» habe, «die Schiffsjungenausbildung persönlich kennen zu lernen», und daher «seine Anwesenheit» für die Einweihung «in Aussicht»

57 Lüem 2003, S. 191.

58 Herold 1968, 1969, 1980; Herold/Osthues 1983.

59 Herold 1968, S. 20. Wirtshausbesuche von Kindern und Jugendlichen sind ein klassischer Stein des Anstosses für Bildungsverantwortliche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie sich auch an zeitgenössischen Schulordnungen mit «Verbote[n] [...] des Wirtshausbesuches» zeigen lässt (Kaufmann 1910, S. 112). Für die Anstrengungen eines Teils der Schweizer Lehrerschaft in der Abstinenzbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts, um u.a. als «gesundes» Vorbild für Schülerinnen und Schuler zu fungieren, vgl. Hofmann 2016, S. 185–212.

60 Das Landgut mit Park und Villa stammte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (o.A. 1990b, S. 16), erhielt aber seinen Namen aufgrund des Seidenfärbers und Herstellers synthetischer Farben, Alexandre Clavel (1805–1873), der das Anwesen 1859 erwarb. Clavel gilt als einer der Pioniere der Basler Chemieindustrie (Berninger 1992; Schmidlin 2003). Für Hinweise zur Bedeutung des Clavelguts für das ehemalige Fischerdorf Kleinhüningen vgl. Spechtenhauser 2016, S. 37.

61 SWA HS 505 K1, S. 5: 1944–25. Geschäftsbericht der Schweizerischen Reederei A.G., 1943.

62 SWA PA 505 M 711, S. 1: 5.8.1943 – Interne Orientierung zum Schifferhaus Kleinhüningen.

63 Herold 1954, o.S.

64 Gästebucheinträge der Schifferweihnachten in Japanisch, Chinesisch, Holländisch oder Englisch zeugen davon, wie international das Schifferhaus besucht wurde (StABS PA 1176a C5: 1966–1988 – Gästebuch Schifferweihnachten im Schifferhaus).

65 SWA PA 505 R5, S. 1: 10.9.1943 – Stiftungsurkunde.

66 O.A. 1943b, S. 2086.

gestellt habe.⁶⁷ Es ist nicht überraschend, dass Jaquet – der noch Ende desselben Jahres als Mitglied der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) in den Nationalrat gewählt wurde – enge Beziehungen zur Armee unterhielt, war er doch selbst Oberst.⁶⁸ Zudem veröffentlichte er mehrere Monografien zur Schweizer Landesverteidigung wie etwa «Strategie des Überlebens» (1976), das mit einem Umschlag in militärischer Camouflage aufwartete.⁶⁹ Dass General Guisan jedoch mitten im Zweiten Weltkrieg der Einweihungsfeier des Schifferhauses beiwohnte, ist bemerkenswert und zeugt von der Signifikanz der Rheinschiffahrt für die Landesversorgung während des Kriegs. Die Tagespresse berichtete ausgiebig über den Besuch des Generals,⁷⁰ der an diesem Anlass in wenig überraschender Kriegsrhetorik gesagt haben soll, er «betrachte» «die Rheinschiffer und Seeleute, die im Krieg, unter Einsatz ihres Lebens, die Schweiz mit wichtigen Lebensmitteln und Rohstoffen versorgen», «als einen Teil der Schweizerarmee».⁷¹ Dass die Zeitgenossen das Schifferhaus als militärisch wahrgenommen haben, zeigt auch die Bezeichnung «Rekrutenschule», die ein Journalist für die Matrosenausbildung auf der Leventina verwendete.⁷² Auch Jaquet meinte in seiner Festrede, «was den Soldaten die Soldatenstube» sei, «soll den Schiffen das Schifferhaus sein».⁷³ Wenn man jedoch die Motive für die Einrichtung des Schifferhauses in Bezug auf die «herumtreibenden» jungen Schiffer ernst nimmt, dann erinnert die Institution weniger an eine Kaserne als vielmehr an einen Versuch der Pädagogisierung der Freizeit der jungen Matrosen. Klar ist, dass militärischer Drill auf Schiffen nichts Ungewöhnliches war. Die Betonung der Disziplin lässt sich auf eine Sicherheitsperspektive zurückführen, da erst strenge Befehls- und Hierarchieketten den sicheren Betrieb solch schwerer Wasserfahrzeuge ermöglichen. Darüber hinaus stellte die Uniform eine Identifizierung der Matrosen im berechtigten Ausgang sicher, was Michel Foucault bei Institutionen aufgrund der «konstante[n] Sichtbarkeit» der – in diesem Fall uniformierten und somit identifizierbaren – Körper «den panoptischen Charakter der disziplinarischen Macht» nannte.⁷⁴ Erst dieser «Effekt der Optik»⁷⁵ machte es möglich, dass Kontrolle ausgeübt wurde, ohne Anwesenheit des Instruktors. «Diese Überwachung» – die als spezifische Variante von Pädagogisierung betrachtet werden kann – beziehe

67 SWA PA 505 K 32, S. 285: 14.10.1943 – Sitzungsprotokoll der Schweizerischen Reederei AG.

68 Pagotto-Uebelhart 2016.

69 Jaquet 1976.

70 O.A. 1943c; O.A. 1943d; O.A. 1943e; Frey 1943.

71 Fritz 2001, S. 21.

72 O.A. 1943d, S. 2.

73 O.A. 1943d, S. 2.

74 Foucault 2015, S. 85.

75 Foucault 2015, S. 118.

sich «zwar auf Individuen, doch» wirke «sie wie ein Beziehungsnetz»,⁷⁶ da nun alle, ja die gesamte Bevölkerung, miteingewoben wird in ein System, das von Sehen, Identifizieren und Rapportieren getragen wird. Was Foucault für relativ geschlossene Institutionen wie Schulen, Vorläufer psychiatrischer Kliniken oder Gefängnisse konstatierte, liesse sich wohl mühelos auf das Nachtleben in einem übersichtlichen Stadtteil ausweiten. Die Schaffung des eigenen Restaurants im Schifferhaus – für die angeblich sich «herumtreibenden» Matrosen – stellt zudem eine in Ansätzen institutionelle Pädagogisierung dar, die, dank der «geschlossenen Gesellschaft» der Schiffer, nicht zuletzt die Sehkraft des überwachenden Blicks grundlegend schärfte.

3. «Rabenmutter» oder «schlechte Ehefrau»? –

Das Dilemma der Schifferfrauen in den 1970er Jahren

Die Bemühungen um eine Pädagogisierung des «guten Lebens» der Basler Schiffer beschränkte sich nicht einzig auf die Matrosenausbildung. Ein zweiter aufschlussreicher Fall stellt das Dilemma der Schifferfrauen in den 1970er Jahren dar: Die Schifferfamilien sahen sich bei Schulbeginn ihrer bis dahin auf dem Schiff lebenden Kinder mit der Wahl konfrontiert, das Kind ins dafür vorgesehene Basler Schifferkinderheim zu geben oder an Land zu ziehen. Im letzteren Fall gab die Mutter das Leben auf dem Schiff auf und nahm fortan längere Zeiten der Trennung vom Ehemann zugunsten der Kinderbetreuung in Kauf. Diese familiären Veränderungen waren gezeichnet von zähen Aushandlungsprozessen zwischen individuellen und gesellschaftlichen Entwürfen des «guten Lebens» einer Familie, womit gleichzeitig auch die normativen Vorstellungen über die idealen Bedingungen des Aufwachsens eines Kindes verhandelt wurden. So macht gerade die Analyse der Selbstwahrnehmung der Schifferfrauen in den 1970er Jahren ein Konfliktfeld sichtbar, das illustriert, wie Individuen gesellschaftliche Ansprüche wahrnahmen und wie sie darauf reagierten. Der Zeitraum der 1970er Jahre ist interessant, weil im Kontext der 68er-Bewegung Kontroversen um Heimunterbringung sowie um die Rolle der Frau in der Familie eine breite Öffentlichkeit erreichten und auch in Schifferkreisen nicht unbeachtet blieben.

Das Familienleben an Bord eines Rheinschiffs war etwas Besonderes; es war etwa durch die ständige elterliche Präsenz, die eingeschränkten Einkaufsmöglichkeiten, die knappen Platzverhältnisse sowie die partielle Überschneidung von Arbeits- und Familiensphäre bestimmt. Gleichwohl haben Schifferfrauen und ihre Kinder das Leben auf dem Schiff in der frühen Familienphase tendenziell

76 Foucault 1994, S. 228.

als positiv in Erinnerung. So beschreibt die Schifferfrau T. Z. die Zeit auf dem Schiff im Interview rückblickend als «intensiv», da man einzig «als Vater, Mutter und Kind zusammen» gewesen sei: «Wenn das Kind mit dem Vater spielen wollte, ging es ins Steuerhaus.»⁷⁷ Ebenso idyllisch schildert ein Kind die Vorschulzeit: Das Besondere sei etwa gewesen, dass es in dieser Phase während «vierundzwanzig Stunden [...] den Vater [...] und die Mutter gleichzeitig» gehabt habe (siehe Abbildung 2).⁷⁸ Somit kennzeichnet sich das Schiff in dieser Zeit nicht bloss als Ort der Arbeit und der Freizeit, sondern – durchaus pädagogisiert – als Lern- und Erziehungsort.

Mit der Einschulung erfolgte der Bruch. Es stellte sich die Frage, ob das Kind ins Heim kam oder die Mutter an Land.⁷⁹ Z. entschied sich für das Leben auf dem Wasser bei ihrem Mann. Rückblickend meinte sie, sie habe nicht geheiratet, um mit dem Kind alleine an Land zu wohnen.⁸⁰ So scheint bei Z. ihre individuelle Vorstellung über ein «gutes Leben» die Entscheidung massgeblich beeinflusst zu haben. Leicht dürfte der jungen Frau dieser Entschluss dennoch nicht gefallen sein. Dies zeigt sich bereits daran, dass sie ihr Kind dreimal im Heim an- und wieder abgemeldet hat. Erst die vierte Anmeldung sei definitiv gewesen. Zu ihrem Zögern mag wohl auch beigetragen haben, dass sie mit der Unterbringung des Kindes im Heim gesellschaftliche Familiennormen verletzte. Tatsächlich kritisierten nicht nur Fremde ihre Entscheidung, auch ihre eigene Mutter fand es unverständlich und versuchte vergeblich, ihr Enkelkind «vor dem Heim zu bewahren». Die Schwiegereltern beschimpften Z. gar als «Rabenmutter».⁸¹ Ähnlich beschreiben andere Schifferfrauen den konfliktreichen Prozess des Auszugs des Kinds vom Schiff,⁸² das dadurch auch ein Stück weit wieder «entpädagogisiert» wurde.

Das Dilemma der Schifferfamilien war unzweifelhaft eng verwoben mit den zeitgenössischen gesellschaftlichen Normvorstellungen über das «gute Leben» einer Familie. Drei einschlägige Debatten der 1970er Jahre waren dabei – gerade für das Bild der Frau – besonders bedeutsam: (1) die Heimkritik, (2) die Debatte über die Rolle der Frau in der Ehe sowie (3) die zu psychologischen Bindungstheorien, die implizierten, wie eine «gute Mutter» zu sein habe. Die nachfolgende

77 Interview T. Z., 2018.

78 Interview D. N., 2018.

79 Da die Mehrheit der Schiffer aus anderen, zumal ländlichen Teilen der Schweiz stammten, hatten die wenigsten Angehörige in Basel, bei denen das Kind hätte bleiben können. Ebenso war es eher selten, dass bei der Einschulung der Kinder auch der Mann das Leben auf dem Wasser – und somit seinen Beruf – aufgab und mit der Familie an Land zog.

80 Interview T. Z., 2018.

81 Interview T. Z., 2018.

82 Etwa Interview C. R., 2018.



Abbildung 2: Beispiel einer Schifferfamilie auf dem Rhein in der Schiffsführerkabine.⁸³

83 Hunn 1979, S. 39. Copyright: Reto Huegin/Schweizer Illustrierte.

Skizze der drei Debatten soll einen Eindruck der damaligen gesellschaftlichen Kontroversen vermitteln, unter deren Eindruck die Schifferfrauen ihre Entscheidung abwogen.

Heimkritik existiert so lange wie die Anstaltserziehung selbst. Eine besonders medienwirksame Kritikwelle lässt sich im Umfeld der 68er-Bewegung auch in der Schweiz mit Phänomenen wie der sogenannten Heimkampagne Anfang der 1970er Jahre identifizieren.⁸⁴ Kritisiert wurden Missstände wie die autoritären Erziehungsmethoden, so etwa die körperliche Züchtigung, die Isolation von der Gesellschaft oder die prekären hygienischen Bedingungen in Heimen.⁸⁵ Auch in Erziehungsratgebern der Zeit finden sich ähnliche Argumente. So meinte Melitta Lorenz in «Kindernöte – Elternsorgen» (1969), dass Kinder, die in einem Heim lebten, anfälliger für Neurosen seien.⁸⁶ Ähnlich argumentierte bereits früher der Sonderpädagoge Otto Speck in «Kinder erwerbstätiger Mütter» (1956), dass die Heim- der Familienerziehung unterlegen sei: Die Mutter lasse sich nicht ersetzen, so Specks Befund.⁸⁷

Damit entsprach die Heimkritik der 1970er Jahre – obwohl konträr akzentuiert – dem damals in bürgerlichen Kreisen vorherrschenden Familienideal – einem Modell, gemäss dem sich die Ehefrau neben dem Haushalt insbesondere der Erziehung der Kinder und dem Wohlergehen ihres Ehemannes widmen sollte. Noch 1974 belegte eine Umfrage, dass über die Hälfte der Männer die Hausarbeit ganz den Frauen überliessen und diese nichts dagegen einzuwenden hatten.⁸⁸ Erst die Intensivierung der feministischen Bewegungen problematisierte die traditionelle Rollenverteilung nachhaltig. Die Debatte um die sogenannte weibliche Aufgabe war folglich ein längerer Aushandlungsprozess, wie auch die Historikerin Gaby Sutter in ihrer Untersuchung «Berufstätige Mütter» (2005) für den Zeitraum zwischen 1945 und 1970 eindrücklich gezeigt hat.⁸⁹

Neben diesen sozialen Verhandlungen über die «gute Ehefrau» wurden ähnliche psychologische Debatten über die «gute Mutter» geführt. In den 1970er Jahren trat John Bowlby mit der Bindungstheorie seinen Siegeszug in der Psychologie an.⁹⁰ Er hatte sich während des Zweiten Weltkriegs für die Wirkung der Mutterentbehrung bei Kinderevakuierungen im Krieg zu interessieren begonnen. Gemeinsam mit Mary Ainsworth untersuchte er ab Anfang der 1950er Jahre die

84 Vgl. Schär 2008; Hafner 2014, S. 190–233.

85 Hafner 2011, S. 154.

86 Lorenz 1969, S. 15.

87 Speck 1956, S. 47.

88 Witzig 1991, S. 78.

89 Sutter 2005.

90 Gebhardt 2012, S. 127.

Bindung zwischen Mutter und Kind.⁹¹ Bowlbys Bindungstheorie – wie auch Ainsworths Untersuchungen zur Qualität der Bindung – fokussierten auf den emotionalen Beziehungsaufbau und dessen Konsequenzen für die Entwicklung der Persönlichkeit und das psychische Wohlergehen im weiteren Leben.⁹² So betonte Bowlby die psychologisch nachteiligen Konsequenzen der «Trennung von Bindungsfiguren, ob von längerer oder kürzerer Dauer»,⁹³ was Ärzte sowie Psychiater der Zeit aufnahmen.⁹⁴

Zwischen diesen drei Debatten der 1970er Jahre – Heimkritik, Debatten über gesellschaftliche Vorstellungen über die «gute Ehefrau» und psychologische Diskussionen über die «gute Mutter» im Lichte der Bindungstheorien – gab es eine normative Schnittmenge: Die «gute Ehefrau» war Hausfrau, täglich verfügbar für Ehemann und Kinder und hätte ihre Kinder folglich nie freiwillig in eines der verschrienen Heime gegeben.

Trotz nonkonformistischer Wohnform entsprach die Lebensweise der Schifferfamilien während der ersten sechs Lebensjahre der Kinder in den Grundzügen dieser etablierten Vorstellung des «guten Lebens» einer bürgerlichen Familie. So setzte die Kritik – die in der Essenz den Diskurslinien der drei skizzierten Debatten folgte – aus dem Umfeld der Familien auch erst mit der Einschulung der Kinder ein. Die Missbilligung des Lebens auf dem Schiff entsprach einer Pädagogisierung der Schifferfamilien, die besonders die Schifferfrauen erheblich unter Druck setzte, verunmöglichte doch bereits der unterschiedliche Wohnort von Ehemann und Schulkind, diesem gesellschaftlichen Konstrukt weiterhin zu entsprechen. Die Schifferfrau konnte daher lediglich einem Aspekt des damals vorherrschenden Frauenbilds – der «guten Mutter» oder der «guten Ehefrau» – genügen. Dabei sind Akteurinnen und Akteure selbstredend nicht einfach Spielbälle von Diskursen, sondern verhalten sich zu bestimmten Erwartungen, wobei das eigene Handeln spätestens im Rückblick mit guten Gründen legitimiert wird.⁹⁵ Das Beispiel von Z. zeigt, wie eine Schifferfrau mit diesem Konflikt umgegangen ist. So erklärte sie den kritischen Stimmen in ihrem Umfeld, ihr Kind besuche kein Heim, sondern ein Internat, ein «Schifferinternat». ⁹⁶ Mit dieser semanti-

91 Lück 2017, S. 320.

92 Zimmermann/Spangler 2008, S. 689.

93 Bowlby 1976, S. 420.

94 1976 hat etwa der Basler Kinder- und Jugendpsychiater und Leiter der damaligen Kinder- und Jugendpsychiatrie Kanton Basel-Stadt, Dieter Bürgin, eine Prophylaxestelle eingerichtet. Diese Stelle, die aus einem interdisziplinären Team von Kinderpsychiatern, Psychologen, Heilpädagogen und Sozialarbeitern bestand, wurde mit der Aufgabe betraut, die frühkindliche «Deprivation», einer von Bowlbys Kernbegriffen, in Einrichtungen wie Kinderkrippen, Säuglings- und Kleinkinderheimen zu verhindern (Bürgin/Schlatter/Schmutz 1978, S. 31).

95 Obertreis 2012, S. 25f.

96 Interview T. Z., 2018.

schen Verschiebung liess sich die negative Konnotation der Heime zumindest entschärfen. Weiter war Z. davon überzeugt, dass die Erziehung immer noch durch sie als Mutter erfolgte, obwohl ihr Kind im «Schifferinternat» betreut wurde.⁹⁷ Hieran wird deutlich, dass für sie – ungeachtet der Divergenz zur damals virulenten Bindungstheorie – das Bild einer «guten Mutter» intakt blieb.

Obwohl das Kind in der mütterlichen Wahrnehmung weiterhin von der Mutter erzogen und im «Schifferinternat» lediglich betreut wurde, blieb die regelmässige Trennung problematisch: So meinte Z., besonders in den ersten Jahren sei der Abschied nach den gemeinsamen Tagen bei einem Aufenthalt der Eltern in Basel belastend gewesen. Das Kind habe geweint, und auch ihr sei es immer schwergefallen, alleine zurück aufs Schiff zu gehen. Sie habe die Spielsachen des Kindes jeweils auf dem Schiffsdeck unaufgeräumt liegen lassen, um sich der Fantasie hinzugeben, dass das Kind vielleicht doch nur kurz nach oben zum Vater ins Steuerhaus gegangen sei.⁹⁸

4. Schlussüberlegungen – «Eine kleine schwimmende Welt»

Das Beispiel der vermeintlich moralisch gefährdeten Schiffsjungen wie auch das Dilemma der Schifferfrauen bei der Einschulung ihrer Kinder beleuchtet altbekannte Probleme, jedoch in der aussergewöhnlichen Konstellation der Schifferfamilien in ihrer «kleine[n] schwimmende[n] Welt»⁹⁹. In beiden Fällen wurden konkurrierende Normvorstellungen über das «gute Leben» zum Anlass für Massnahmen oder Kritik. Diejenigen Akteurinnen und Akteure, die für sich die normative Deutungshoheit reklamierten, drängten dabei die vermeintlich Unterlegenen mit ihrer als defizitär erachteten Lebensweise dazu, sich zur Kritik zu positionieren oder zu verhalten. So sollten junge Matrosen sich bei ihren Landgängen moralisch vorbildlich verhalten, während Mütter von Schifferkindern – zulasten ausgedehnter Trennungen vom Ehemann – das Leben an Land bei ihren Kindern vorzuziehen hätten. Die Reaktionen auf diese teils diskursiven, teils institutionalisierten Bildungsbemühungen fielen unterschiedlich aus. So gibt es Hinweise, dass trotz strenger Disziplin die Schiffsjungen in ihrer Freizeit den kursierenden Vorstellungen über Höflichkeit nicht nahtlos entsprachen, wie 1947 ein Leserbrief in der Hauszeitschrift der Reederei, «Leventina», zeigt:

«Wie steht es in Bezug auf Freundlichkeit bei uns? Wir im Hafen begegnen auf jeden Fall noch hie und da einem Schiffsjungen oder sogar Matrosen, bei denen beim Grüssen die Hände konsequent im Sack vergraben bleiben. Es hat

97 Interview T. Z., 2018.

98 Interview T. Z., 2018.

99 Schwabe 1954, S. 115.

auch drei oder vier, die wollen gar nicht grüssen, und wenn man sie dazu anhält, dann murmeln sie höchstens etwas. Andere wieder haben vergessen, was ihnen bestimmt die Mutter schon gesagt hat, dass man beim Grüssen den Hut abnehmen soll und unsere Leventiner erinnern sich gewiss [...], dass man in Uniform beim Grüssen die Hand an die Schildmütze legen soll.»¹⁰⁰

Hieran lässt sich studieren, wie auch beim vermeintlichen Scheitern von Bildungsbemühungen nicht «die pädagogisierenden Massnahmen» «infrage gestellt» werden, «sondern mit den Fehlentwicklungen dynamisiert sich geradezu der Ruf nach noch mehr pädagogischen Interventionen».¹⁰¹ Daran – wie auch an der «unmöglichen» Entscheidung der Schifferfrau zwischen Ehemann und Kind – zeigt sich, dass konkurrierende Normvorstellungen kaum aufgelöst werden können, sie sich vielmehr in einer konfliktreichen, kontinuierlichen Aushandlung befinden. Dabei entspricht die Gratwanderung zwischen Toleranz und Konfrontation der Konsequenz einer «Vielzahl «sozialer Logiken»», deren Vorstellungen über das «richtige[] Leben» einander nie widerspruchsfrei gegenüberstehen.¹⁰²

Auch bei Pippi Langstrumpf liegt die Faszination gerade darin, dass sie in Unwissenheit und Unverständnis der etablierten Vorstellungen über das «gute Leben» kontinuierlich Irritationen produziert und sich von den vehementen Korrekturversuchen der selbst ernannten Hüterinnen und Hüter vermeintlich anerkannter Normen nicht im Geringsten bekümmern lässt. Diese völlige Immunität gegenüber jeglicher Pädagogisierung ist eine der fantastischen – und mitunter auch sympathischen – Eigenarten der Seemannstochter. Als einen der Gründe für ihre Eigentümlichkeit identifiziert sie das Aufwachsen auf dem Schiff. So sorgt Pippi sich an ihrem ersten – und vorerst letzten – Schultag bei den Rechenaufgaben mit Äpfeln um die möglichen Bauchschmerzen der Protagonisten der Rechengeschichte. Oder bei den Leseübungen mit dem Buchstaben «i» fragt sie sich, was der «gerade[] Strich mit einem kleinen Fliegendreck drauf» mit dem armen Igel – an dessen Anfangsbuchstaben die Lehrerin interessiert war – zu tun haben soll. Der zunehmend verzweifelten Pädagogin erklärt Pippi bereitwillig:

«Du musst verstehen, Fräulein, wenn man [...] einen Papa [hat], der Südseekönig ist, und wenn man selbst ein ganzes Leben lang auf dem Meer gesegelt ist, weiss man nicht, wie man sich in der Schule zwischen Äpfeln und Igel[n] benehmen soll.»¹⁰³

100 Nm 1947, S. 10.

101 Boser et al. 2018, S. 309.

102 Mitterauer/Sauer 1993, S. 3.

103 Lindgren 2007, S. 50.

Und während die anderen Kinder zurückbleiben mussten, ritt Pippi «mit schallendem Gelächter» so schnell davon, «dass die Steinchen um die Pferdehufe flogen und die Fensterscheiben der Schule klirrten.»¹⁰⁴

Ungedruckte Quellen

Interviews

Ehemalige Schifferfrau T. Z., 2018.

Ehemalige Schifferfrau C. R., 2018.

Ehemaliges Schifferkind D. N., 2018.

Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS)

StABS PA 1171 K 15, Schweizerische Reederei und Neptun AG (SRN), Filme, 1961.

StABS PA 1176a C5, Gästebücher Schifferhaus, Schifferweihnachten, 1966–1988.

Schweizerisches Wirtschaftsarchiv (SWA)

SWA HS 505 K1, Schweizerische Reederei und Neptun AG, Geschäftsberichte, 1939–1945.

SWA PA 505 K 32, Schweizerische Reederei und Neptun AG, Sitzungsprotokoll der Schweizerischen Reederei AG, 1943.

SWA PA 505 M 711, Schweizerische Reederei und Neptun AG, Direktionstraktanden, 1943.

SWA PA 505 R5, Schweizerische Reederei und Neptun AG, Notarielle Urkunde der Stiftung zu Gunsten des Schiffspersonals der Schweizerischen Reederei AG.

Gedruckte Quellen

A., B.: Der Schweiz erstes Schifferkinderheim feierlich eröffnet. In: Strom + See, 53, 4 (1958), S. 109.

B.: Schön ist das Matrosenleben. In: Die Tat, 7.9.1942, S. 7.

Bowlby, John: Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. München: Kindler 1976.

Bürgin, Dieter/Schlatter, Marcel/Schmutz, Heidi: Aus der Tätigkeit der Prophylaxestelle der psychiatrischen Universitätspoliklinik für Kinder und Jugendliche Basel. In: Pro Juventute, 55, 1/2/3 (1978), S. 31–33.

104 Lindgren 2007, S. 53.

- Frey, Theo: Ihr Wunsch: Kapitän zur See werden! In: Neue Zürcher Zeitung, 24.10.1943, S. 6.
- Fritz, A[lb]ert]: Chronik der Schweizerischen Reederei AG 1966–1969. In: Bullaug, 21 (2001), S. 17–31.
- Fritz, A[lb]ert]: Das Schulschiff Leventina verlässt seinen Heimathafen Basel mit unbekanntem Ziel. In: Bullaug, 25 (2005), S. 83–85.
- Fritz, Albert: Mit den Augen eines Schiffsjungen. In: Bullaug, 31 (2011), S. 57–66.
- Gardi, René: Hans, der junge Rheinschiffer. Eine Geschichte vom Leben auf dem Strom. Zürich: Gutenberg 1962.
- Gs: Die Schweizerische Reederei AG., Basel, im Dienste der Landesversorgung. In: Die Tat, 12.6.1943, S. 13.
- Haller, Hans Rudolf: Seeschifffahrt unter Schweizerflagge. Entwicklung, Bedeutung, Zukunft. Baden: Baden-Verlag 1967.
- Herold, H[einz]: Das Schifferhaus der Schweizerischen Reederei AG. In: VHTL, 40, 36 (1954), o.S.
- Herold, Heinz: 25 Jahre Schifferhaus. In: Panalpina, 3 (1968), S. 20f.
- Herold, Heinz: 50 Jahre Schweizerische Reederei AG. Eine Chronik. Basel: o.V. 1969.
- Herold, Heinz: Drei Basler Schifffahrtsjubiläen. In: Basler Stadtbuch 1979, 100 (1980), S. 65–78.
- Herold, H[einz]/Osthues, A[nnemarie]: 25 Jahre Schifferkinderheim Basel. Basel: o.V. 1983.
- H., M.: Unsere Schiffsjungen. Auf dem Schulschiff «Leventina» im Rheinhafen Basel. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.9.1941, S. 14f.
- Hunn, Elisabeth: Rheinauf, rheinab – jahrein, jahraus ... In: Schweizer Illustrierte, 33 (1979), S. 34–39.
- Jaquet, Nicolas: Strategie des Überlebens. Beitrag zu einer neuen Konzeption unserer Landesverteidigung. Basel: Helbing & Lichtenhahn 1976.
- Kaufmann, Joseph: Das Züchtigungsrecht der Eltern und Erzieher. Stuttgart: Enke 1910.
- Lindgren, Astrid: Pippi Langstrumpf. Hamburg: Oetinger 2007 [1945].
- Lorenz, Melitta: Kindernöte – Elternsorgen. Vorbeugung und Behandlung kindlicher Verhaltensstörungen wie: Schlafstörungen, Bettnässen, Nachschreien, Kopfweg, leichte Ermüdbarkeit, sexuelles Fehlverhalten, Appetitlosigkeit, Angst, Stottern, Spiellosigkeit, Konzentrationsschwäche, Kontaktarmut, Schulversagen u.a.m. Eine Anleitung für Eltern, Mütter und Erzieher. München: Reinhardt 1969.

- Merz, H[einrich]: 14 Jahre Schulschiff «Leventina». In: VHTL, 40, 36 (1954), o. S.
- Nm: Etwas über die Höflichkeit. In: Leventina, 1 (1947), S. 10.
- O.A.: Schweizer werden Matrosen und Kapitäne. In: Die Tat, 26.1.1943 (1943a), S. 7.
- O.A.: Stiftung zu Gunsten des Schiffspersonals der Schweizerischen Reederei A. G. In: Schweizerisches Handelsblatt, 61, 217 (1943b), S. 2086.
- O.A.: Das Schifferhaus der Reederei AG., Basel. In: Die Tat, 20.10.1943 (1943c), S. 7.
- O.A.: Das Schifferhaus in Basel. In: Freiburger Nachrichten, 20.10.1943 (1943d), S. 1f.
- O.A.: [o.T.]. In: Die Tat, 21.10.1943 (1943e), S. 8.
- O.A.: Luftangriffe auf schweizerische Rheinschiffe. In: Bote vom Untersee, 15.9.1944, o. S.
- O.A.: Erlauchtes am Stammtisch. In: Bullaug, 8 (1988), S. 39–41.
- O.A.: Schiffer-Cartoons. In: Bullaug, 10 (1990a), S. 56.
- O.A.: Stadt Basel übernimmt Schifferhaus. In: Bullaug, 10 (1990b), S. 16.
- Schätzle, Monika: Vom Schiffsjungen zum Schiffsführer. In: Magdener Dorfzytig, 32 (2013), S. 24f.
- Speck, Otto: Kinder erwerbstätiger Mütter. Ein soziologisch-pädagogisches Gegenwartsproblem. Stuttgart: Enke 1956.
- Witzig, Heidi: Die Frau in der Familie. In: Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi (Hrsg.): Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. 3. Auflage. Zürich: Limmat 1991, S. 43–165.
- Zala, Guido: Wie kommt ein Puschlaver auf den Rhein? In: Bullaug, 24 (2004), S. 32–34.

Literatur

- Ausweger, Walter: Interview mit der berühmtesten Kinderbuchautorin der Welt. 28.1.2002. Online unter: www.deutschlandfunk.de/interview-mit-der-beruehmtesten-kinderbuchautorin-der-welt.700.de.html?dram:article_id=80396 (abgerufen am 24.1.2018).
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 24. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer 2012.
- Berninger, Ernst H.: Von der Zulieferbranche zur Grossindustrie. Der rasante Aufstieg der Basler Chemie. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.3.1992, S. 66.

- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 23 (2018), S. 303–332.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994 [Original: Surveiller et punir. Paris: Gallimard 1975].
- Foucault, Michel: Die Macht der Psychiatrie. Vorlesung am Collège de France 1973–1974. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2015 [Original: Le pouvoir psychiatrique. Cours au Collège de France (1973–1974). Paris: Gallimard 2003].
- Gebhardt, Miriam: Ein Kind als Krönung der Therapie. Der Wandel der frühkindlichen Sozialisation in der Familie nach '68. In: Tändler, Maik/Jensen, Uffa (Hrsg.): Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein 2012, S. 115–137.
- Grunder, Hans-Ulrich: Schulreform und Reformschule. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2015.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Hafner, Urs: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt. Baden: hier + jetzt 2011.
- Hafner, Wolfgang: Pädagogik, Heime, Macht – eine historische Analyse. Zürich: Integras 2014.
- Hofmann, Michèle: Gesundheitswissen in der Schule. Schulhygiene in der deutschsprachigen Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2016.
- Höhne, Thomas: Pädagogisierung als Entgrenzung und Machtstrategie. Einige kritische Überlegungen zum erziehungswissenschaftlichen Pädagogisierungsdiskurs. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): Pädagogisierung. Halle: Martin-Luther-Universität 2013, S. 27–35.
- Johansson, Sune: Nicht nur Pippi Langstrumpf. Kinderbuch und Kinderwirklichkeit in Schweden. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.12.1979, S. 48.
- Konrad, Dagmar: Lost in Transition. Missionary Children of the Basel Mission in the Nineteenth Century. In: International Bulletin of Missionary Research, 37, 4 (2013), S. 219–223.
- Labaree, David F.: When is School an Answer to what Social Problems? Lessons from the Early American Republic. In: Tröhler, Daniel/Barbu, Ragnhild

- (Hrsg.): *Education Systems in Historical, Cultural, and Sociological Perspectives*. Rotterdam: Sense Publishers 2011, S. 77–89.
- Lück, Helmut: John Bowlby. In: Wirtz, Markus Antonius (Hrsg.): *Dorsch Lexikon der Psychologie*. Bern: Hogrefe 2017, S. 320.
- Lüem, Barbara: *Heimathafen Basel. Die Schweizer Rhein- und Hochseeschiffahrt*. Basel: Merian 2003.
- Mitterauer, Michael/Sauer, Edith: Editorial. In: *Historische Anthropologie*, 1, 1 (1993), S. 1–3.
- Obertreis, Julia: Oral History – Geschichte und Konzeptionen. In: Obertreis, Julia (Hrsg.): *Oral History*. Stuttgart: Steiner 2012, S. 7–28.
- Pagotto-Uebelhart, Jan: Nicolas Jaquet. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*. Version vom 27.4.2016. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006399/2016-04-27/> (abgerufen am 31.10.2019).
- Proske, Matthias: Pädagogisierung und Systembildung. Das Pädagogische im gesellschaftlichen Umgang mit dem Dritte-Welt-Problem. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 5, 2 (2002), S. 279–298.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane: Pädagogisierung – eine Einleitung. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christine (Hrsg.): *Pädagogisierung*. Halle: Martin-Luther-Universität 2013, S. 7–25.
- Schär, Renate: «Die Winden sind ein Graus: macht Kollektive draus!» – die Kampagne gegen Erziehungsheime. In: Hebeisen, Erika/Joris, Elisabeth/Zimmermann, Angela (Hrsg.): *Zürich 68. Kollektive Aufbrüche ins Unge- wisse*. Baden: hier + jetzt 2008, S. 87–97.
- Schmidlin, Antonia: Alexander Clavel. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 18.12.2003. Online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/029866/2003-12-18/> (abgerufen am 31.10.2019).
- Schwabe, Hansrudolf: *Die Entwicklung der Schweizerischen Rheinschiffahrt. 1904–1954*. Basel: Helbing und Lichtenhahn 1954.
- Spechtenhauser, Klaus: Ein Dorf wird Hafenstadt. In: *Tec21*, 20 (2016), S. 35–38.
- Steitz-Kallenbach, Jörg: «Sie haben mir meine Pippi kaputt gemacht!» Kindliche Entgrenzung und adoleszente Begrenzung im Werk Astrid Lindgrens. In: Härle, Gerhard/Weinkauff, Gina (Hrsg.): *Am Anfang war das Staunen. Wirklichkeitsentwürfe in der Kinder- und Jugendliteratur*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2005, S. 181–206.
- Stichnothe, Hadassah: Was tun mit schwierigen Mädchen? In: *JuLit*, 2 (2018), S. 16–21.

- Surmatz, Astrid: Pippi Långstrump als Paradigma. Die deutsche Rezeption Astrid Lindgrens und ihr internationaler Kontext. Tübingen: Francke 2005.
- Sutter, Gaby: Berufstätige Mütter. Subtiler Wandel der Geschlechterordnung in der Schweiz (1945–1970). Zürich: Chronos 2005.
- Tenorth, Heinz-Elmar: Laute Klage, stiller Sieg. In: Benner, Dietrich/Lenzen, Dieter/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise. Beiträge zum 13. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 16.–18. März 1992 in der Freien Universität Berlin [Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 29]. Weinheim: Beltz 1992, S. 129–139.
- Zimmermann, Peter/Spangler, Gottfried: Bindung, Bindungsdesorganisation und Bindungsstörungen in der frühen Kindheit. Entwicklungsbedingungen, Prävention und Interaktion. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz PVU 2008, S. 689–704.
- Zürcher, Walter: Die Schweizer Handelsschiffe. 1939–1945. Herford: Koehlers 1992.

Der Autor und die Autorin

Daniel Deplazes,
Historische Bildungsforschung und Steuerung des Bildungssystems,
Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Zürich
E-Mail: daniel.deplazes@ife.uzh.ch

Tanja Faëdi,
Berufspraktische Studien und Professionsentwicklung,
Institut Primarstufe, Pädagogische Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz (PH FHNW), Brugg-Windisch
E-Mail: tanja.faedi@fhnw.ch

8
«[sie] sollen mit
schönheit umgeben
werden, dass sie mehr
sinn und verständnis
für alles bekommen
und mehr Lust und
geduld zur Arbeit.»

8.

«[Sie] sollen mit Schönheit
umgeben werden, dass sie mehr
Sinn und Verständnis für alles
bekommen und mehr Lust und
Geduld zur Arbeit.»

Räumlichkeit als Mittel zur Pädagogisierung des «guten Lebens» am Beispiel anstalts- förmiger Ersatzerziehung

Als der Tiroler Landtag im Dezember 1948 über das Ausmass der Finanzierung der Fürsorgeerziehungsanstalt in St. Martin in Schwaz bei Innsbruck debattierte, sprach sich die Landtagsabgeordnete Adele Obermayer für die bauliche Renovierung der Anstalt aus. Sie argumentierte dabei folgendermassen: «Der grösste Prozentsatz [der weiblichen Zöglinge] kann auf den richtigen Weg gebracht werden. Damit sie den Anreiz dazu kriegen, dürfen sie nicht kasernenmässig und improvisiert für längere Zeit untergebracht, sondern sollen mit Schönheit umgeben werden, dass sie mehr Sinn und Verständnis für alles bekommen und mehr Lust und Geduld zur Arbeit.»¹ Das Zitat bringt die Vorstellung eines Erziehungsprozesses zum Ausdruck, der die Mädchen mithilfe der Anstalt auf den «richtigen Weg» bringen, sprich: ihnen zu einem «guten Leben» verhelfen soll. Dieser erzieherische Vorgang sei untrennbar verknüpft mit einer spezifischen Form von

1 Obermayr Adele, SPÖ (Sozialdemokratische Partei Österreichs), PTL 1948, I.12, S. 230.

Räumlichkeit. Denn die Mädchen und jungen Frauen sollten mit «Schönheit» umgeben werden, um in ihnen «Verständnis für alles» und «Lust und Geduld zur Arbeit» zu wecken.

Um zu verstehen, was unter einem «guten Leben» für befürsorgte Mädchen und junge Frauen in der Vorstellung der Zeit gemeint ist, muss Obermayers Argumentation in den zeitgenössischen politischen wie jugendfürsorgerischen Fachdiskurs eingebettet werden. Denn das «Problem der Jugendverwahrlosung»² war in Deutschland wie in Österreich in den Nachkriegsjahren ein besonders dringliches soziales Anliegen und wurde dementsprechend kritisch diskutiert – auch in Tirol. Der «Erziehung gefährdeter Jugend [müsse] das erste und wichtigste Augenmerk zugewendet werden»,³ so hiess es im Tiroler Landtag. Dabei stand vor allem die Sorge um die «verwahrloste» weibliche Jugend im Zentrum, galten die Mädchen und jungen Frauen doch nicht nur als Objekte, sondern zugleich auch als künftige Subjekte der Erziehung.⁴ Die Autorin einer 1950 an der Universität Innsbruck angenommenen Dissertation befand, «dass der Krieg besonders die weibliche Verwahrlosung begünstigt» habe.⁵ Dabei war es vor allem die Sittlichkeit der weiblichen Jugend, der die politischen und fürsorgerischen Akteure ihre Aufmerksamkeit zuwandten.⁶

Vor dem hier nur kurz geschilderten zeitgenössischen Horizont der weiblichen Fürsorgeerziehung lässt sich der von Obermayer formulierte Erziehungsprozess als Versuch der «Verhäuslichung» und «Versittlichung»⁷ der Mädchen und jungen Frauen deuten, dem sie in der Erziehungsanstalt St. Martin zugeführt werden sollten. Aus der Retrospektive betrachtet, handelte es sich dabei um ein an konservativen Weiblichkeitsvorstellungen orientiertes Erziehungsprogramm, das insbesondere dem Zweck der Professionalisierung des traditionell weiblichen Arbeitsvermögens diene. Für die Tiroler Fürsorgebehörden galt St. Martin dabei als Musteranstalt der österreichischen Fürsorgeerziehung für weibliche Zöglinge. Dieser Beitrag möchte zeigen, dass das «Musterhafte» der Anstalt untrennbar mit ihrer baulichen Ausgestaltung in Zusammenhang stand und die von Politik und Fürsorge gewünschten Erziehungsziele erst dadurch angestrebt werden konnten.⁸ Dazu werden im Folgenden die von politischer und öffentlicher Seite geforderten und beschlossenen Massnahmen zur Verbesserung der Erziehung

2 Pankhofer 1997, S. 40f.

3 Alois Lugger, ÖVP (Österreichische Volkspartei), PTL 1948, I.12, S. 216.

4 Vgl. zur Fürsorgeerziehung von jungen Frauen Schmidt 2002; Gehltholth/Hering 2006; Fontana 2007.

5 Pichler 1950, S. 18. Im Rahmen dieser Qualifikationsarbeit wurden insgesamt hundert Fallakten des Landesjugendamtes von in Fürsorgeerziehung stehenden Kindern und Jugendlichen ausgewertet.

6 Pankhofer 1997, S. 40f.

7 Zu den Begriffen vgl. Gehltholth/Hering 2006.

8 Zur Beziehung zwischen Fürsorgeerziehung und Raum vgl. Leitner 2016, 2017.

im Erziehungsheim St. Martin seit Ende der 1940er bis zu den beginnenden 60er Jahren ins Zentrum des Interesses gerückt. Sie sind eng verbunden mit der Problematisierung der sozialen Situation der befürsorgten Mädchen und jungen Frauen, die in den Debatten räumlich verortet wurde, und zwar insbesondere in der städtischen Strasse. Die Strasse in der Stadt wurde sozusagen zum Kontrapunkt der Erziehungsanstalt, indem sie der «weiblichen Verwahrlosung» räumliche Kontur verlieh. Die im Feld der Jugendfürsorge entworfene Vorstellung eines «guten Lebens» stand in direkter Beziehung zu diesem imaginierten Gegenüber.⁹

Der Beitrag nähert sich zunächst dem «Anderen» der weiblichen Fürsorgeerziehung – der Stadt und ihren Gefahren –, indem die Problematisierung von Verhaltensweisen und sozialen Situationen der Mädchen und ihrer Familien über Zeitungsberichte und Fallakten rekonstruiert wird (Abschnitt 2). Sodann wird anhand von Verwaltungsschriftgut aus dem Stadt- und Jugendamt in Innsbruck, Zeitungsberichten und Auszügen aus Landtagsprotokollen nachgezeichnet,¹⁰ wie über die Massnahme der Heimunterbringung versucht wurde, die Mädchen einem «guten Leben» zuzuführen (Abschnitt 3). Hier ist es die räumliche Ausgestaltung der als mustergültig angesehenen Anstalt in St. Martin, die im Zentrum des Interesses steht. Die beiden Kapitel zur städtischen Strasse und zu der von den Fürsorgeorganen und der Politik als mustergültig dargestellten Anstalt werden mit Raumwahrnehmungen ehemaliger Heimkinder kontrastiert (Abschnitt 4), die aus biografisch-narrativen Interviews mit weiblichen Betroffenen der Fürsorgeerziehung gewonnen wurden.¹¹ Gerahmt wird der Beitrag von einer Vor- und Nachgeschichte (Abschnitte 1 und 5), die St. Martins *longue durée* als Erziehungsort mit wechselnder Nutzung skizzenhaft umreissen, und er mündet in einem knappen Fazit (Abschnitt 6).

1. Vorgeschichte

Die Geschichte der Mädchenerziehungsanstalt in den Gemäuern des alten Klosters St. Martin beginnt in den 1930er Jahren.¹² Zu der Zeit hatten die Gebäude bereits eine hundertjährige Geschichte als Zwangsarbeitsanstalt hinter sich. Seit seiner Eröffnung 1826 hielt das ehemalige Provinzial-Zwangsarbeitshaus 140 Plätze für sogenannte Zwänglinge beiderlei Geschlechts bereit. 1855 wurden die

9 Zur Bedeutung der räumlichen Kategorie der «Strasse» in der Fürsorgeerziehung vgl. Guerrini 2016.

10 Die Quellen wurden zwischen 2013 und 2015 gesichtet. Vgl. Ralser et al. 2017.

11 Vgl. zu Sampling, Erhebung und Auswertung im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Jugendfürsorge in Tirol und Vorarlberg Ralser et al. 2017, S. 62; zu biografisch-narrativen Interviews vgl. u.a. Schütze 1977, 1983; Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Rosenthal 1995, 2008.

12 Die Ursprünge des Klosters gehen auf das 16. Jahrhundert zurück. Vgl. Bischoff/Guerrini/Jost 2014.

männlichen Insassen nach Innsbruck verlegt, und es änderte sich auch das Gesicht der Schwazer Anstalt, die zu einer «Doppelanstalt» wurde: Zum einen beherbergte das Gebäude das «weibliche k.k. Strafhaus», zum anderen das «Landes-Zwangsarbeitshaus» für Frauen.¹³ Im Landes-Zwangsarbeitshaus wurde 1897 eine Abteilung für jugendliche «Korrigendinnen» eingerichtet, die von den Barmherzigen Schwestern geführt wurde.¹⁴ Diese Abteilung kann als Vorgängerinstitution der späteren Erziehungsanstalt gelten. Die Geschichte der Schwazer Zwangsarbeitsanstalt endete 1928, die Strafanstalt war bereits 1912 aufgelassen worden.¹⁵

In den 1930er Jahren wurde das Gebäude nach und nach mit mehreren Umbauarbeiten zum Erziehungsheim umfunktioniert.¹⁶ 1930 sind erste Beschwerden von in St. Martin untergebrachten Mädchen über körperliche Züchtigungen durch das pädagogische Personal dokumentiert, die der Schwazer «Lokal-Anzeiger» mit den folgenden Worten kommentierte und rechtfertigte: «Erziehung ist eine Zwangshandlung. Wer sich widersetzt, soll und muss bestraft werden.»¹⁷ «Zwang» war das eine Erziehungsmittel, das die Erziehungsanstalt als Erbe von seiner Vorgängerstruktur, dem Zwangsarbeitshaus und der Korrigendinnenabteilung, übernommen hatte, «Arbeit» war das andere: zwei Massnahmen, um für die Insassinnen das für sie imaginierte «gute Leben» innerhalb der Anstalt wie in der für sie erdachten Zukunft zu verwirklichen. Beide Massnahmen waren, so die zuständigen Behörden, nur durch eine bestimmte räumliche Ausgestaltung der Anstalt zu gewährleisten.¹⁸ Die Anstalt war geografisch am Rande von Schwaz platziert, umgeben von Feldern; sie verfügte über mehrere Hektar Grund, die landwirtschaftlich genutzt wurden. Anstalt und Anstaltsareal ermöglichten es, bestmöglich auf die Arbeitskraft der Mädchen und jungen Frauen in der Land- wie in der Hauswirtschaft zuzugreifen. Die Nutzung der Arbeitskraft unter den Vorzeichen der «Arbeitserziehung» setzte sich fort, als St. Martin nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich 1938 in ein Gauerziehungsheim umgewandelt wurde. Die in St. Martin untergebrachten Mädchen wurden dabei nicht nur als billige landwirtschaftliche Arbeiterinnen eingesetzt, der nationalso-

13 Statut der Zwangsarbeitsanstalt für Weiber in St. Martin bei Schwaz in Tirol 1889, § 1.

14 Statut für die Korrigenden-Abteilung der Zwangsarbeitsanstalt für Weiber zu St. Martin bei Schwaz als Anhang zum Statut dieser Anstalt 1904, § 1.

15 Böhm 1948, S. 42. Die Insassinnen des Gefängnisses wurden in andere Strafanstalten verlegt. Als Hauptgrund für die Schliessung des Zwangsarbeitshauses wurde die mangelnde Rentabilität angeführt, denn Ende der 1920er Jahre waren nur mehr sechs Frauen in der Anstalt untergebracht. Vgl. Ralser et al. 2017, S. 708ff.

16 Protokoll über die 40. Sitzung des Tiroler Landtages am 9. März 1932, S. 922.

17 Schwazer Lokal-Anzeiger, 15. Februar 1930, S. 2, zit. nach Schreiber 1999, S. 59.

18 Vgl. Guerrini 2017.

zialistische Erziehungsgeist intensivierte auch den diskriminierenden und degradierenden Blick auf die Mädchen. Sie galten als «minderwertig», «asozial», «gefährlich» und somit als Störfaktoren innerhalb der «Volksgemeinschaft». Einem Drittel von ihnen wurde vom rassebiologischen Institut der Universität Innsbruck gutachterlich anhaltende «Erziehungsunfähigkeit» attestiert und ihre Überstellung in eine Spezialanstalt respektive in ein Jugendschutzlager anempfohlen.¹⁹

2. Die Stadt mit ihren Gefahren ...

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in St. Martin, nunmehr Landeserziehungsanstalt, als verwahrlost erachtete, schulentlassene Mädchen untergebracht. Überwiegend entstammten sie den unteren sozialen Klassen, und ihre Auffälligkeit gegenüber den Behörden bezog sich besonders häufig darauf, dass sie den bürgerlichen Weiblichkeits- und Sittlichkeitsvorstellungen nicht entsprachen. Das Haus wurde weiterhin mit strenger Disziplin geführt. Der in das Heim integrierte Karzer (gebaut 1941/42 im Westgang des zweiten Stocks im Hauptgebäude) ermöglichte die Isolierung der Jugendlichen im Rahmen einer Karzerstrafe. Die Karzerstrafe ist der stärkste Ausdruck des räumlichen, auf Abschottung ausgerichteten Erziehungsarrangements der Anstalt und gehörte lange Zeit zum Repertoire der Disziplinarmitteleiner modernisierungsresistenten Heimerziehung.²⁰ Der geschlossene Charakter des Erziehungsheimes äusserte sich auch durch die vergitterten Fenster, die schweren Schlösser an den Türen und die in den 1950er Jahren neu instand gesetzten Zäune und Mauern. Diese isolierten das gesamte Areal von der Umwelt. Nach aussen gab es wenig Kontakt, die eintreffende Post wurde kontrolliert, die Briefe der Mädchen an ihre Eltern wurden unter Regie der Erzieherinnen verfasst. Das Raumarrangement der Anstalt und die damit verbundenen Erziehungspraktiken trugen wesentlich zur Marginalisierung der Mädchen bei.²¹ Aber nicht nur die räumliche Abschottung marginalisierte die in St. Martin untergebrachten Mädchen, auch ihre klare Kennzeichnung als Zöglinge von St. Martin durch die einheitliche Heimkleidung stigmatisierte sie als Heimkinder.²²

19 Dass Jugendliche aus Tirol und Vorarlberg in Jugendschutzlager untergebracht wurden, konnte bislang erst für Einzelfälle nachgewiesen werden. Vgl. dazu etwa den Bericht von Horst Schreiber über einen Jugendlichen aus Jenbach, der nach der Flucht aus dem Erziehungsheim Martinsbühl zunächst in das Jugendgefängnis Heilbronn und von dort in das Jugendschutzlager Moringen eingewiesen wurde, wo er verstarb. Vgl. Schreiber 2010, S. 39; zu den Jugendschutzlagern vgl. Guse 2009.

20 Vgl. Guerrini 2017.

21 Vgl. Leitner 2018a.

22 Vgl. Ralser/Leitner/Guerrini 2019.



Abbildung 1: Die Bildmontage aus einer aktuellen Luftbildaufnahme und einem Gebäudegrundriss aus dem Jahr 1965 verdeutlicht die mächtige Ausdehnung der ehemals umfriedeten Erziehungsanstalt. Das Landeserziehungsheim St. Martin ist heute ein wesentlich verkleinertes sozialpädagogisches Zentrum der Kinder- und Jugendhilfe des Landes Tirol.

Quelle: Luftbildaufnahme aus tiris, Tiroler Rauminformationssystem, vgl. www.tirol.gv.at/statistik-budget/tiris/, Gebäudegrundriss: TLA, Vb-469 V 6 e.



Abbildung 2: Die Abbildung zeigt St. Martin im frühen 20. Jahrhundert. Die Platzierung der Anstalt am Rande von Schwaz und die umliegenden Felder sind gut zu erkennen. Quelle: Stadtchronik Schwaz.

Die Isolierung und Marginalisierung sollte die Mädchen und jungen Frauen insbesondere von den jugendlichen Begehrlichkeiten der städtischen Strassen fernhalten. Die Strasse und die Stadt wurden als ungünstige, ja gar gefährliche (Lebens-)Räume für die Mädchen erachtet. «Durch die Kriegs- u. Nachkriegszeit bedingt», so die ÖVP-Gemeinderätin (spätere Landtagsabgeordnete) Sonja Oberhammer im Jahr 1947, «kann man im ganzen Lande eine ansteigende Jugendverwahrlosung beobachten. Insbesondere ist es die Stadt, mit ihren Gefahren, die für die Jugend ein gefährlicher Boden geworden ist. [...] Auch die Prostitution und deren Vorstufen, z.B. bei den weiblichen Jugendlichen, hat in besorgniserregendem Masse zugenommen, und hier ist es insbesondere die Aufgabe der Fürsorge, dieselbe zu bekämpfen.»²³ In den Fallakten der Jugendämter wird dieser Zusammenhang noch deutlicher: Der urbane, öffentliche Raum und die Strasse im Allgemeinen sowie das Aufsuchen bestimmter Orte und die dort möglichen Verhaltensweisen und sozialen Kontakte wurden für Mädchen und junge Frauen als ungehörlich erachtet. Sie stehen dem für sie imaginierten «guten Leben» diametral gegenüber: Es sind dies zum einen die Barackenlager und Siedlungen der Nachkriegsjahrzehnte – beispielhaft die Bocksiedlung oder das Lager Reichenau in Innsbruck; daneben waren Tanzlokale, Gasthäuser, Jahrmärkte und Kinos keine für Mädchen als angemessen erachteten Orte. Auch die als «Herumstreunen», «Strolchen» oder «Trampen» bezeichnete Mobilität und der problematisierte «Freiheitsdrang» sowie die damit verbundene Möglichkeit zu unerwünschten sozialen Beziehungen standen im Visier der Fürsorge. In den Akten heisst es beispielsweise: Eine Jugendliche habe sich «viel in übel beleumundeten Lokalen herumgetrieben und mit amtsbekannten ungünstigen Mädchen Freundschaften angeknüpft».²⁴ Über eine andere wird berichtet, sie sei «wahllos im Umgang mit Burschen und Mädchen und viel unterwegs».²⁵ Über eine dritte wird festgehalten, dass die Fünfzehnjährige «jede Gelegenheit benützte, um strolchen zu können».²⁶

Bei der ebenfalls fünfzehn Jahre alten Jugendlichen R., um ein Beispiel etwas genauer auszuführen, wurden jugendfürsorgerische Massnahmen nach einem misslungenen Suizidversuch eingeleitet. In der Akte findet sich eine Schilderung der vorangegangenen Ereignisse, in der insbesondere die Mobilität und die Nutzung des öffentlichen Raums durch das Mädchen kritisch gesehen werden:

23 Antrag der Frau G. R. Oberhammer und Genossen, 17.12.1947, Schreiber 2015, S. 102. Als Mitglied der Volkspartei steht Oberhammer hier für den in der Nachkriegszeit dominanten, christlich-konservativen politischen Diskurs.

24 StAI, Jugendfürsorgeakte 182-BS, aa3/1955.

25 TLA, BH Schwaz, Mündelakte L 407.

26 StAI, Jugendfürsorgeakte V-2741, aa3/1955.

So habe R. etwa einen Jahrmarkt besucht und nach übermässiger Nutzung der Schiffschaukel einen «Ohnmachtsanfall»²⁷ erlitten, bei anderer Gelegenheit habe sie in einem Heustadel übernachtet und sei überhaupt des Öfteren auf der Strasse gesehen worden. Der Aufenthalt im öffentlichen Raum wurde in den Augen der Behörden für ein jugendliches Mädchen als nicht angemessenes Verhalten erachtet. Er wurde im Gegenteil als unsittlich und potenziell gefährlich eingeschätzt. Insbesondere die möglichen sozialen Beziehungen zu Burschen und jungen Männern wurden problematisiert, denn sie blieben, so heisst es weiter, «insofern nicht ohne Folgen [...], als sie zum ersten geschlechtlichen Verkehre führten».²⁸

Die erste sexuelle Begegnung der Jugendlichen, so lässt sich interpretieren, führt zur Zuschreibung sittlicher Verwahrlosung. Das ist im Kontext einer «Moralpanik» zu verstehen, die im konservativen politischen aber auch wissenschaftlichen Diskurs sichtbar wird. Beklagt wird die angeblich zunehmend lockerere Sexualmoral. So schrieb beispielsweise der Soziologe Helmut Schelsky 1955, «dass der Trennungsstrich zwischen privatem Laster, sozialer Verwahrlosung und Prostitution [...] kaum noch zu ziehen»²⁹ sei. Handlungsbedarf war bei der Minderjährigen R. aus Sicht der Behörden unumstritten, denn «Gefahr im Verzuge scheint dadurch gegeben, dass die Mj. von der Mutter zu Hause nicht mehr aufgenommen wird, der weitere Schulbesuch nicht mehr vertretbar scheint und die Mj., so von allen Pflichten losgelöst, herumstreunen und sittlich verwahrlosen würde».³⁰ Durch eine Heimeinweisung – bis in die 1960er Jahre das häufigste Mittel jugendfürsorgerischer Bemühungen – sollten die Mädchen und jungen Frauen zum einen der Gefährdung durch die Strasse entzogen werden. Darüber hinaus sollte zugleich die von den Mädchen selbst ausgehende Gefahr für deren Umfeld bzw. die Gesellschaft insgesamt gebannt werden. So auch im Fall der Minderjährigen R.: «In Hinblick auf die bereits sittlich eingetretene Verwahrlosung erscheint es unbedingt notwendig, R., die für ihre Mitschülerinnen eine ernstliche Gefährdung bedeutet, ehestens einer Korrekturerziehung zuzuführen.»³¹ Laut Beschluss des Bezirksgerichts sei «ohne Inanspruchnahme öffentlicher Mittel die Beseitigung der Verwahrlosung nicht mehr möglich».³²

27 StAI, Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949.

28 StAI, Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949. Insbesondere bei jugendlichen Mädchen wurden im Rahmen der Befragungen durch Jugendamtsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen, Psychiaterinnen und Psychiater oder gegebenenfalls Polizistinnen und Polizisten intime Fragen nach sexuellen Erfahrungen und Verhaltensweisen gestellt.

29 Schelsky 1955, S. 47.

30 StAI, Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949.

31 StAI, Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949.

32 StAI, Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949.

Die Überstellung nach St. Martin erfolgte bereits am Tag nach der Beschlussfassung.

3. St. Martin, eine «mustergültige» Anstalt

Für schulentlassene Mädchen und junge Frauen zwischen vierzehn und neunzehn Jahren stand in Westösterreich einzig das Landeserziehungsheim St. Martin zur Verfügung. Es hatte 110 Plätze. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wird dieses Heim im österreichischen Vergleich als Vorzeiganstalt beschrieben. In der Broschüre «Die Fürsorge- und Landeserziehungsanstalten Tirols» aus dem Jahr 1948 kommt der Autor zu dem Schluss, dass St. Martin sich mit seiner «äussere[n] und innere[n] Ausgestaltung und Erziehungsmethode [...] die besten Ergebnisse zu eigen macht, weshalb diese Landesanstalt unter den österreichischen Bundesländern eine geradezu führende Stellung einnimmt». ³³ Im selben Jahr stellt Alphons Marincovich, ein Landespolitiker der Tiroler Volkspartei, im selben Sinne fest, dass «die Landeserziehungsanstalt Schwaz mustergültig da steht». In seinen Ausführungen gerät er nahezu ins Schwärmen: Das Heim sei «für die heutige Zeit unglaublich schön ausgebaut und zweckentsprechend eingerichtet [...] und gut geführt». ³⁴ Sowohl der Autor der zitierten Broschüre – es handelte sich um den damaligen Landesarchivdirektor Karl Böhm – als auch der genannte Politiker stehen für den dominanten wertkonservativen öffentlichen und politischen Diskurs der Nachkriegszeit. ³⁵

Genauso wie im zeitgenössischen Diskurs rund um die Fürsorgeerziehung auf der einen Seite der vermeintlich ungeordnete urbane Raum die Verwahrlosung begünstige, wurde auf der anderen Seite der richtigen räumlichen Gestaltung erzieherische, ja kurative Wirkung zugeschrieben. Im Februar 1948 veröffentlichte die «Tiroler Tageszeitung» einen Artikel mit dem Titel «Die von St. Martin». Bereits der Untertitel ««Revolvertraudl» und jugendliche Dirnen – Vom Vater mit zwölfteinalb auf die Strasse getrieben» markiert den Ton des Artikels. Auf eine dramatisierende Schilderung einiger Lebensgeschichten von Mädchen aus St. Martin folgt eine Beschreibung des Heims: «In St. Martin also beginnt für diese Mädchen der Weg zurück ins ehrbare Leben. [...] Das Heim selbst vereinigt spartanische Zucht mit peinlicher Ordnung und Sauberkeit. Die Betten und Nachtkästchen in den Schlafsälen, die Tische und Stühle in den Ess- und Aufenthaltsräumen stehen auf den Zentimeter ausgerichtet. Fussböden, Fensterscheiben, Waschbecken, Fliesen blitzen vor Sauberkeit, aber Bilder an den Wänden,

33 Böhm 1948, S. 45.

34 Marincovich, ÖVP, PTL 1948, I.12, S. 212.

35 Vgl. Bischoff/Guerrini/Jost 2014, S. 221.



Abbildung 3: In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre machte der Journalist und Fotograf Gert Chesi eine Serie von Schwarz-Weiss-Fotografien des Karzers in St. Martin.

Quelle: Gert Chesi, Fotografien archiviert am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.



Abbildung 4: Barackenbauten in der Bocksiedlung bei Innsbruck.

Quelle: Stadtarchiv Innsbruck, Ph-G-11713.

Photographien von Angehörigen auf den Nachttischen, all der liebenswerte Kleinkram von persönlichen Erinnerungen fehlt. Hier gelten nur vier Dinge: Arbeit, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Verlässlichkeit.»³⁶ Um das Ziel der «ehrbaren» Lebensführung zu erreichen, werden also insbesondere drei Dinge als nötig erachtet: «spartanische Zucht» sowie «peinliche Ordnung und Sauberkeit». Die genannte räumliche Gestaltung – etwa die erwähnten auf Zentimeter genau ausgerichteten Möbelstücke, einhergehend mit der peniblen Reinigung des gesamten Gebäudes bei gleichzeitigem Fehlen von persönlichen und dekorativen Gegenständen – sind Rahmenbedingung und gleichermassen Ergebnis der praktizierten Erziehung zur Arbeit durch Arbeit. Ein Rundgang, so heisst es im Zeitungsartikel weiter, zeige «einem die Mädchen bei emsiger Hausarbeit: Nähen, Bügeln, Stricken, Flicken, Waschen, Putzen».³⁷

Zehn Jahre später, 1958, ist es die damalige Heimleiterin, die in einem Schreiben an die Landesbaudirektion – jährlich konnten Bauwünsche geäussert werden – die Bedeutung der räumlichen Gestaltung für das Gelingen des Erziehungsprozesses hervorstreicht: «Eine Landeserziehungsanstalt soll schliesslich schon äusserlich einen sauberen und freundlichen Eindruck machen. Die erforderlichen Innenarbeiten sind im Hinblick auf unsere Erziehungsaufgaben, die Mädchen zur Ordnung und Sauberkeit zu erziehen, unbedingt notwendig. Der Grossteil der uns anvertrauten Mädchen kennt kein geschmackvolles, freundliches und geordnetes Heim. Eine solche neue Umwelt ist für diese verwahrlosten Mädchen ein wertvolles Erziehungsmittel. Ist das Heim nicht in Ordnung, ist es aber schwer, von diesen Mädchen gute Lebensformen, die auch zur Kultur unserer Gemeinschaft gehören, zu verlangen.»³⁸ Gleich wie das Fehlen eines «geschmackvollen, freundlichen und geordneten Heims» als Ursache für die Verwahrlosung der Mädchen erachtet wird, ist auch der äusserlich «saubere» und «freundliche» Eindruck der Anstalt eine Bedingung für gelingende Erziehungsprozesse. Nur wenn die räumliche Gestaltung entspricht, sei es möglich, «gute Lebensformen» – Ordnung, Häuslichkeit, Fleiss – von den Mädchen zu verlangen. Durch die äussere, bauliche und innenarchitektonische Struktur des Heimes, so die Hoffnung, sollte eine bestimmte, den bürgerlichen Sittlichkeits- und Weiblichkeitsidealen entsprechende, Innerlichkeit bei den untergebrachten Mädchen erzeugt werden. Entsprechend sollte in den 1950ern und 60ern der Erziehungs-

36 Tiroler Tageszeitung, 19. Januar 1948, S. 2.

37 Tiroler Tageszeitung, 19. Januar 1948, S. 2.

38 TLA, ATLR, Abt. Vb-469 V6e, Schreiben des Erziehungsheims St. Martin an die Landesbaudirektion vom 4.9.1958.

erfolg in den Heimen durch eine Reihe baulicher Anpassungen gesichert werden: St. Martin erhielt ein neues Gebäude mit Turnsaal, Wäscherei und Büglerei.

4. Wahrnehmungen einer verräumlichten Idee eines guten Lebens

Als Mitte der 1960er Jahre eine erste Pressewelle über die Fürsorgeerziehungslandschaft Tirols hereinbrach,³⁹ stattete der Tiroler Landtag den Erziehungsanstalten vorab in der Presse angekündigte Besuche ab.⁴⁰ Die «Tiroler Tageszeitung» berichtete am 14. April 1964 Folgendes über den Besuch im Schwazer Mädchenheim: «Der erste Eindruck ist beklemmend. Neben dem Eingang liegen die beiden schwer vergitterten Korrekzionszellen, in denen der Widerspenstigen Zähmung erfolgen soll. Eine dieser Zellen ist gegenwärtig ausser Dienst gestellt, da eine besonders streitbare Maid die gesamte Einrichtung zertrümmert hatte.»⁴¹ Von diesen Bildern abgesehen, wurden die Eindrücke «zusehends freundlicher». Als besonders fortschrittlich wurde das 1960 errichtete Gebäude hervorgehoben, in dem der Turnsaal untergebracht war. Ein Bild dieses Neubaus illustrierte den Zeitungsbericht. Im Erdgeschoss des Baus waren die Wäscherei und Büglerei untergebracht. «Beides dient der Therapie»,⁴² so der Bericht. «Die Mädchen arbeiten für das Bundesheer, stricken und stopfen Pullover und Handschuhe, arbeiten in der eigenen Landwirtschaft.» Und weiter: «Durch ihre Arbeit haben übrigens die Mädchen dem Heim auch einen Fernsehapparat erarbeitet.» Überhaupt sei die ökonomische Bilanz des Hauses so, dass es sich fast selbst trage. Die Fluchtversuche seien «seltener geworden», eine Tatsache, die durch das Heim gegenüber den Landtagsabgeordneten «als Erfolg einer Therapie mit grösseren Möglichkeiten angeführt» worden sei. So wird etwa das «Experiment» positiv hervorgehoben, das Bundesheer zum Faschingsball einzuladen. Dies sei «angeblich voll gelungen. Und zwar im guten Sinne natürlich.»⁴³

Die Darstellung des Heimes an einem offiziellen Besuchstag der politisch Verantwortlichen, wie sie die «Tiroler Tageszeitung» abdruckte, deckte sich nicht

39 Das Boulevardblatt «Grünes Echo» übte 1964 harte Kritik an den Erziehungsmethoden des zweiten Tiroler Mädchenheimes in Kramsach-Mariatal und stellte die Tiroler Fürsorgeerziehung insgesamt an den Pranger, nachdem ehemalige Fürsorgezöglinge dort erlebte Erziehungsmethoden ihren Eltern schilderten. Zur Pressewelle gegen Kramsach vgl. Leitner 2018b.

40 Vgl. Leitner 2018b.

41 Tiroler Tageszeitung vom 24. April 1964, S. 5.

42 In dem Rekurs auf eine «Therapie» der im Heim untergebrachten Mädchen wird die pathologische Definition der Adressatinnen und Adressaten der Sozialen Arbeit sichtbar, die eine ältere, kriminelle Definition ablöste beziehungsweise mit ihr über einen gewissen Zeitraum im Feld der Jugendfürsorge auch parallel Bestand hatte. Diese neuere, pathologisierende Definition erfüllte unter anderem die Funktion, jugendfürsorgerische Kontrolltätigkeiten auszudehnen, indem Eingriffe in die Biografien der Kinder und Jugendlichen auch ohne begangene Normverstösse als vorbeugende Massnahme legitimiert werden konnten. Vgl. Peters, 2010, S. 117.

43 Tiroler Tageszeitung vom 24. April 1964, S. 5.

mit der erlebten Wirklichkeit der Mädchen und jungen Frauen. In biografischen narrativen Interviews berichteten Zeitzeuginnen, die eine Zeit ihrer Jugend in St. Martin verbracht hatten, von der Verpflichtung, Wäsche für das Bundesheer zu flicken und auszubessern. Alte Kleidungsstücke mussten in Handarbeit auch für das Heimatwerk aufgetrennt und zu Fleckerlerteppichen verarbeitet werden. Daneben wurden Arbeitsaufträge externer Betriebe wie beispielsweise der Firma Swarovski entgegengenommen, für welche die Mädchen Bänder mit Strasssteinchen besetzten. Die einjährige private Haushaltungsschule, die in das Heim integriert war, sollte zumindest einige der jungen Frauen auf «wirtschaftliche Frauenberufe» vorbereiten. Ausbildung aber, wenngleich geschlechtstypische, trat immer noch hinter die Arbeitserziehung zurück.⁴⁴

Eine Analyse der Interviews zeigt, dass die vom Personal wie den politisch Verantwortlichen als «schön», «geschmackvoll» und «geordnet» erachteten räumlichen Arrangements der Erziehungsanstalt von den ehemals im Heim untergebrachten Mädchen und jungen Frauen vor allem im Zusammenhang mit Geschlossenheitserfahrungen, fehlender Privatsphäre sowie der Pflicht zur umfänglichen Reinigung des Gebäudes genannt werden. Nahezu alle Zeitzeuginnen berichten davon, dass ihnen die Abschottung von der Umwelt nach aussen, die unterschiedlichen Grade der Geschlossenheit innerhalb der Anstalt⁴⁵ sowie die strafweise Isolierung im Karzer vor Augen geführt habe, wie sehr sie der Anstalt ausgeliefert waren. Für viele Mädchen waren die Massenunterbringung und das Fehlen jeglicher Privatsphäre besonders schwer erträglich. Eine Zeitzeugin etwa erzählte: «Man hat überhaupt keinen Freiraum gehabt, keine Privatsphäre. Duschen miteinander in der Früh, aufstehen um sechs und frühstücken und immer alles gemeinsam. Für mich war das der absolute Horror. [...] Keine Privatsphäre, [...] immer ausgeliefert.»⁴⁶

Die Einschätzung der wohltuenden, ja kurativen Wirkung des ordentlichen, sauberen Heims wurde auch vom pädagogischen Personal vertreten, das im Rahmen der Interviewstudie befragt wurde. So äusserte sich etwa eine ehemalige Erzieherin im Interview: «Dann hat es die Hausgruppe gegeben. Ja die hat die Blumen gegossen, die hat die Fensterbänke sauber gehalten und die hat den Boden gebohnt. [...] Ja natürlich ist der Bohner schwer, aber die haben auch eine Freude gehabt, wenn der Boden gegläntzt hat.»⁴⁷ Diese rückblickende Darstellung des (Arbeits-)Alltags im Erziehungsheim teilen die ehemaligen «Zöglinge» nicht,

44 Vgl. Bischoff/Guerrini/Jost 2015.

45 Vgl. Ralser/Guerrini/Leitner 2019.

46 Baumgartner 2014, 00:43.

47 Kurz 2013, 01:30, Frau Kurz ist Erzieherin in St. Martin von Anfang der 1960er bis Anfang der 70er Jahre.



Abbildung 5: Zeitungsausschnitt aus der «Tiroler Tageszeitung» vom 19. Januar 1948.



Abbildung 6: Die Abbildung zeigt den Neubau der Turnhalle von St. Martin.
Quelle: Von Mariatal und St. Martin nach Kleinvolderberg, «Tiroler Tageszeitung» vom 14. April 1964, S. 5.

denn von Freude über die penible Sauberkeit im Heim ist in den Erzählungen der Zeitzeuginnen keine Rede. Sie berichten vielmehr davon, dass sie «die ganzen Gänge putzen [mussten], aber auf den Knien – da hat es die modernen Geräte gar nicht gegeben». ⁴⁸ Und noch im letzten Jahrzehnt von St. Martin, den 1980er Jahren, wurden die Mädchen und jungen Frauen zur Reinigung des gesamten Gebäudes herangezogen, einschliesslich der Räumlichkeiten des erzieherischen Personals und der angebauten Kirche, wie eine weitere Zeitzeugin erzählte: «Ja, es ist ja viel zu putzen gewesen, es ist ja riesengross. Eigentlich haben das die Mädchen ja gratis erledigt.» ⁴⁹

Die von der Anstalt erhoffte «Lust und Geduld zur Arbeit» stellte sich bei den Jugendlichen nicht ein. Zum Ergebnis, dass die Zöglinge in St. Martin nicht lernen, «aus Freude oder Interesse zu arbeiten», ⁵⁰ kam bereits in den 1970er Jahren eine Dissertantin der Universität Salzburg, die im Heim ein mehrmonatiges Praktikum zu Forschungszwecken absolvierte und die Mädchen unter anderem zu ihren Wünschen für die Zeit nach der Heimentlassung befragte. Eine Jugendliche wird mit folgender Aussage zitiert: «Ich habe da herinnen das Arbeiten nicht gelernt, da mag ich erst recht nicht arbeiten.» Eine andere bringt zum Ausdruck, dass es auch nicht gelang, einen Berufswunsch zu entwickeln: «Arbeit weiss ich keine, die ich machen möchte.» Nach ihren Zukunftswünschen befragt, antwortete sie: «[D]a täte ich nur mehr trampen. Wenn ich kein Geld habe, täte ich sandeln gehen [...]» ⁵¹ Die von den Fürsorgeorganen stets als Konterpart der Anstalt konstruierte Strasse wird von der Jugendlichen als Sehnsuchtsort imaginiert.

5. Nachgeschichte

Die Erziehungsmethoden, denen die Mädchen im Heim ausgesetzt wurden, waren in den 1980er Jahren weit hinter den gesellschaftlichen Verhältnissen zurückgeblieben. Gegen Ende des Jahrzehnts waren die Zuweisungen drastisch zurückgegangen, sodass im Februar 1990 ein vom Land Tirol eingesetzter Arbeitskreis zum Schluss kam, «dass im Hinblick auf die zukünftige stationäre Versorgung in Tirol für die Landesjugendheime in der derzeitigen Form kein Bedarf mehr besteht, wobei unter «derzeitiger Form» sowohl der Standort als auch die Baulichkeit gemeint sind». ⁵² Am 20. Juni 1990 verliess das letzte Mädchen das

48 Gabl 2013, 00:35.

49 Eder 2013, 01:32, 01:46.

50 Mair 1974, S. 200.

51 Mair 1974, S. 201.

52 TLA, Abt. Vb Jugendwohlfahrt, ohne Signatur, Amt der Tiroler Landesregierung, Bericht des Arbeitskreises Stationäre Versorgung im Bereich der Jugendwohlfahrt in Tirol, Februar 1990.



Abbildung 7: Im Erdgeschoss des neuen Gebäudes waren eine Näherei und eine Wäscherei untergebracht. Die Schwarz-Weiss-Fotografien wurden im Kontext einer Fotoreportage von Gert Chesi aufgenommen. Blick in die Wäscherei.

Quelle: Gert Chesi, Fotografien archiviert am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.



Abbildung 8: Die Näherei.

Quelle: Gert Chesi, Fotografien archiviert am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.

Erziehungsheim St. Martin in Schwaz, das in der Folge zum sozialpädagogischen Zentrum umfunktioniert wurde. Durch Beschluss der Tiroler Landesregierung vom 25. Juni 1991 wurde das Konzept für das neue sozialpädagogische Zentrum St. Martin-Schwaz genehmigt. Das Konzept wurde von Vertretern des Amtes der Landesregierung, der freien Jugendwohlfahrt, der Bezirksverwaltungsbehörden und des Landesjugendheims für schulentlassene Buben und junge Männer in Kleinvolderberg unter Mithilfe zweier Experten aus Wien erarbeitet: Das Gebäude werde künftig für verschiedene Zwecke der Jugendwohlfahrtspflege im weiteren Sinn zur Verfügung stehen. St. Martin sollte nunmehr ein «offenes Haus mit verschiedenen Nutzungen»⁵³ werden, vorgesehen zur Aufnahme von Mädchen und Burschen nach dem Pflichtschulalter, so setzte das ausgearbeitete Konzept die Aufgabe des Zentrums fest. Daneben sollten Seminare, Fortbildungs- und Kulturveranstaltungen angeboten werden sowie Arbeitstrainings zur Berufsfindung und zu sozialem Kompetenztraining. «Das Zentrum ist ein Serviceangebot», so heisst es im Konzept zu den zukünftigen pädagogischen Zielsetzungen der sozialpädagogischen Struktur, «niemand kann mit Zwang im Haus gehalten werden, es gibt keine geschlossenen Bereiche». ⁵⁴ Damit endete in St. Martin die geschlossene Heimerziehung. Das sozialpädagogische Zentrum hat bis heute Bestand.

6. Fazit

Bereits bei den historischen Vorläuferinstitutionen der Erziehungsheime, den Zucht- und Arbeitshäusern, wurde der baulichen Gestaltung der Anstalten hohe Bedeutung für die «Besserung» der Insassen und Insassinnen zugemessen. «Die Architektur der Anstalt zielte auf ein neuartiges Raumverhalten der Insassen», so formulierten Christoph Sachsse und Florian Tennstedt und erklärten: «Funktionale Raumaufteilung, Isolierung gegenüber der Aussenwelt und gegeneinander, Möglichkeiten hierarchischer Raumkontrolle, das waren die Anforderungen der Raumdisziplin, denen das Anstaltsleben sich unterzuordnen hatte. Auch ein neues Verhältnis der Häftlinge zu ihrem Körper und ihrer Sexualität zählte zur Programmatik der Zucht- und Arbeitshäuser: detaillierte Reinigungsvorschriften, ärztliche Kontrolle, Kurzscheren der Haare, Trennung der Geschlechter, Unterdrückung aller Sexualität zielen auf eine Körperdisziplin, deren Kehrseite die Duldung härtester Arbeit und körperlicher Strafen war.»⁵⁵

53 Tiroler Tageszeitung vom 27. Februar 1992, S. 5.

54 Tiroler Tageszeitung vom 27. Februar 1992, S. 5.

55 Sachsse/Tennstedt, zit. nach Peters 1999, S. 932.

In den hier untersuchten Debatten zur weiblichen Fürsorgeerziehung von den späten 1940ern bis in die 1960er Jahre findet sich häufig nahezu ein In-eins-Fallen von Erziehung und Raum: Ein als «gut» erachteter Raum galt als Garant für eine gelingende Erziehung. Bei der als mustergültig angesehenen Anstalt in St. Martin, die im Fokus dieses Beitrags stand, ist es neben Ordnung und Sauberkeit die räumliche Abgeschlossenheit, die als Voraussetzung für das Erreichen der Erziehungsziele angesehen wurde. Wie gezeigt, sollten Mädchen und junge Frauen mittels autoritärer und strafender pädagogischer Massnahmen in der Anstalt an bürgerliche Weiblichkeits- und Sittlichkeitsvorstellungen angepasst werden. Eine Überschreitung der Klassengrenzen war für die in der Anstalt untergebrachten Mädchen, die zumeist aus deprivilegierten Schichten stammten, nicht vorgesehen. Durch die Vorenthaltung von beruflichen Qualifizierungen wurde ihnen auch keine Selbsterhaltungsfähigkeit und somit auch keine selbstbestimmte Lebensführung innerhalb ihres Herkunftsmilieus ermöglicht. Die Wirkung der Jugendfürsorge reichte zudem über deren unmittelbares pädagogisches Tätigkeitsfeld hinaus, indem im Rahmen der politischen und fürsorgerischen Debatten die Grenzen dessen verhandelt wurden, was gesellschaftlich als (noch) akzeptabel galt oder welche Überschreitungen der Norm- und Normalitätsvorstellungen wie zu ahnden waren. Hier bestätigt sich im Feld der historischen Jugendfürsorge, was Erich Ribolits in seiner Einschätzung aktueller Pädagogisierungsprozesse feststellte, nämlich: «dass Pädagogisierung gewissermassen eine auf die gesamte Lebensspanne der Individuen ausgedehnte Erziehung bedeutet». ⁵⁶

Zentral für die Konturierung eines «guten» – das heisst im Kontext der gesellschaftlichen Regeln *anerkannten* – Lebens in den hier vorgestellten politischen und fürsorgerischen Debatten der 1940er bis 60er Jahren war die als angemessen erachtete Nutzung von Räumen, und zwar innerhalb wie ausserhalb der Anstalt. Die zitierten Aussagen der Zeitzeuginnen lassen keinen Zweifel daran, dass sich ihr Verständnis von *Anerkennung* nicht entlang von sauber gebohnerten Böden und geputzten Gängen ausrichtete. Sie beklagten vielmehr den Mangel an Liebe und Freundschaft, Wertschätzung und Respekt sowie die fehlende Achtung ihrer Rechte. Da sind zentrale Aspekte der Anerkennung angesprochen, wie Meike Baader in ihrer Auseinandersetzung mit der Frage nach einem «guten Leben» im Kontext der historischen Fürsorgeerziehung in Anlehnung an den deutschen Sozialphilosophen Axel Honneth feststellte. ⁵⁷ Die «Anerkennung der Verletzbar-

56 Ribolits/Zuber 2004, S. 6.

57 Baader 2014, S. 68.

keit des Menschen»⁵⁸ sei dabei ein wichtiges Kriterium, das auch für die aktuelle Erziehungshilfe massgebliche Bedeutung hat. Für ehemalige Heimkinder, wie sie in diesem Beitrag zitiert wurden, könnte auch in der Anerkennung der von ihnen beklagten Verletzungen ein «Moment des guten Lebens» liegen.⁵⁹ Darauf verweisen auch der von Betroffenen der Fürsorgeerziehung im Rahmen der jüngsten Aufarbeitung der Heimgeschichte vielfach geäusserte Wunsch und ihre Forderungen nach Übernahme von Verantwortung, nach Entschuldigungen und Gestezahlungen.⁶⁰ Dies sei einmal mehr betont, wenn politisch Verantwortliche darauf hinweisen, dass die Fürsorgeerziehung «dem damaligen Standard der Pädagogik» entsprochen habe und damit versuchen, die Aussagen von Betroffenen anzuzweifeln, ja gar als «scheinheilig» zu diskreditieren.⁶¹ Vor diesem Hintergrund mögen die in diesem Beitrag angestellten Überlegungen zur Räumlichkeit als Mittel zur Pädagogisierung eines «guten Lebens» in Erinnerung rufen, dass das, was als pädagogisch «gut» gelten will, nicht normativ gesetzt werden kann,⁶² sondern stets intersubjektiv ausgehandelt werden muss.

Ungedruckte Quellen

- Baumgartner, Viktoria (Pseudonym), Interview geführt am 14.1.2014.
Eder, Claudia (Pseudonym), Interview geführt am 8.8.2013.
Gabl, Sabine (Pseudonym), Interview geführt am 9.8.2013.
Kurz, Martha (Pseudonym), Interview geführt am 3.9.2013.
Protokolle des Tiroler Landtages (PTL) 1948, I.12.
Protokoll über die 40. Sitzung des Tiroler Landtages am 9.3.1932, S. 922.
StAI (Stadtarchiv Innsbruck), Jugendfürsorgeakte 113-BS, aa3/1949.
StAI (Stadtarchiv Innsbruck), Jugendfürsorgeakte 182-BS, aa3/1955.
StAI (Stadtarchiv Innsbruck), Jugendfürsorgeakte V-274I, aa3/1955.
Statut der Zwangsarbeitsanstalt für Weiber in St. Martin bei Schwaz in Tirol, 1889.
Statut für die Korrigenden-Abteilung der Zwangsarbeitsanstalt für Weiber zu St. Martin bei Schwaz als Anhang zum Statute dieser Anstalt, 1904.
TLA (Tiroler Landesarchiv), ATLR, Abt. Vb-469 V6e, Schreiben des Erziehungsheims St. Martin an die Landesbaudirektion vom 4.9.1958.

58 Baader 2014, S. 70.

59 Baader 2014, S. 70.

60 Schreiber 2015, S. 253

61 Vgl. hierzu die Argumentation des Salzburger Erzabts von St. Peter zu den medial diskutierten Missbrauchsvorwürfen im ehemaligen konfessionellen Mädchenheim in Martinsbühel in Zirl bei Innsbruck, Missbrauch in Martinsbühel: Erzabt verteidigt Nonnen, orf.at (7.2.2019).

62 Vgl. hierzu Schäfer/Thompson 2013.

TLA (Tiroler Landesarchiv), BH Schwaz, Mündelakte L 407.

TLA (Tiroler Landesarchiv), Abt. Vb Jugendwohlfahrt, ohne Signatur, Amt der Tiroler Landesregierung, Bericht des Arbeitskreises Stationäre Versorgung im Bereich der Jugendwohlfahrt in Tirol, Februar 1990

Gedruckte Quellen

Missbrauch in Martinsbühel: Erzabt verteidigt Nonnen. Online unter: <https://religion.orf.at/stories/2963292/> vom 29.1.2019 (abgerufen am 15.3.2019).

Tiroler Tageszeitung vom 19. Januar 1948, S. 2.

Tiroler Tageszeitung vom 24. April 1964, S. 5.

Tiroler Tageszeitung vom 27. Februar 1992, S. 5.

Literatur

Baader, Meike: Pädagogisch-ethische Verantwortung und die Frage nach dem guten Leben. In: Integras (Hrsg.): Zeitzeichen. Aus dem gestern – heute – für das Morgen lernen. Referate der Integras-Fortbildungstagung. Zürich: Integras 2014, S. 64–74.

Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia/Jost, Christine: Verteidigung der (Geschlechter) Ordnung. Arbeit und Ausbildung im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Mädchen. Das Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz 1945–1990. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 25, 1+2 (2014), S. 220–247.

Böhm, Karl: Die Fürsorge- und Landeserziehungsanstalten Tirols. Innsbruck: o. V. 1948.

Fontana, Julia: «Fürsorge für ein ganzes Leben». Spuren der Heimerziehung in den Biographien von Frauen. Opladen: Barbara Budrich 2007.

Gehltholt, Eva/Hering, Sabine: Das verwahrloste Mädchen. Diagnostik und Fürsorge in der Jugendhilfe zwischen Kriegsende und Reform (1945–1965). Opladen: Barbara Budrich 2006.

Guerrini, Flavia: Dangerous spaces – endangered youth. Considering urban space as a relevant dimension in researching the history of residential care in post-war Innsbruck. In: Antenhofer, Christina/Bischof, Günter/Dupont, Robert/Leitner, Ulrich (Hrsg.): Cities as Multiple Landscapes. Investigating the Sister Cities Innsbruck and New Orleans (Interdisziplinäre Stadtforschung). Frankfurt am Main: Campus 2016, S. 495–512.

Guerrini, Flavia: «... ich hätte alles getan, damit ich ja da nicht mehr reinkomme». Karzer, Besinnungsstübchen, Therapiestation: Räume der Erziehung?

- In: Leitner, Ulrich (Hrsg.): *Corpus Intra Muros. Eine Kulturgeschichte räumlich gebildeter Körper*. Bielefeld: transcript 2017, S. 117–148.
- Guse, Martin: *Die Jugendschutzlager Moringen und Uckermark*. In: Benz, Wolfgang/Distel, Barbara (Hrsg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. München: Beck 2009, S. 100–114.
- Leitner, Ulrich: *Gebaute Pädagogik – Raum und Erziehung. Die Bedeutung der Architektur für die Fürsorgeerziehung am Beispiel der Landeserziehungsanstalt am Jagdberg*. In: *Tiroler Heimat. Zeitschrift für Regional- und Kulturgeschichte Nord-, Ost- und Südtirols*, 80 (2016), S. 171–200.
- Leitner, Ulrich: *Sonderorte ländlicher Kindheiten. Raumerinnerungen ehemaliger Heimkinder der Fürsorgeerziehungslandschaft Tirols und Vorarlbergs*. In: Ender, Markus/Fürhapter Ingrid/Kathan, Iris/Leitner, Ulrich/Siller, Barbara (Hrsg.): *Landschaftslektüren. Lesarten des Raums von Tirol bis in die Po-Ebene*. Bielefeld: transcript 2017, S. 326–347.
- Leitner, Ulrich: *Der Blick durch das Schlüsselloch. Raum-Schaffen zwischen Erinnerung und ihrer narrativen Erfassung*. In: Engel, Birgit/Peskoller, Helga/Westphal, Kristin/Böhme, Katja/Kosica, Simone (Hrsg.): *räumen – Raumwissen in Natur, Kunst, Architektur und Bildung (Räume in der Pädagogik)*. Weinheim: Beltz Juventa 2018a, S. 196–213.
- Leitner, Ulrich: *Medikalisierte Kindheitsräume – Raumentwürfe im medikopädagogischen Feld. Oder: Was uns ein Bidet über die Medikalisierung von Kindheit zu sagen hat*. In: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin*, 16 (2018b), S. 147–161.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Barbara Budrich 2004.
- Mair, Christiane: *Negative Kontrolle und ihre Auswirkungen auf das Erleben verwahrloster weiblicher Jugendlicher in einer geschlossenen Fürsorgeerziehungsanstalt*. Dissertation Universität Salzburg. Salzburg: o.V. 1974.
- Pankhofer, Sabine: *Freiheit hinter Mauern. Mädchen in geschlossenen Heimen*. Weinheim: Juventa 1997.
- Peters, Friedhelm: *Strafe und Heimerziehung*. In: Colla, Herbert E./Gabriel, Thomas/Spencer, Millham/Müller-Teusler, Stefan/Winkler, Michael (Hrsg.): *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa*. Neuwied: Luchterhand 1999, S. 931–943.
- Peters, Helge: *Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die «pathologische» Definition ihrer Adressaten*. In: *Soziale Passagen*, 2 (2010), S. 113–123.

- Pichler, Dora: Einflüsse der Kriegs- und Nachkriegszeit auf Kinder und Jugendliche. Dissertation, Universität Innsbruck. Innsbruck: o.V. 1950.
- Ralser, Michaela/Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia/Jost, Christine/Leitner, Ulrich/Reiterer, Martina: Heimkindheiten. Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg. Bozen: StudienVerlag 2017.
- Ralser, Michaela/Ulrich, Leitner/Guerrini, Flavia: «Man könne nicht erziehen, den man nicht habe». Das Diktat der Anwesenheit als Konstante freiheitsentziehender Massnahmen der Jugendfürsorge. In: Neuber, Anke/Zahradnik, Franz (Hrsg.): Geschlossene Institutionen – geschlossene Gemeinschaften (Soziale Probleme – soziale Kontrolle). Weinheim: Juventa 2019, S. 42–65.
- Ribolits Erich/Zuber Johannes: Vorwort. In: Ribolits, Erich/Zuber, Johannes (Hrsg.): Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Schulheft, 116 (2004), S. 6f.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. Frankfurt am Main: Campus 1995.
- Rosenthal, Gabriele: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim: Juventa 2008.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): Pädagogisierung (Wittenberger Gespräche 1). Halle an der Saale: o.V. 2013.
- Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1955.
- Schmidt, Heike: Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgeerziehung. Opladen: Barbara Budrich 2002.
- Schreiber, Horst: Zwischen Kaiser und «Führer». Schwaz in der ersten Republik 1918–1934. In: Alexander, Helmut, et al. (Hrsg.): Schwaz. Der Weg einer Stadt. Innsbruck: o.V. 1999, S. 47–107.
- Schreiber, Horst: Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Innsbruck: StudienVerlag 2010.
- Schreiber, Horst: Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck. Innsbruck: StudienVerlag 2015.
- Schütze, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Bielefeld: o.V. 1977.
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 1 (1983), S. 283–293.

Die Autorin und der Autor

Flavia Guerrini, PhD,

Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck

E-Mail: flavia.guerrini@uibk.ac.at

Dr. Ulrich Leitner,

Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck

E-Mail: ulrich.leitner@uibk.ac.at

9
sonnenbäder,
obst, gemüse und
Alkoholabstinenz

9. Sonnenbäder, Obst, Gemüse und Alkoholabstinenz

Pädagogisierung des «gesunden Lebens» in Schweizer Landerziehungsheimen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Der Beitrag nimmt mehrere Schweizer Landerziehungsheime zum Ausgangspunkt und fragt danach, inwiefern diese an reformpädagogischen Ansätzen¹ orientierten Bildungsinstitutionen als Orte verstanden werden können, wo Kinder und Jugendliche befähigt werden sollten, ein «gutes Leben» zu führen.² Ein «gutes Leben» wird dabei gleichgesetzt mit einem «gesunden Leben». Von besonderem Interesse sind die folgenden Fragen: Welchen Aspekten des «gesunden Lebens» wurde in den Landerziehungsheimen im Laufe der Zeit Beachtung geschenkt? Wie wurde das «gesunde Leben» pädagogisiert?

Die Vertreterinnen und Vertreter der Reformpädagogik verstanden ihre Reformansätze als Bruch mit der Schule, wie sie sich in den meisten europäischen Staaten und in den USA im Verlaufe des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Die reformpädagogischen Ansätze und die gemäss diesen Ansätzen geschaffenen Bildungsinstitutionen – zu denen die Landerziehungsheime zählten – sollten bewusst etwas Neues sein, sie sollten sich abkehren von der existierenden, staatlichen Schule, die als «Drill- und Paukschule» angesehen wurde. Die Reformpä-

1 «Reformpädagogik» ist kein zeitgenössischer Begriff, sondern eine nachträgliche historiografische Bezeichnung «für sehr divergente Reformgruppen und Reformkonzepte, die seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gegen die absehbaren Schäden und Schwächen des sich entwickelnden staatlichen Bildungssystems oder im Weiteren der bürgerlichen Gesellschaft opponierten» (Oelkers 2010, S. 787).

2 Der vorliegende Beitrag basiert auf der überarbeiteten Fassung meiner Dissertationsschrift, die 2016 bei transcript erschienen ist (Hofmann 2016, vgl. insbesondere Kapitel 7).

dagoginnen und Reformpädagogen kritisierten die Volksschule als reine «Kopfschule», die lediglich Wissen vermittele, ohne Menschen zu bilden, und forderten insbesondere einen «kindgemässen» Unterricht, der sich an neuen didaktischen Konzepten (z.B. Freiarbeit, Tages-, Wochen-, Semester- oder Jahrespläne, Projekt- und Werkstattunterricht) orientieren sollte.³ «Schüleraktivität war unterrichtsdiaktische Maxime und oberstes pädagogisches Prinzip für das Lehren und Lernen.»⁴ Der Unterrichtsablauf sollte deshalb vom Kind und nicht von der Lehrperson ausgehen. Zugleich setzten sich die Reformpädagogen und -pädagoginnen für eine Aufwertung praktischer Tätigkeiten gegenüber intellektueller Beschulung ein.⁵ Dieses Bestreben wurde mit den Schlagworten «Arbeitsschule», «Arbeitspädagogik» oder «Arbeitserziehung» belegt und spielte gerade für die Landerziehungsheime eine zentrale Rolle.

Reformpädagogik war in erster Linie eine spezifische Art und Weise, wie über Erziehung und Unterricht gesprochen respektive geschrieben wurde. Die Reformpädagogen und -pädagoginnen machten sich bestimmte Themen zu eigen und diskutierten sie in ihren programmatischen Schriften, in Werbebroschüren, Briefen, Zeitschriften und Büchern. Zu diesen Themen gehörten unter anderem «Natur», «Ganzheit», «Selbsttätigkeit», «Entwicklung», «Kindzentrierung» und «Freiheit».⁶ Der reformpädagogische Diskurs war dabei keinesfalls auf die reformpädagogischen Bildungsinstitutionen beschränkt, sondern betraf genauso die öffentliche Schule und auch die Ausbildung der Lehrpersonen. Was die Wünschbarkeit einer Reform von Schule und Unterricht angeht, bestand weitgehend Konsens, kaum jemand verteidigte die «Drill- und Paukschule». Entsprechend begannen die Volksschullehrkräfte auch, reformpädagogische Postulate in ihren Unterricht aufzunehmen und didaktisch-methodische Neuerungen in den Schulalltag zu integrieren.⁷ Die pädagogischen Theorien der «aktiven Schule» trugen in der Zwischenkriegszeit zudem zu einer Neudefinition der Schulkhäuser bei.⁸

3 Vgl. Grunder 1987, S. 44; Grunder 2010a.

4 Grunder 2010a, S. 113.

5 Vgl. Wicki/Imlig/Kull 2008; Gonon 2010, S. 69–72; Kull 2012.

6 Vgl. dazu auch die Auflistung der reformpädagogischen Leitideen und Diskurse im Inhaltsverzeichnis des Handbuchs von Keim und Schwerdt (2013, S. 5).

7 Grunder 2010b, S. 873.

8 Ein neuer Typus war die sogenannte Pavillonschule: ein System kleiner, in Gruppen angeordneter Gebäude. Die Pavillonschule sollte einen Gegensatz bilden zu den Grossbauten, die vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden waren und als «Schulkasernen» kritisiert wurden. Die Klassenräume wurden nun einseitig an einem breiten Korridor aufgereiht, der dem Spiel- und Bewegungsdrang der Kinder Platz bieten sollte. Die Inneneinrichtung wurde flexibler, die Stühle wurden nicht mehr mit den Tischen verbunden, und die Möbel waren verschiebbar (Schneeberger 2005, S. 37f.; Schneider 2008, S. 83f.; Heller 2012, S. 220; vgl. auch Kemnitz 2008; Helfenberger 2013).

Verglichen mit der staatlichen Schulentwicklung, waren Schulen, die explizit als reformpädagogische Bildungsinstitutionen ausgeschrieben wurden, zahlenmässig marginal. Diese Schulprojekte waren jedoch «viel diskutiert und publizistisch auffällig»,⁹ das heisst, die durch sie repräsentierte Reformpädagogik entfaltete, wie Jürgen Oelkers dargelegt hat, vor allem eine «rhetorische Wirksamkeit»¹⁰ – man könnte auch sagen: diskursive Wirkmächtigkeit.

Zu den bekannten reformpädagogischen Projekten zählten insbesondere die Landerziehungsheime oder *Écoles Nouvelles* respektive *New Schools*, die seit dem späten 19. Jahrhundert in England, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und anderen europäischen Ländern entstanden.¹¹ Die Landerziehungsheime waren private Gründungen ohne staatliche Subventionen, entsprechend war ihr Besuch einer zahlungskräftigen Bevölkerungsschicht vorbehalten. Die ersten Landerziehungsheime in der Schweiz wurden an der Wende zum 20. Jahrhundert gegründet. Als Vorbild galt ihnen insbesondere die von Cecil Reddie (1858–1932) 1889 im nordenglischen Derbyshire eröffnete *New School of Abbotsholme*.¹²

1. Landerziehungsheime in der deutschsprachigen Schweiz

Für den vorliegenden Beitrag sind fünf Landerziehungsheime in der deutschsprachigen Schweiz von Interesse: Grünau, Schloss Glarisegg, Schloss Kefikon, Hof Oberkirch und Albisbrunn.¹³ 1899 übernahm Huldreich Looser (1869–1929), der das Entstehen bekannter Landerziehungsheime in England und Deutschland (Abbotsholme, Bedales, Ilsenburg) verfolgt hatte, von seinem Vater die Leitung der Privatschule Grünau in Wabern bei Bern, die seit 1867 bestand.¹⁴ Hans-Ulrich Grunder sieht in diesem Direktionswechsel den Schlusspunkt einer «allmähliche[n] Verwandlung eines Heims für Knaben in eine alle Eigenschaften eines Landerziehungsheimes aufweisende Internatsschule».¹⁵ Als erste re-

9 Oelkers 2010, S. 788.

10 Oelkers 2010, S. 788; vgl. auch Oelkers 2005, S. 93–149.

11 Vgl. Oelkers 2005, S. 164–174; Lischewski/Fengler 2018. Weitere Reformschulmodelle, die sich jedoch erst nach dem Ersten Weltkrieg auszubreiten begannen, sind diejenigen von Rudolf Steiner (1861–1925), Maria Montessori (1870–1952) und Peter Petersen (1884–1952) (Lischewski/Fengler 2018, S. 229).

12 Grunder 2008, S. 573; Oelkers 2010, S. 790.

13 Zu weiteren Landerziehungsheimen der deutschsprachigen Schweiz verlief die Quellensuche erfolglos. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang das 1915 von Friedrich Grunder (1880–?) ins Leben gerufene Landerziehungsheim Schloss Hallwyl in Seengen (AG) (vgl. Grunder [1914]; Grunder 1916, S. 204), das 1920 von Wilhelm Pfister (1879–?), ehemals Lehrer im Hof Oberkirch, gegründete Landerziehungsheim Oberägeri (vgl. o.A. 1927, S. 11), das katholische Landerziehungsheim Stella Alpina in Amden (vgl. o.A. 1916) sowie das Landerziehungsheim Zugerberg (vgl. o.A. 1917).

14 Grunder 1997, S. 294; vgl. auch Looser 1899/1900a, o.S.

15 Grunder 1990, S. 184. Die Geschichte der Grünau als Landerziehungsheim begann spätestens 1898. In diesem Jahr führte Looser, der 1896 als Mitarbeiter seines Vaters den Schuldienst aufgenommen hatte, eine neue Tagesordnung ein, wie sie auch in anderen Landerziehungsheimen üblich war (Grunder 1997, S. 294); zur Grünau vgl. auch Grunder 1987, S. 68–80; Grunder 1990.

formpädagogische Neugründung in der deutschsprachigen Schweiz gilt das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg, das 1902 von Werner Zuberbühler (1872–1942) und Wilhelm Frei (1872–1904) im thurgauischen Steckborn eröffnet wurde.¹⁶ 1906 folgten Schloss Kefikon in Islikon (TG), begründet durch August Bach (1869–1950),¹⁷ und 1907 Hermann Toblers (1872–1933) Hof Oberkirch in Kaltbrunn (SG).¹⁸ 1924 wurde durch eine Schenkung des Winterthurer Kaufmanns Alfred Reinhart (1873–1935) die Stiftung Albisbrunn errichtet,¹⁹ und Heinrich Hanselmann (1885–1960) wurde Leiter des gleichnamigen Landerziehungsheims, das 1925 in Hausen am Albis (ZH) eröffnet wurde.²⁰ Albisbrunn nahm innerhalb der Schweizer Landerziehungsheime insofern eine besondere Stellung ein, als sich diese Institution an eine spezifische Klientel richtete: Aufgenommen werden sollten ausschliesslich sogenannt schwererziehbare und psychopathische Knaben.²¹ Hanselmann war zugleich Direktor des 1924 eröffneten Heilpädagogischen Seminars (HPS) in Zürich, und Albisbrunn sollte als Ort der praktischen Ausbildung für angehende Erzieherinnen und Erzieher dienen, den Studentinnen und Studenten des HPS also ein «Übungsfeld» eröffnen.²² Die Landerziehungsheime in der deutschsprachigen Schweiz waren alle als Knabenschulen konzipiert. Gleichwohl nahmen sie vereinzelt auch Mädchen auf. Im Schloss Glarisegg besuchten die Töchter der «eigenen Familien», das heisst der Lehrkräfte und der Direktion, den Unterricht.²³ 1920 wurde die Koedukation beschlossen, und in der Folge wurden auch externe Schülerinnen aufgenommen.²⁴ Im Hof Oberkirch wurden ab 1915 Mädchen unterrichtet. Hingegen gelang es nicht, wie eigentlich geplant, eine Mädchenabteilung einzurichten.²⁵ Die Landerziehungsheime Grünau, Schloss Glarisegg, Schloss Kefikon, Hof Oberkirch und Albisbrunn veröffentlichten verschiedene Schriften wie zum Beispiel Schulprogramme und mehrseitige Prospekte. Letztere wurden zumeist von den Direktoren persönlich verfasst und dienten vornehmlich Werbezwecken. Sie richteten sich an Eltern, die für ihre Kinder eine alternative Schulform suchten, und an weitere interessierte Personen. Die Grünau, Schloss Glarisegg und Hof Ober-

16 Paul Oetli (1872–1952), Professor an der Handelshochschule St. Gallen und 1922–1928 Präsident der Genossenschaft des Landerziehungsheims Hof Oberkirch, bezeichnete Schloss Glarisegg als «[e]rste[s] schweizerische[s] Landerziehungsheim» (o.A. 1933, S. 9); zum Schloss Glarisegg vgl. auch Grunder 1987, S. 51–67.

17 Vgl. Grunder 1987, S. 97–109.

18 Zum Hof Oberkirch vgl. Grunder 1987, S. 81–96.

19 Vgl. o.A. [1937], S. 42–48.

20 O.A. [1926], S. 3.

21 SNB V Zürich 24262, o.S.: 14.3.1930 – Basar-Verkauf zugunsten des Landerziehungsheims Albisbrunn.

22 Heese 2007, S. 105; Lussi Borer 2011, S. 282; Moser 2012, S. 270.

23 Zuberbühler 1920, S. 247.

24 Streiff 1920, S. 278.

25 Tobler 1915, S. 19; Tobler 1927, S. 5.

kirch gaben zudem Periodika (sogenannte Hauszeitschriften) heraus, die über einen Zeitraum von mehreren Jahren oder sogar Jahrzehnten erschienen.²⁶ Diese Hauszeitschriften waren an die Schüler, die Ehemaligen, Eltern, Lehrpersonen sowie ein weiteres interessiertes Publikum gerichtet. Die Zeitschriften stellten in erster Linie Sprachrohre der Heime dar. Die Kinder und Jugendlichen kamen mit eigenen Texten, Zeichnungen und Ankündigungen zu Wort. Daneben waren die Hefte aber vor allem auch Podien für die amtierenden Direktoren. Die Leiter äusserten darin ihre Gedanken zu Tagesaktualitäten im Heim, publizierten kurze, pädagogisch ausgerichtete Texte oder längere Rückschau auf ihre Arbeit und das Leben im Internat. Lehrkräfte dienten den Redakteuren als Berichterstatte zu Exkursionen oder Reisen. Ausgetretene Schüler fanden ihre der Zeitschrift zur Verfügung gestellten Erlebnisse in der Rubrik «Aus dem Leben Ehemaliger» wieder. Einen wichtigen Platz nahm in allen Zeitschriften die Berichterstattung über die Ein- und Austritte von Schülern und Lehrpersonen ein. Sie wurden gewissenhaft vermerkt, die zukünftige Tätigkeit der betreffenden Personen wurde umschrieben oder ihre getane Arbeit gewürdigt.²⁷ Schloss Kefikon und Albisbrunn gaben keine Hauszeitschriften heraus (zumindest sind keine solchen bekannt). Albisbrunn veröffentlichte stattdessen alljährlich einen rund dreissigseitigen gedruckten Bericht.²⁸ Diese Jahresberichte enthielten hauptsächlich die Berichterstattungen des Direktors zu den Geschehnissen im Heim, ferner Namenslisten der Stiftungsrats- und Betriebsausschussmitglieder und die Jahresrechnungen. Sie richteten sich in erster Linie an die Eltern der Schüler und nicht zuletzt an (potenzielle) Sponsoren. So erfolgte 1931 ein Aufruf an die «Freunde des Landerziehungsheims», Albisbrunn finanziell zu unterstützen.²⁹ Vor dem Hintergrund, dass die Landerziehungsheime immer wieder mit Geldproblemen zu kämpfen hatten,³⁰ ist ein solcher Aufruf wenig erstaunlich.

Aus den genannten Publikationen, welche die Quellengrundlage für diesen Beitrag bilden, lässt sich rekonstruieren, wie sich die Landerziehungsheime nach aussen präsentierten respektive wie sie wahrgenommen werden wollten. An-

26 Das Institut Grünau publizierte ab 1897 das «Grünau Echo», Schloss Glarisegg gab ab 1917 in gedruckter Form die «Glarisegger Zeitung» heraus – zuvor war diese mit der Schreibmaschine vervielfältigt worden (Orelli 1917, S. 2) –, und vom Hof Oberkirch erschien seit 1914 die «Hof Zeitung». Das «Grünau Echo» erschien bis 1900 einmal pro Monat, dann vergrösserten sich die Abstände zwischen den einzelnen Nummern (Grunder 1990, S. 193f.). Die «Glarisegger Zeitung» wurde pro Quartal einmal verteilt, die «Hof Zeitung» dreimal jährlich.

27 Grunder 1987, S. 168f.

28 Der erste Bericht, der das Eröffnungsjahr 1925 Revue passieren liess, erschien 1926 (vgl. o.A. [1926]).

29 SNB V Zürich 24262, o.S.: 1931 – An die Freunde des Landerziehungsheim Albisbrunn.

30 Vgl. z.B. Zuberbühler 1920, S. 246; Grunder 1987, S. 172. Auch den Gründer des ersten deutschen Landerziehungsheims Ilsenburg, Hermann Lietz (1868–1919), plagten immer wieder finanzielle Probleme (vgl. Andreesen 1934, S. 132f., 144f.; Badry 1976, S. 208).

schliessend an die einleitenden Ausführungen zur diskursiven Wirkmächtigkeit der Reformpädagogik, lassen sich in diesen Texten ganz bestimmte Themen und damit eine spezifische Art und Weise, wie über die Landerziehungsheime geschrieben wurde, finden. Dabei spielt das «gute» respektive «gesunde Leben» eine zentrale Rolle.³¹

2. Das «gesunde Leben» in den Landerziehungsheimen

In den Hauszeitschriften, Schulprogrammen und Prospekten wurde immer wieder auf die gesunde Lebensweise hingewiesen, die in den Landerziehungsheimen eine Selbstverständlichkeit sei. Die Heime wurden zu Orten der Gesundheit stilisiert. Die Direktoren wiesen auf den vorzüglichen Gesundheitszustand der Schüler hin und führten diesen auf die Lebensumstände in ihren Institutionen zurück. In der Quellenanalyse lassen sich nicht nur bestimmte Themen rekonstruieren, die für die Positionierung der Heime in gesundheitlicher Hinsicht wichtig waren, sondern es zeigen sich auch enge Bezüge zu lebensreformerischen Konzepten.

Als besonders gesundheitsförderlich priesen die Direktoren die Lage der Landerziehungsheime. Das Institut Grünau befinde sich «am Fuss des waldreichen Gurten, in stiller, gesunder Gegend».³² Schloss Glarisegg zeichne sich aus durch «[d]ie herrliche Lage am See, die weiten Wälder und die unberührte Stille».³³ Schloss Kefikon «erhebt sich am Ende des gleichnamigen sauberen Bauerndörfchens, im stillen freundlichen Hügelland zwischen Frauenfeld und Winterthur».³⁴ Wie die Lage wurde auch die Infrastruktur der Heime als der Gesundheit zuträglich angepriesen. Die Direktoren betonten etwa, dass die Heime mit einer Zentralheizung ausgestattet seien, damit die Zimmer in der kalten Jahreszeit «auf die beste und angenehmste Art» erwärmt werden könnten.³⁵ In diesen Beschreibungen von geografischer Lage und Infrastruktur der Heime spielten die Elemente Licht, Luft und Wasser eine wichtige Rolle. Als «klimatisch vorzüglich»³⁶ wurde etwa die Lage des Hofes Oberkirch gelobt. Das Landerziehungsheim sei «[r]ingsum frei an sonniger, aussichtsreicher Südhalde gelegen».³⁷ Im Fall von Albisbrunn wurden «die Höhenlage und die klare, sonnige Luft»³⁸ hervorgehoben. Das Glarisegger Schlossgebäude wurde beschrieben

31 Die hier analysierten Quellen sagen jedoch nur bedingt etwas darüber aus, inwiefern das (von den Direktoren) propagierte «gesunde Leben» auch tatsächlich dem Alltag im Landerziehungsheim entsprach. Um eine Antwort auf diese Frage geben zu können, müssten andere Quellen konsultiert werden.

32 [Looser] o.J., S. 1.

33 Bässler 1945, S. 11.

34 [Bach-Halter] [1908], S. 18.

35 Frei/Zuberbühler 1902, S. 44; vgl. auch [Looser] o.J., S. 1; [Tobler] [1907], S. 18; [Bach-Halter] [1908], S. 19.

36 [Tobler] [1907], S. 17.

37 [Tobler] [1907], S. 17f.

38 O.A. [1929], S. 18.

als «massiver, würfelförmiger Bau, dessen hohe, lichte Zimmer [...] in keiner Weise hinter den modernen Anforderungen an gute Schulräume zurückstehen». ³⁹ Da es sich beim Schloss Glarisegg um einen Bau aus dem späten 18. Jahrhundert handelte, scheint der Verweis auf die «Modernität» der Räumlichkeiten besonders wichtig gewesen zu sein. «[W]arme Bäder und Douchen» gehörten zur Einrichtung, schrieben die Glarisegger Direktoren Frei und Zuberbühler 1902. ⁴⁰ Ausserdem dürfe es «[a]n frischem, klarem Trinkwasser» ⁴¹ nicht fehlen: «[E]in laufender Brunnen im Hof, ein Springbr[u]nnen im Garten, und endlich die Wasserversorgung in verschiedenen Räumen des Hauses stellen dieses notwendige Lebelement in Fülle zur Verfügung.» ⁴²

Diese Beschreibungen der Schulgebäude und ihrer Umgebung sind nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Lebensreformbewegung zu verstehen. Der Stellenwert, den die Elemente Licht, Luft und Wasser sowohl in den Beschreibungen der Direktoren als auch in der lebensreformerischen Naturheilbewegung einnahmen, verdeutlicht den engen Zusammenhang, der zwischen der Reformpädagogik respektive den Landerziehungsheimen und der Lebensreformbewegung bestand. ⁴³ Reformpädagogische Ansätze waren von lebensreformerischen Ideen durchdrungen, umgekehrt haben Lebensreformer und -reformerinnen in ihren Erziehungsvorstellungen auf reformpädagogische Überlegungen zurückgegriffen. So ist etwa auch die Bezeichnung «Landerziehungsheim» ohne die zeitgenössische Furcht vor sogenannten Zivilisationsschäden, die zur lebensreformerischen Forderung nach einer «naturgemässen» Lebensweise führte, nicht zu verstehen. ⁴⁴

Als Begriff entstand «Lebensreform» im späten 19. Jahrhundert, als Bewegung strebte sie eine «grundsätzliche Erneuerung der gesamten Lebensweise» an, um der «fortschreitenden Gesundheitsminderung des modernen Menschen» entgegenzuwirken. ⁴⁵ Das «gesündere Leben» war der Grundgedanke der Lebensreformbewegung. ⁴⁶ Verschiedene Reformmassnahmen, zu denen Naturheilkunde,

39 Frei/Zuberbühler 1902, S. 44.

40 Frei/Zuberbühler 1902, S. 44; vgl. auch [Tobler] [1907], S. 18; [Bach-Halter] [1908], S. 19.

41 Frei/Zuberbühler 1902, S. 45.

42 Frei/Zuberbühler 1902, S. 45.

43 Vgl. Skiera 2010, S. 83–89. Einige Autoren gehen sogar so weit, die Reformpädagogik als einen von vier Schwerpunkten der «Lebensreform im engeren Sinne» (Skiera 2010, S. 83) zuzuordnen.

44 Krabbe 1998a, S. 73; Skiera 2010, S. 83.

45 Krabbe 1998a, S. 73.

46 Vgl. Fritzen 2002.

(Frei-)Körperkultur, Kleidungs- und Ernährungsreform zählten, hatten das gemeinsame Ziel, Krankheiten vorzubeugen oder sie zu heilen.⁴⁷

Für die lebensreformerische Naturheilbewegung hatten Licht (Sonne), Luft und Wasser eine grosse Bedeutung. Sich diesen Elementen auszusetzen, wurde seit dem 19. Jahrhundert wegen deren stärkenden und antiseptischen Werts empfohlen.⁴⁸ Ein Pionier der Naturheilkunde war der Schweizer Laienpraktiker Arnold Rikli (1823–1906). Seine Therapieansätze wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts von den Gründern des lebensreformerischen Zentrums auf dem Monte Verità in Ascona aufgenommen. Mit sogenannten Luftkuren und Sonnenbädern sollten die Gäste zu einem «naturgemässen» Leben geführt werden.⁴⁹ Rikli erlangte unter dem Namen «Sonnendoktor» Berühmtheit. Mit seinen Luft-Licht-Therapien wurde er auch zum Wegbereiter der Freikörperkultur. Die Vertreter und Vertreterinnen der Freikörperkultur wollten die «natürliche» Nacktheit im Gegensatz zu den als rigide erachteten bürgerlichen Kleidungs Vorschriften betonen (Befreiung von gesellschaftlichen «Zwängen»).⁵⁰ Eng damit verbunden war die Forderung nach sogenannter Reformkleidung, die mehr Bewegungsfreiheit gestatten und aus ethisch vertretbaren Materialien gefertigt werden sollte.⁵¹ Darüber hinaus propagierten die Lebensreformer und -reformerinnen eine Ernährungsreform, welche die folgenden Grundsätze beinhaltete: eine starke Einschränkung des Fleischkonsums oder gar den Verzicht auf Fleisch; den Verzehr von möglichst «naturbelassenen», frischen und unverarbeiteten Lebensmitteln (insbesondere frisches Obst und Gemüse); die Einschränkung von Genussmitteln (besonders Alkohol); einen stark verminderten Zuckerkonsum.⁵²

Als wichtig für die Gesundheit der Schulkinder erachteten die Direktoren neben der Lage und der Infrastruktur der Heime auch die körperliche Ertüchtigung. Dabei spielte für die Landerziehungsheime der deutschsprachigen Schweiz nicht zuletzt das Vorbild der englischen Heime eine Rolle. Englische Sportarten,

47 Krabbe 1998a, S. 74. Die hier vorgenommene Auflistung von Reformprojekten ist nicht abschliessend; als weitere Projekte wären zum Beispiel Siedlungs- oder Wohnreform zu nennen – auch hier liessen sich Bezüge zu den Landerziehungsheimen herstellen. Zur Siedlungsreform vgl. den Beitrag von Daniel Burkhard in diesem Band.

48 Heller 2007, S. 569; vgl. auch Krabbe 1998b; Stolberg 2004.

49 Schwab, 2009, S. 678; Seiler 2010, S. 100; vgl. auch Schwab 2003.

50 Weibel 2005, S. 776f.; vgl. auch Koerber 1998; Merta 2003; Klose-Lewerentz 2013.

51 Ein Hauptangriffspunkt der Kleidungsreformer und -reformerinnen war das Korsett. Dieses erschwerte den Frauen die Atmung erheblich, alle grösseren Anstrengungen waren unmöglich, die Verdauungsorgane wurden eingezwängt, und die Frauen fielen häufig in Ohnmacht. Um 1900 wurde als Alternative das sogenannte Reformkleid entwickelt. Es fiel lose von den Schultern herab, ohne die Taille einzuschneiden. Die Ärmel waren weit geschnitten. Dieses Kleid stiess jedoch auf Kritik und erlangte unter dem unvoreilhaftesten Namen «Reformsack» Bekanntheit (vgl. Ellwanger/Meyer-Renschhausen 1998; Welsch 2003; Ober 2005; Ganzenbacher 2009; Ackermann 2013).

52 Vgl. z.B. Baumgartner 1998, S. 118.

allen voran Fussball, wurden in der Grünau, im Schloss Glarisegg und dem Hof Oberkirch propagiert und betrieben. Aus volkstümlichen Vorläufern hatte sich um 1850 in englischen Schulen das moderne Fussballspiel entwickelt, das sich in den Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten englischen Landerziehungsheimen grosser Beliebtheit erfreute.⁵³ In der Schweiz hatte der Fussball in jener Zeit Widerstände seitens der Lehrerschaft, der Kirche, der Behörden und der Eltern zu überwinden.⁵⁴ Entsprechend setzten sich die Landerziehungsheimleiter gegen den «beliebte[n] Vorwurf», das Spiel sei «gefährlich und roh», zur Wehr.⁵⁵ Die Schloss-Glarisegg-Direktoren Frei und Zuberbühler verteidigten die Sportart in ihrem Schulprogramm aus dem Jahr 1902: «Der Vorwand, dass Fussball gefährlich sei, ist nicht stichhaltig. Wir wollen Spiele, die Gewandtheit, Kraft und Mut erfordern, weil wir die Jugend gewandt, kräftig und mutig haben möchten.»⁵⁶ Mit der Propagierung des Fussballs nahmen die Heimleiter in der Schweiz eine Vorreiterrolle ein. Die physische Erziehung in der öffentlichen Schule blieb zunächst der Tradition des Turnens verhaftet, dem sowohl in körperlicher als auch in charakterlicher Hinsicht erziehende Eigenschaften zugeschrieben wurden, und öffnete sich gegenüber der englischen Sporttradition nur sehr zögerlich.⁵⁷ Vergleichbares galt aber nicht bloss für die Schule: Das Fussballspiel wandelte sich erst in den 1920er- und 1930er-Jahren zum Volks- und Massensport.⁵⁸

Auch im Zusammenhang mit der körperlichen Ertüchtigung waren die Elemente Licht, Luft und Wasser zentrale Aspekte. Sonnen- und Luftbäder, verbunden mit Gymnastik und Atemübungen, die ebenso innerhalb der lebensreformerschen Naturheilbewegung als gesundheitsförderlich galten, wurden von den Direktoren als «dem jugendlichen Organismus ausserordentlich zuträglich»⁵⁹ erachtet und nicht nur für die warmen Monate propagiert.⁶⁰ Die Schüler der Landerziehungsheime sollten ausserdem regelmässig schwimmen und baden. Schloss Glarisegg lag direkt am Bodensee und verfügte über einen eigenen Badeplatz. Hier wurde seit der Eröffnung des Heims im Jahr 1902 nackt gebadet. 1920 wurde diese Praxis jedoch (vorläufig) beendet, weil sich ein anonymes Kläger in einem Schreiben an die Behörden beschwerte, das Nacktbaden im Schloss

53 Vgl. z.B. die Ausführungen von Frei zum Fussballspiel im Landerziehungsheim Abbotsholme (Frei 1902, S. 30).

54 Lutz 2006, S. 43.

55 [Looser] 1899/1900b, S. 9.

56 Frei/Zuberbühler 1902, S. 52.

57 Vgl. Giuliani 2001; Bussard 2007; Kern 2009; Brühwiler 2017.

58 Lutz 2006, S. 43.

59 [Bach-Halter] [1920], o.S.

60 Vgl. [Bach-Halter] [1920], o.S.; Zuberbühler 1920, S. 251f.; [Tobler] 1925, S. 18.

Glarisegg sei ein «öffentliches Aergernis». ⁶¹ Der Beschwerde wurde stattgegeben und im Landerziehungsheim «mit Bedauern», wie Direktor Zuberbühler festhielt, «die Einführung der Badehose» angeordnet. ⁶² Später wurde eine Hecke gepflanzt, und als diese die nötige Höhe erreicht hatte, konnten die Glarisegger «wieder ungestört nackt baden». ⁶³

Die körperliche Ertüchtigung sollte im Stundenplan der Landerziehungsheime ihren festen Platz erhalten. Direktor Looser schrieb zur neuen Tagesordnung, die er 1898 im Institut Grünau eingeführt hatte: «Wir verlegen den wissenschaftlichen Unterricht so viel wie möglich auf den Vormittag, widmen den Nachmittag der körperlichen Betätigung [...]» ⁶⁴ Im Laufe der Zeit führten mehrere Landerziehungsheime eine «Sportpause» in den Morgenstundenplan ein. ⁶⁵ Und auch in der Freizeit werde «fleissig gespielt, gewandert, geradelt, und im Winter von Schlitten, Schlittschuhen und Ski ausgiebig Gebrauch gemacht», wie Direktor Bach für Schloss Kefikon betonte. ⁶⁶ Zur körperlichen Ertüchtigung zählten in den Landerziehungsheimen ebenso handwerkliche Tätigkeiten und Gartenarbeit. Auch diese Aktivitäten sollten im Tagesablauf ihren festen Platz erhalten. Hier kommt das einleitend angesprochene arbeitspädagogische Bestreben, praktische Tätigkeiten gegenüber intellektueller Beschulung aufzuwerten, deutlich zum Ausdruck. Körperliche Arbeit wurde zudem als etwas dargestellt, was die Schüler freiwillig und gerne täten, wie etwa eine Bemerkung Heinrich Hanselmanns aus dem Jahr 1926 verdeutlicht: «So dürfen wir es von Tag zu Tag neu erleben, dass unsere Buben und Lehrlinge tatsächlich arbeiten wollen und viel arbeiten, dass sie oft von ihren Freizeitarbeiten geradezu weggeholt und ins Bett geschickt werden müssen.» ⁶⁷

Im Tagesablauf der Landerziehungsheime sollte nicht bloss der körperlichen Ertüchtigung, sondern auch der Erholung der Schüler, das heisst vor allem dem Schlaf, «genügend Zeit eingeräumt» werden. ⁶⁸ In einer Übersicht zum «Tageswerk» im Glarisegger Schulprogramm von 1902 waren 9,5 Stunden Schlaf veranschlagt. ⁶⁹ Die Nachtruhe diene nach Ansicht der Heimleiter als Präventivmittel gegen die «vielbesprochene Nervosität und Schlaffheit mancher Schüler». ⁷⁰

61 Zuberbühler 1920, S. 248.

62 Zuberbühler 1920, S. 248.

63 Goldschmidt 1935, S. 52.

64 [Looser] 1897/98, o.S.

65 Vgl. [Bach-Halter] [1920], o.S.; o.A. 1923, S. 460f.; Schoch 1942, S. 44.

66 [Bach-Halter] [1920], o.S.

67 Hanselmann [1926], S. 10.

68 Frei/Zuberbühler 1902, S. 7.

69 Frei/Zuberbühler 1902, S. 50.

70 [Tobler] [1907], S. 15.

Nervosität galt um 1900 nicht nur als Zeichen der Zeit,⁷¹ sondern wurde auch als «Schulkrankheit», das heisst als durch den Schulbesuch verursachtes Leiden, angesehen.⁷²

Fester Bestandteil des Tagesablaufs waren ausserdem die Mahlzeiten. Im Schloss Glarisegg gehöre «die gute und reichliche Ernährung zur Tradition», betonten die Heimleiter Frei und Zuberbühler.⁷³ Eine solche Ernährungsweise sei «eine notwendige Voraussetzung richtiger Pflege des leiblichen Lebens [...], vor allem bei dem im Wachstum sich befindlichen Kinde».⁷⁴ Hier zeigt sich erneut der enge Zusammenhang von Reformpädagogik und Lebensform. Die von den Landerziehungsheimen propagierten Grundsätze zu Essen und Trinken waren weitgehend deckungsgleich mit den ernährungsreformerischen Forderungen. Die Direktoren betonten in ihren Berichten, wie «gesund» die Lebensmittel seien, welche die Schüler zu sich nähmen.⁷⁵ Die Speisepläne würden vor allem «sehr viel Gemüse, Obst, Salate, wenig Fleisch»⁷⁶ sowie Brot und Milch⁷⁷ beinhalten. Fleischlose Tage oder sogar gänzlicher Verzicht auf Fleisch wurden in allen Landerziehungsheimen propagiert und gelebt.⁷⁸ Direktor Hanselmann empfahl den Albisbrunner Schülern die vegetarische Lebensweise speziell im Fall der «Blutübersäuerung».⁷⁹ Weiter sollte die Ernährung in den Landerziehungsheimen zuckerarm sein. Die Eltern waren deshalb angehalten, «Zusendungen von Naschwerk und Essen – ausser an Weihnachten und Geburtstagen – zu unterlassen», wie es in einem Prospekt des Instituts Grünaui hiess.⁸⁰

Im Schloss Glarisegg und im Hof Oberkirch wurde zudem Alkoholabstinenz propagiert. Die Glarisegger Direktoren Frei und Zuberbühler begründeten dieses Prinzip mit medizinischen Erkenntnissen: «Über die physischen, geistigen und moralischen Schädigungen und Gefährdungen des jugendlichen, noch im Wachstum begriffenen Organismus durch den Alkoholgenuss herrschen heute in ärztlich-wissenschaftlichen Kreisen keine geteilten Ansichten mehr. Selbst Ärzte, die auch dem sogenannten Mässigkeitsstandpunkte Berechtigung zusprechen, warnen dringend davor, der Jugend vor dem Eintritt in das erwachsene Alter alkoholische Getränke zu verabreichen.»⁸¹ Frei und Zuberbühler engagierten sich

71 Vgl. z.B. Radkau 1998.

72 Vgl. z.B. Good 1906; Bosshardt 1907; o.A. 1910.

73 Frei/Zuberbühler 1902, S. 7.

74 Frei/Zuberbühler 1902, S. 7.

75 Vgl. z.B. [Looser] [1904], o.S.; [Tobler] [1907], S. 15; [Bach-Halter] [1908], S. 6; o.A. [1939], S. 6.

76 O.A. [1929], S. 18.

77 Vgl. Frei/Zuberbühler 1902, S. 19; [Tobler] [1907], S. 46; o.A. [1929], S. 18.

78 Vgl. z.B. Zuberbühler 1920, S. 249; [Tobler] [1933], S. 11.

79 Hanselmann [1926], S. 11.

80 [Looser] o.J., S. 8; vgl. auch [Tobler] 1919, S. 8.

81 Frei/Zuberbühler 1902, S. 56.

in der Abstinenzbewegung, die im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer wichtigen sozialen Bewegung in der Schweiz geworden war, in der auch zahlreiche Lehrpersonen aktiv waren.⁸² Beide Glarisegger Direktoren gehörten dem Akademischen Abstinentenverein *Libertas* an – Frei hatte den Verein 1893 mitgegründet.⁸³ Mitglieder in diesem Verein waren ebenso Natalie Oettli-Kirpitschnikowa (1875–1966), Hausärztin im Schloss Glarisegg, und ihr Ehemann Max Oettli (1879–1965), der während fast zwanzig Jahren in Glarisegg unterrichtet hatte, bevor er 1921 Leiter der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne wurde. Ebenfalls eingebunden in den Kampf gegen den Alkohol war der Heimleiter des Hofs Oberkirch, Hermann Tobler, der sich nicht zuletzt in der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege für dieses Anliegen stark machte. Er meldete sich 1915 im Anschluss an einen Vortrag, den der Zürcher Sekundarlehrer Heinrich Steiger (1889–1977) an der Jahresversammlung der Gesellschaft zum Thema «Genuss geistiger Getränke bei Schülern» hielt,⁸⁴ zu Wort. Tobler wünschte, «dass die Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege sich dahingehend ausspreche, sie verurteile die Verabreichung geistiger Getränke jeder Art an Schüler».⁸⁵ Toblers Anregung floss in die Resolution ein, welche die Anwesenden an der Jahresversammlung verabschiedeten.⁸⁶

Die Direktoren der Landerziehungsheime wurden nicht müde, in ihren Berichten zum Heimleben den guten Gesundheitszustand der Schüler zu betonen. Folglich sei es selten nötig, einen Arzt zu rufen. Nichtsdestotrotz wiesen die Schulleiter immer wieder auf die ausgezeichnete medizinische Versorgung hin, die zur Verfügung stehe, wenn es mal nötig sein sollte. «En cas de maladie les élèves sont l'objet de soins empressés et on appelle pour les soigner des médecins distingués de la ville de Berne», war in einem Prospekt der Grünau aus dem Jahr 1904 zu lesen.⁸⁷ Das Institut verfügte bereits vor der Jahrhundertwende mit Carl Arnd (1865–1923) über einen Hausarzt.⁸⁸ In den staatlichen Schulen der deutschsprachigen Schweiz waren zu jener Zeit einzig in den Städten Zürich und Basel Schulärzte tätig.⁸⁹ Besonderen Wert legte man in den Landerziehungsheimen

82 Vgl. Trechsel 1990; Grube/De Vincenti 2013; Hofmann 2014. Zur Abstinenzbewegung vgl. auch den Beitrag von Andrea De Vincenti in diesem Band.

83 Vgl. o.A. 1957, S. 9f.

84 Vgl. Steiger 1915.

85 Zollinger 1915, S. 36f.

86 Vgl. Zollinger 1915, S. 36f.

87 [Looser] [1904], o.S.

88 Arnd war im Lehrer- und Schülerverzeichnis des Wintersemesters 1898/99 als Hausarzt aufgeführt (vgl. o.A. 1899/1900, o.S.).

89 Vgl. Hofmann 2016, S. 37–49, 71–90.

auf präventivmedizinische Untersuchungen, zu denen regelmässige Messungen des Gewichts und der Grösse der Schüler zählten. Die Resultate dieser Messungen dienten den Direktoren dazu, die Lebens- und besonders die Ernährungsweise in ihren Heimen zu legitimieren.⁹⁰ Für Schloss Kefikon verwies Direktor Bach in diesem Zusammenhang «auf die Dissertation unseres langjährigen Mitarbeiters, Herrn Dr. H. Keller».⁹¹ Heinrich Keller (1890–1948), Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften im Schloss Kefikon, hatte 1921 am Anthropologischen Institut der Universität Zürich eine Promotion verfasst zum Thema «Das Körperwachstum unter den Lebensbedingungen in einem Landerziehungsheim».⁹² Zu Kellers zentralen Erkenntnissen zählte, dass die Schulferien einen ungünstigen Einfluss auf die Gewichtszunahme der Schüler hätten und dass «intensive Lernarbeit verbunden mit sitzender Lebensweise [...] hemmend auf das Massenwachstum» wirke.⁹³

Die genannten Faktoren (Lage und Infrastruktur der Heime, körperliche Eräftigung, Erholung, Ernährungsweise, Alkoholabstinenz und medizinische Versorgung) bestimmten – zumindest in der Darstellung der Direktoren – den Lebensraum in den Landerziehungsheimen. Gleichzeitig diente dieses spezifisch ausgestaltete Setting dem Zweck, den Schülern eine als gesund erachtete Lebensweise näherzubringen. Diese pädagogisierende Absicht widerspiegelt sich etwa darin, dass durch Sonnen- und Luftbäder, verbunden mit Gymnastik und Atemübungen, welche die Direktoren nicht nur für die warmen Monate propagierten,⁹⁴ «[a]uch ängstliche Gemüter» erfahren sollen, «dass man sich [...] bei Temperaturen unter Null nicht erkältet, sondern im Gegenteil bedeutend wohler befindet».⁹⁵ Die Kinder und Jugendlichen sollten im Landerziehungsheim ausserdem an «gesunde», «natürliche», «einfache» und «reizlose» Nahrung und – zumindest im Schloss Glarisegg und im Hof Oberkirch – an Alkoholabstinenz gewöhnt werden.⁹⁶ Es war in erster Linie ein besonders gestalteter Lebensraum, der die Schüler dazu bringen sollte, ein bestimmtes, das heisst «gesundes» Leben zu führen. Schulische Inhalte, also die Vermittlung von Wissensbeständen im Unterricht, wurden dabei nur ausnahmsweise thematisiert, etwa in der folgenden Aussage von Hermann Tobler, dem Gründer und Leiter des Hofes Oberkirch, die «wirksamsten Mittel zur alkoholfreien Erziehung» betreffend. Zu diesen Mitteln

90 Vgl. z.B. Tobler 1918, S. 3; Zuberbühler 1918, S. 120; Zeltner [1939], S. 6.

91 [Bach-Halter] [1920], o.S.

92 Vgl. Keller 1921.

93 Keller 1921, S. 61; vgl. auch S. 12–14, 60–62.

94 Vgl. [Bach-Halter] [1920], o.S.; Zuberbühler 1920, S. 251f.; [Tobler] 1925, S. 18.

95 Tobler 1917, S. 3.

96 Vgl. z.B. [Looser] [1904], o.S.; [Tobler] [1907], S. 15; [Bach-Halter] [1908], S. 6.

zählte Tobler neben dem «persönliche[n] Beispiel der Nüchternheit» und der «alkoholfreie[n] Durchführung der Schulfeste und Schulausflüge» auch «Belehrungen in den verschiedenen Unterrichtsfächern». ⁹⁷ Darüber, wie ein solcher Unterricht genau aussehen sollte, äusserte sich Tobler jedoch weder an dieser noch an anderen Stellen in den untersuchten Quellen. Es mag auf den ersten Blick erstaunen, dass das Thema Wissensvermittlung in den Berichten der Direktoren kaum vorkam. Dies dürfte jedoch dem Umstand geschuldet sein, dass die Landerziehungsheime die gleichen Inhalte vermittelten – vermitteln mussten – wie die öffentlichen Schulen; sie waren ja an dieselben Lehrplanvorgaben gebunden. Schulische Wissensbestände boten folglich kaum Möglichkeit, die Heime zu profilieren. Die Profilierung erfolgte deshalb primär über die bereits angesprochenen Faktoren (Lage und Infrastruktur, körperliche Ertüchtigung, Erholung, Ernährungsweise, Alkoholabstinenz, medizinische Versorgung) und eine damit verbundene diskursive Abgrenzung zur öffentlichen Schule.

3. Die öffentliche Schule als Abgrenzungsfolie

Die Direktoren schrieben, wie bereits erwähnt, den guten Gesundheitszustand der Schüler und Mitarbeitenden den Lebensumständen in ihren Institutionen zu und stellten so die Landerziehungsheime als Orte der Gesundheit dar. ⁹⁸ Dieses Bild wurde dadurch verstärkt, dass den Heimleitern die öffentliche (insbesondere die städtische) Schule als Abgrenzungsfolie diente. Die Direktoren stellten in den Hauszeitschriften und Prospekten die Stadt – und mit ihr die städtische Schule, die mit der staatlichen Schule gleichgesetzt wurde – in gesundheitlicher Hinsicht als Negativfolie zur «natürlichen» Lebensweise im Landerziehungsheim dar. Während sie das Landerziehungsheim zum Hort der Gesundheit stilisierten, galten ihnen Stadt, Stadtschule ⁹⁹ und «modernes Leben» als gesundheitsschädigend. Dabei dürften die Direktoren weniger die damaligen tatsächlichen Verhältnisse in der Schweiz im Blick gehabt haben, sie folgten hier vielmehr einer allgemeinen, weitverbreiteten Kulturkritik, die auch für die Lebensreform zentral war und die sich auf Grossstädte wie London, Berlin oder Paris bezog. Gerade in den Kantonen Bern, Thurgau und St. Gallen, wo vier der fünf hier untersuchten Landerziehungsheime angesiedelt waren, dürften jedoch die we-

⁹⁷ Hermann Tobler, zit. nach Bünzli 1914, S. 104.

⁹⁸ Vgl. z.B. [Looser] 1901, S. 9; Tobler 1917, S. 7; Zuberbühler 1918, S. 120; Zuberbühler 1924, S. 530; Zuberbühler 1925, S. 610; Hanselmann [1926], S. 11; Zuberbühler 1933, S. 40; Zuberbühler 1934, S. 47; Wartenweiler 1938, S. 51; Wartenweiler 1939, S. 55. Das Bild, das die Heimleiter von den Gesundheitsverhältnissen zeichneten, wurde gestützt durch die vereinzelt in den Hauszeitschriften erschienenen Berichte der Hausärzte (vgl. o.A. [1920], o.S.; Hofmann 1936, S. 2; Alder 1942, S. 82).

⁹⁹ Die Kritik der Landerziehungsheimdirektoren richtete sich besonders auf die Schulhaus-Grossbauten, die um 1900 entstanden und als «Schulkasernen» bezeichnet wurden (vgl. weiter oben).

nigsten öffentlichen Schulen städtische Schulen gewesen sein, sie haben sich wohl im Gegenteil in vielen Fällen an «gesunden» ländlichen Lagen befunden.

Die Kulturkritik der Landerziehungsheimdirektoren, die zugleich Schulkritik war, findet ihren Niederschlag auch in einem Vortrag, den der Albisbrunner Heimleiter Hanselmann 1927 anlässlich eines vom Bernischen Lehrerverein organisierten Fortbildungskurses hielt. Hanselmann beschrieb die «Umwelt», die «zufällig» und «planlos» auf die «Entwicklung eines Kindes» einwirke, und hob in diesem Zusammenhang besonders den negativen Einfluss der «Strasse» hervor. Das Kind höre und sehe hier «unbeabsichtigt, aber auch ungeachtet Dinge im Existenz- und Konkurrenzkampf der Erwachsenen, welche aus psychologisch leicht verständlichen Gründen ausserordentlich wirksam und nachhaltig sind». ¹⁰⁰ Die Gefahr der «Strasse» verortete Hanselmann besonders im «Kino mit seinen Bildaushängen», in «Schaustellungen aller Art», im «bis auf die Gasse sich vernehmlich machende[n] Wirtshausleben» sowie in der «ungezügelter[n], heimlichseinwollend[n] und schamlos offene[n] Sexualerotik». ¹⁰¹ Dieses «ungute Leben», das von der «Strasse» ausgehe, lasse sich jedoch pädagogisieren, war Hanselmann überzeugt. Das Kino etwa könne «bei richtiger Verwertung wertvoll sein». ¹⁰²

Als Symptom des «modernen Lebens» galt um 1900, wie bereits erwähnt, die Nervosität, die gleichzeitig als «Schulkrankheit» angesehen wurde. Beides traf ebenso auf die «Schulmüdigkeit» zu, die als «Zustand von Blässe, müder Körperhaltung, begleitet von Kopfschmerzen, Reizbarkeit und schlechtem Schlaf, der sich bei vielen Kindern nach längerem Schulbetrieb einstellt», beschrieben wurde. ¹⁰³ Eine andere Bezeichnung für «Schulmüdigkeit» war «Überbürdung». Theodor Altschul (1850–1918), kaiserlich-königlicher Obersanitätsrat in Prag, definierte «Überbürdung» in einem Referat am ersten internationalen Schulhygienekongress 1904 in Nürnberg als «Ermüdung der Schüler durch den Unterricht». ¹⁰⁴ Als bleich, ausgemergelt, übernächtigt, ausgelaugt, kurz: als krank, wurden vor allem die Gymnasialschüler ¹⁰⁵ in Literatur und Zeitungsberichten dargestellt. Pädagogen, aber auch Schriftsteller wie zum Beispiel die Brüder Mann klagten öffentlich und immer wieder über die Zustände in den Gymnasien – hier sei etwa an Heinrich Manns (1871–1950) Roman «Professor

100 Hanselmann 1928, S. 20f.

101 Hanselmann 1928, S. 21.

102 Hanselmann 1928, S. 21. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Andreas Hoffmann-Ocon in diesem Band.

103 Gonzenbach 1927, S. 472.

104 Altschul 1904, S. 225. Zur «Überbürdungsdebatte» um 1900 vgl. Whittaker 2013; Balcar 2017.

105 Mädchen waren damals im Gymnasium noch nicht zugelassen. In der Schweiz erfolgte die Öffnung der Gymnasien für Mädchen respektive die Gründung von Mädchengymnasien an der Wende zum 20. Jahrhundert (Rogger 1999, S. 18).

Unrat» erinnert.¹⁰⁶ In der Schweiz wurde die sogenannte Überbürdungsfrage gar mit einer schweren wirtschaftlichen Krise, die das Land in den 1880er Jahren heimsuchte, in Verbindung gebracht.¹⁰⁷ Die Klage war, dass die Schweiz nicht aus dieser Krise herausfinden würde, wenn der Geist der Jugend in den Schulen weiterhin dermassen überanstrengt würde. In anderen europäischen Ländern wurden ähnliche Klagen laut. Die schwedische Reformpädagogin und Schriftstellerin Ellen Key (1849–1926) widmete 1900 dem «Seelenmord» in der Schule ein ganzes Kapitel in ihrem Buch «Das Jahrhundert des Kindes».¹⁰⁸

In diese Klagen stimmten auch die Landerziehungsheimleiter ein. In der öffentlichen Schule würden die Kinder und Jugendlichen «bleich und kurzsichtig, können ihre Hände nicht brauchen und ihr Rückgrat [nicht] strecken, haben keinen Unternehmergeist und erleiden moralischen Schaden», schrieben die Direktoren des Landerziehungsheims Glarisegg 1902.¹⁰⁹ Und im Schulprogramm des Landerziehungsheims Hof Oberkirch von 1907 hiess es: Wer den «öffentlichen Schulbetrieb [...] etwas näher ansieht, dem muss bei der Mehrzahl der Schüler und bei nicht wenigen Lehrern eine gewisse Müdigkeit und Freudlosigkeit auffallen. Man spricht in weiten Kreisen von einer Überbürdung der lernenden reifen Jugend.»¹¹⁰ Im Gegensatz dazu stellten die Heimleiter ihre Institutionen als der Gesundheit zuträglich, ländlich-idyllische Alternative dar.¹¹¹ Die Landerziehungsheime würden die Schüler vor «Schulmüdigkeit» und «Überbürdung» bewahren oder – falls diese negativen Effekte, bedingt durch den Besuch der staatlichen Schule, bereits eingetreten seien – kurieren, waren die Direktoren überzeugt.¹¹² So erwähnten die in gesundheitlicher Hinsicht strengen Aufnahmebedingungen von Schloss Kefikon explizit die «schulmüden» Kinder, «die Gefahr laufen, zu Hause verzärtelt und darum energielos, träge und anspruchsvoll zu werden».¹¹³ Sie würden «ohne Anstand aufgenommen».¹¹⁴ Mit diesem «oft verkannten Schülertypus» habe das Landerziehungsheim «meist auffallend günstige Erfolge» erzielt.¹¹⁵

106 Vgl. Mann 1905.

107 Vgl. Widmer 1992.

108 Vgl. Key 1921 [1900/1902], S. 227–257.

109 Frei/Zuberbühler 1902, S. 47; Ergänzung M.H.

110 [Tobler] [1907], S. 5. Ähnliche Beschreibungen der öffentlichen Schule finden sich auch in Prospekten des Landerziehungsheims Schloss Kefikon, vgl. [Bach-Halter] [1908], S. 4, 27; [Bach-Halter] [1920], o.S.

111 Vgl. z.B. [Looser] o.J., S. 1; Tobler 1917, S. 2.

112 Vgl. z.B. [Bach-Halter] [1908], S. 4; [Bach-Halter] [1920], o.S.

113 [Bach-Halter] [1908], S. 27. Um im Schloss Kefikon aufgenommen zu werden, mussten die «Eintretenden [...] körperlich und geistig normal veranlagt sein» ([Bach-Halter] [1908], S. 27). Für andere Landerziehungsheime galten ähnliche Voraussetzungen (vgl. z.B. [Looser] o.J., S. 6; [Tobler] [1907], S. 22; o.A. [1930], o.S.).

114 [Bach-Halter] [1908], S. 27.

115 [Bach-Halter] [1920], o.S.

Die Landerziehungsheimleiter liessen in ihren Berichten ausser Acht, dass Gesundheit auch für die öffentliche Schule in der Schweiz seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein zentrales Thema war.¹¹⁶ Die öffentliche Schule sollte mithilfe der Erkenntnisse der Hygiene zu der Institution werden, die eine sowohl körperlich als auch geistig gesunde Jugend heranbildete. Diejenigen, die sich dafür engagierten, die öffentliche Schule in gesundheitlicher Hinsicht zu reformieren, und die Direktoren der Landerziehungsheime orientierten sich somit an ähnlichen Wissensbeständen und vertraten dieselben Forderungen. Forderungen wie die Einführung von regelmässigen ärztlichen Untersuchungen der Schülerinnen und Schüler drangen dann auch nach und nach in den Schweizer Schulalltag ein und hatten besonders in den Städten erste Veränderungen im Schulwesen zur Folge. Das spätestens seit den 1920er Jahren verfolgte Ziel der flächendeckenden Umsetzung von Hygienemassnahmen in den öffentlichen Volksschulen konnte aber nie (gänzlich) erreicht werden.

Den Landerziehungsheimen als kleinen und privaten Organisationen standen ganz andere Möglichkeiten zur Verfügung, die schulhygienischen Forderungen in die Tat umzusetzen. Und genau diesen Umstand nutzten die Direktoren der privaten Landerziehungsheime, um ihre Institutionen als «gesunde» Alternative zu den öffentlichen Schulen anzupreisen. Sie präsentierten ihre Heime als die praktische Umsetzung des für die staatliche Schule seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert propagierten Mottos «Die Schule soll gesund machen».

4. Schluss

Aus den für diesen Beitrag analysierten Quellen lässt sich rekonstruieren, wie die Landerziehungsheime nach aussen präsentiert wurden und wie die Institutionen wahrgenommen werden wollten. Für diese angestrebte Aussenwahrnehmung war das «gute» respektive «gesunde Leben» von grosser Bedeutung. Die Direktoren machten sich in ihren Schriften ganz bestimmte Themen zu eigen und stilisierten mithilfe dieser Themen die Heime zu Orten der Gesundheit. Als gesundheitsförderlich priesen sie die Lage und Infrastruktur der Landerziehungsheime, die körperliche Ertüchtigung, Erholung, Ernährungsweise und die (präventiv-)medizinische Versorgung. Die Heimleiter betonten den vorzüglichen Gesundheitszustand der Schüler und führten diesen auf die Lebensumstände im Heim zurück. Den Zusammenhang zwischen der Lebens-, das heisst besonders der Ernährungsweise in den Landerziehungsheimen auf der einen und dem Gesundheitszustand respektive der körperlichen Verfassung der Schüler auf der an-

116 Vgl. Imboden 2003; Hofmann 2016.

deren Seite versuchten die Direktoren auch wissenschaftlich zu untermauern. Sie veranlassten die regelmässige Durchführung von Messungen des Gewichts und der Grösse der Schüler. Die Ergebnisse der Untersuchungen wurden in tabellarischer Form festgehalten, und die Heimleiter nahmen in ihren Berichten auf diese Ergebnisse Bezug oder druckten gar Auszüge aus den Gewichts- und Wachstumstabellen ab.

Das Bild, das die Direktoren von den Landerziehungsheimen zeichneten, wurde dadurch verstärkt, dass ihnen die Stadt respektive die städtische Schule, die mit der öffentlichen Schule gleichgesetzt wurde, als Negativfolie diente. Die Heimleiter folgten dabei einer allgemeinen kulturkritischen Sichtweise, der gemäss Stadt, Stadtschulen und «modernes Leben» als gesundheitsschädigend galten. Die idyllischen Zustände im Landerziehungsheim wurden kontrastiert mit einer «ungesunden» und «schlechten» Aussenwelt. Diese Aussenwelt wurde zugleich beschrieben als etwas, was eine Bedrohung für das Leben im Heim darstelle. Die Landerziehungsheime erscheinen so nicht bloss als Orte der Gesundheit, sondern geradezu als Inseln der Gesundheit. Das wird besonders dann deutlich, wenn die Direktoren in ihren Berichten das Auftreten von verschiedenen Krankheiten ansprachen. Als die Schweiz in der Endphase des Ersten Weltkrieges von der Spanischen Grippe heimgesucht wurde, vermeldete Zuberbühler für Schloss Glarisegg: «Von der Grippe-Epidemie sind wir bis November [1918], wo dies geschrieben wird, verschont geblieben. Unter diesen günstigen lokalen Umständen verzichteten wir auf Schulunterbruch durch die üblichen Herbstferien, um uns dafür durch längere Neujahrsferien schadlos zu halten.»¹¹⁷ Auch im Fall der Kinderlähmungsepidemie, welche die Schweiz Mitte der 1930er Jahre erfasste, stellten die Direktoren ihre Heime als Bollwerke gegen Krankheit dar. Max Zeltner (1895–1953), der das Landerziehungsheim Albisbrunn seit 1929 als Nachfolger von Hanselmann leitete, hielt in seinem Bericht für das Jahr 1937 fest: «Trotzdem die Kinderlähmung im Sommer noch einmal in recht bedrohliche Nähe kam, blieben wir davon [...] verschont.»¹¹⁸ Während das Landerziehungsheim Schutz vor Krankheiten bot, waren die Knaben nach Ansicht der Direktoren ausserhalb des Heims – etwa in den Schulferien – nicht davor gefeit. Als nach den Sommerferien 1918 «der übliche Zug mit den einrückenden Glariseggern in Steckborn einfuhr, da zeigte sich leider, dass noch lange nicht alle da waren». Es «war die Grippe, welche etwa 8 Mann zurückbehielt».¹¹⁹ Die in den Ferien krank gewordenen Schüler identifizierten die Direktoren auch als Ursache, falls

117 Zuberbühler 1918, S. 120; Ergänzung M.H.

118 Zeltner [1939], S. 6.

119 O[relli] 1918, S. 101.

in den Heimen doch einmal Krankheitsfälle auftraten. So berichtete Zuberbühler 1919: «Aus den Frühlingsferien wurden die Masern ins Heim gebracht.»¹²⁰

Es war in erster Linie die ideal gestaltete Umwelt der Heime, die – zumindest in der Darstellung der Direktoren – ein «gesundes» respektive «gutes Leben» ermöglichen sollte. Diese Umwelt war es, die pädagogisierend auf die Schüler einwirken und sie dazu bringen sollte, eine als gesund erachtete Lebensweise zu pflegen.¹²¹ Zu einer solchen Lebensweise im Heim gehörten etwa Sonnen- und Luftbäder, verbunden mit Gymnastik und Atemübungen, der Genuss von «frischem» Trinkwasser, Gartenarbeit, ausreichend Schlaf sowie der Verzehr von «naturbelassenen» Lebensmitteln. Der institutionelle Rahmen sollte nicht nur ein «gutes Leben» fördern, sondern gleichzeitig ein «ungutes Leben» verunmöglichen. Letzteres zeigt sich insbesondere an der «alkoholfreien Durchführung» von Schulfesten und -ausflügen und daran, dass der Speiseplan der Heime eine fleisch- und zuckerarme Ernährung vorsah.

Doch die ideal gestaltete Umwelt im Heim sollte das «gesunde Leben» nicht bloss im Moment ermöglichen, sondern es darüber hinaus zur Gewohnheit werden lassen. Die pädagogisierenden Absichten zielten somit auch in die Zukunft, wie das folgende Zitat zur Alkoholabstinenz aus dem Glarisegger Schulprogramm von 1902 verdeutlicht: «Wir [...] führen durch gesundes, natürliches Leben den Zögling ohne viele Worte zur Gewohnheit abstinenter Lebensweise.»¹²² Die Vorbereitung auf eine *künftige* «gesunde» Lebensweise war umso entscheidender, als die Schüler nach ihrem Austritt aus dem Landerziehungsheim nicht länger vom dortigen institutionellen Rahmen profitieren konnten, sondern von nun an in einer der Gesundheit weniger zuträglichen oder sogar «ungesunden» (städtischen) Umgebung lebten. Ihre Schulzeit im Landerziehungsheim sollte sie dazu befähigen, auch unter diesen Bedingungen ein «gutes Leben» zu führen. Ob die *künftigen* Lebensbedingungen der Schüler tatsächlich so «ungesund» waren, wie die kulturkritische Sichtweise der Heimleiter implizierte, bleibe dahingestellt. Die rhetorische Differenzkonstruktion, die dem «naturnahen» und «gesunden Lebens» im Landerziehungsheim und der Gewöhnung an ein solches Leben, ein «modernes» und somit «ungesundes Leben» ausserhalb des Heims gegenüberstellte, diente den Direktoren zur Profilierung ihrer Institutionen. Diese Abgrenzung war für die privaten Landerziehungsheime, die immer wieder mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ein wichtiges Werbemittel.

120 Zuberbühler 1920, S. 251.

121 Vgl. zu dieser Thematik auch den Beitrag von Flavia Guerrini und Ulrich Leitner in diesem Band.

122 Frei/Zuberbühler 1902, S. 79.

Ungedruckte Quellen

SNB (Schweizerische Nationalbibliothek, Bern) V Zürich 24262 – Landerziehungsheim Albisbrunn.

Gedruckte Quellen

- Alder, Albert: Herz und Muskeln. Meine Erfahrungen als Glarisegger Sportarzt. In: Glarisegger Zeitung, 27, 2/3 (1942), S. 82–84.
- Altschul, Th[eodor]: Wert der Experimente bei Schüleruntersuchung. In: Bericht über den I. Internationalen Kongress für Schulhygiene. Nürnberg, 4. bis 9. April 1904, Bd. II. Nürnberg: J. L. Schrag 1904, S. 225–244.
- [Bach-Halter, August]: Land-Erziehungsheim Schloss Kefikon. Frauenfeld: Druck von Huber & Co. [1908].
- [Bach-Halter, August]: Land-Erziehungsheim Schloss Kefikon. Station Islikon bei Frauenfeld. O. O.: o. V. [1920].
- Bässler, Karl: Leichtathletik in Glarisegg. In: Glarisegger Zeitung, 30, 2 (1945), S. 10f.
- Bosshardt, J[akob]: Die Nervosität unter der Schuljugend. Rektoratsrede. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 8 (1907), S. 259–267.
- Bünzli, B[ertha]: Wissenschaftlicher Kurs über den Alkoholismus in St. Gallen. In: Schweizerische Blätter für Schulgesundheitspflege und Kinderschutz, 12, 6/7 (1914), S. 86–89, 102–106.
- Frei, Wilhelm: Landerziehungsheime. Darstellung und Kritik einer modernen Reformschule. Leipzig: Klinkhardt 1902.
- Frei, Wilhelm/Zuberbühler, Werner: Landerziehungsheime. Schulprogramm des Schweizerischen Landerziehungsheims Schloss Glarisegg bei Steckborn am Bodensee. Zürich: A. Müller 1902.
- Goldschmidt, Yves: Schwimmen und Baden. In: Glarisegger Zeitung, 20 (1935), Sondernummer (Dezember), S. 51–53.
- Gonzenbach, W[illi] v[on]: Die Aufgabe der Hygiene gegenüber dem Kinde im Schulalter. In: Schweizerische Zeitschrift für Gesundheitspflege, 7, 5 (1927), S. 467–478.
- Good, A[lfred]: Nervosität und Erziehung. In: Pädagogische Blätter, 13 (1906), S. 853–858.
- Grunder, F[riedrich]: Das Land-Erziehungsheim am Hallwilersee bei Seengen (Aargau) für Knaben und Mädchen. [Seengen]: o. V. [1914].

- Grunder, F[riedrich]: Land-Erziehungsheime und Freie Schulgemeinden. Aus vieljähriger Praxis in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz. Kritische Beschreibung. Leipzig: Klinkhardt 1916.
- Hanselmann, H[einrich]: Bericht des Direktors. In: Stiftung Albisbrunn. Jahresbericht des Landerziehungsheims über das Eröffnungsjahr 1925. [Hausen am Albis]: o. V. [1926], S. 5–18.
- Hanselmann, H[einrich]: Schwererziehbare Kinder (Separatausgabe aus «Erziehung und Weltanschauung. Vorträge, gehalten am I. Zentralen Fortbildungskurs des Bern. Lehrervereins vom 28. September bis 1. Oktober 1927 in Bern»). Bern: Haupt 1928.
- Hofmann, J.: Gedanken eines Hof-Arztes. In: Hof Zeitung, 23, 66 (1936), S. 2f.
- Keller, Heinrich: Das Körper-Wachstum unter den Lebensbedingungen in einem Landerziehungsheim. Dissertation, Universität Zürich. Zürich: Druckerei Gebr. Leemann & Co 1921.
- Key, Ellen: Das Jahrhundert des Kindes. Berlin: S. Fischer 1921 [schwedische Erstausgabe 1900, deutsche Erstausgabe 1902].
- [Looser, Huldreich]: Institut Grünaue Bern. [Bern]: o. V. o. J.
- [Looser], H[uldreich]: Unsere neue Tagesordnung. In: Grünaue Echo, 1, 10 (1897/98), o. S.
- Looser, H[uldreich]: An die Freunde der Grünaue. In: Grünaue Echo, 3, 5 (1899/1900a), o. S.
- [Looser, Huldreich]: Bericht über das Sommer-Semester 1900, 1. Mai bis 27. Juli. In: Grünaue Echo, 3, 37 (1899/1900b), S. 5–12.
- [Looser, Huldreich]: Mitteilungen über das Wintersemester 1900–1901, 15. September 1900 bis 30. März 1901. In: Grünaue Echo, 4, 38 (1901), S. 5–11.
- [Looser, Andreas]: Institut Grünaue bei Bern. Institution de jeunes gens. Bern: o. V. [1904].
- Mann, Heinrich: Professor Unrat oder das Ende eines Tyrannen. München: Langen 1905.
- O. A.: Verzeichnis der Lehrer und Schüler im Wintersemester 1898–99. In: Grünaue Echo, 3, 1 (1899/1900), o. S.
- O. A.: Die Nervosität der Schulkinder. In: Pädagogische Blätter, 17 (1910), S. 85–87.
- O. A.: Ein Landerziehungsheim. In: Schweizer Schule, 2 (1916), S. 247f.
- O. A.: Ein neues Landerziehungsheim. In: Jugendwohlfahrt, 15 (1917), S. 152.
- O. A.: Hausarzt, Dr. Wirz schreibt. In: [Bach-Halter, August]: Land-Erziehungsheim Schloss Kefikon. Station Islikon bei Frauenfeld. O. O.: o. V. [1920], o. S.

- O. A.: Prof. Dr. Tschirch-Bern über die Sportpause in Glarisegg. In: Glarisegger Zeitung, 8, 3 (1923), S. 460f.
- O. A.: Stiftung Albisbrunn. Jahresbericht des Landerziehungsheims über das Eröffnungsjahr 1925. [Hausen am Albis]: o. V. [1926].
- O. A.: Die Mitarbeiter seit der Eröffnung 1907. In: Hof Zeitung, 14, 40 (1927), S. 10–14.
- O. A.: Stiftung Albisbrunn 1928. [Hausen am Albis]: o. V. [1929].
- O. A.: Landerziehungsheim der Stiftung Albisbrunn. [Hausen am Albis]: o. V. [1930].
- O. A.: Prof. Paul Oettli. In: Hof Zeitung, 20 (1933), Sondernummer (April), S. 7–10.
- O. A.: Landerziehungsheim der Stiftung Albisbrunn. Jahresberichte für die Jahre 1935/36. Horgen: Buchdruckerei Fritz Frei [1937].
- O. A.: Landerziehungsheim der Stiftung Albisbrunn. Jahresberichte für die Jahre 1937 u. 1938. Horgen: Buchdruckerei Th. O. Studer-Schläpfer [1939].
- Orelli, Walter von: [Vorwort]. In: Glarisegger Zeitung, 2, 1 (1917), S. 2.
- O[relli], W[alter] v[on]: Quartalschronik. In: Glarisegger Zeitung, 3, 3 (1918), S. 100–103.
- Schoch, Franz: Das dritte Jahrzehnt (1922 bis 1932). In: Glarisegger Zeitung, 27, 2/3 (1942), S. 35–46.
- Steiger, H[einrich]: Über Genuss geistiger Getränke bei Schulkindern. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 16 (1915), S. 92–121.
- Streiff, Eric: Quartals-Chronik. In: Glarisegger Zeitung, 5, 4 (1920), S. 266–278.
- [Tobler, Erich]: Land-Erziehungsheim Hof Oberkirch Kaltbrunn (Schweiz). Erziehungsprogramm. [Kaltbrunn]: o. V. [1933].
- [Tobler, Hermann]: Das Land-Erziehungsheim auf dem Hof Oberkirch. Schulprogramm. St. Gallen: Zollikofer & Cie [1907].
- Tobler, H[ermann]: Allerlei Mitteilungen. In: Hof Zeitung, 2, 3 (1915), S. 18f.
- Tobler, Hermann: Zehn Schuljahre Mai 1907–März 1917. In: Hof Zeitung, 4, 10 (1917), S. 2–9.
- Tobler, Hermann: Jahresbericht April 1917–März 1918. In: Hof Zeitung, 5, 12 (1918), S. 3.
- [Tobler, Hermann]: Landerziehungsheim Hof Oberkirch. Prospekt. St. Gallen: Buchdruckerei Zollikofer & Cie 1919.
- [Tobler, Hermann]: Verschiedene Nachrichten. In: Hof Zeitung, 12, 35 (1925), S. 17f.

- Tobler, Hermann: Die ersten zwanzig Jahre, 13. Mai 1907–April 1927. In: Hof Zeitung, 14, 40 (1927), S. 3–9.
- Wartenweiler, A[lfred]: Herbst 1937 bis Herbst 1938. In: Glarisegger Zeitung, 23, 3 (1938), S. 47–54.
- Wartenweiler, A[lfred]: Herbst 1938 bis Herbst 1939. In: Glarisegger Zeitung, 24, 3 (1939), S. 51–56.
- Zeltner, [Max]: Bericht des Heimleiters. In: Landerziehungsheim der Stiftung Albisbrunn. Jahresberichte für die Jahre 1937 u. 1938. Horgen: Buchdruckerei Th. O. Studer-Schläpfer [1939], S. 6f.
- Zollinger, F[ritz]: Bericht der XVI. Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Schulgesundheitspflege. Samstag, 19. und Sonntag, 20. Juni 1915 im Bad Schinznach. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 16 (1915), S. 1–43.
- Zuberbühler, W[erner]: Aus den Kriegsjahren. In: Glarisegger Zeitung, 3, 4 (1918), S. 117–121.
- Zuberbühler, W[erner]: Herbst 1919 bis Herbst 1920. In: Glarisegger Zeitung, 5, 3 (1920), S. 246–252.
- Zuberbühler, W[erner]: Herbst 1923 bis Herbst 1924. In: Glarisegger Zeitung, 9, 3 (1924), S. 527–531.
- Zuberbühler, W[erner]: Herbst 1924 bis Herbst 1925. In: Glarisegger Zeitung, 10, 3 (1925), S. 607–611.
- Zuberbühler, W[erner]: Herbst 1932 bis Herbst 1933. In: Glarisegger Zeitung, 18, 3 (1933), S. 38–40.
- Zuberbühler, W[erner]: Herbst 1933 bis Herbst 1934. In: Glarisegger Zeitung, 19, 3 (1934), S. 43–47.

Literatur

- Ackermann, Astrid: Kleidung, Sexualität und politische Partizipation in der Lebensreformbewegung. In: Cluet, Marc/Repussard, Catherine (Hrsg.): «Lebensreform». Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht. Tübingen: Francke 2013, S. 161–182.
- Andreesen, Alfred: Hermann Lietz. Der Schöpfer der Landerziehungsheime. München: Lehmanns 1934.
- Badry, Elisabeth Charlotte Maria Petra: Pädagogische Genialität in einer Erziehung zur Nicht-Anpassung und zum Engagement. Studien über Gründer der frühen deutschen Landerziehungsheimbewegung: Hermann Lietz und Gustav Wyneken. Dissertation, Universität Bonn. Bonn: o. V. 1976.

- Balcar, Nina: «Psychopathische» Schuljugend in Deutschland – eine Debatte zwischen Psychiatern und Pädagogen im späten Kaiserreich. In: *Bildungsgeschichte. International Journal for the Historiography of Education*, 7, 2 (2017), S. 157–172.
- Baumgartner, Judit: Ernährungsreform. In: Kerbs, Diethart/Reuleke, Jürgen (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933*. Wuppertal: Peter Hammer 1998, S. 115–126.
- Brühwiler, Ingrid: In-between «Swedish Gymnastics» and «Deutsche Turnkunst». Educating «National» Citizens through Physical Education in Switzerland in the Last Decades of the Nineteenth Century. In: *Nordic Journal of Educational History*, 4, 2 (2017), S. 71–84.
- Bussard, Jean-Claude: *L'éducation physique suisse en quête d'identité (1800–1930)*. Paris: L'Harmattan 2007.
- Ellwanger, Karen/Meyer-Renschhausen, Elisabeth: Kleidungsreform. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880–1933*. Wuppertal: Peter Hammer 1998, S. 87–102.
- Fritzen, Florentine: *Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Franz Steiner 2002.
- Ganzenbacher, Anna-Katharina: *Mieder und Reformkleid. Zum Wandel der Damenmode von 1900 bis 1918*. Diplomarbeit, Universität Graz. Graz: o. V. 2009.
- Giuliani, Markus: «Starke Jugend – Freies Volk». Bundesstaatliche Körpererziehung und gesellschaftliche Funktion von Sport in der Schweiz (1918–1947). Bern: Peter Lang 2001.
- Gonon, Philipp: Arbeit. In: Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*. Weinheim: Beltz 2010, S. 59–74.
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in der Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: *Bildungsgeschichte. International Journal for the Historiography of Education*, 3, 2 (2013), S. 209–225.
- Grunder, Hans-Ulrich: *Das schweizerische Landerziehungsheim zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine Erziehungs- und Bildungsinstitution zwischen Nachahmung und Eigenständigkeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang 1987.
- Grunder, Hans-Ulrich: Die Grünau – ein Landerziehungsheim in Bern. In: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 52, 1/2 (1990), S. 179–202.

- Grunder, Hans-Ulrich: Privat oder staatlich? Alternative Schulmodelle in der Schweiz. In: Badertscher, Hans/Grunder, Hans-Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Erziehung und Schule in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Leitlinien. Bern: Haupt 1997, S. 284–318.
- Grunder, Hans-Ulrich: Landerziehungsheime. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7. Basel: Schwabe 2008, S. 573f.
- Grunder, Hans-Ulrich: Didaktische Konzepte der Reformpädagogik. In: Bühler, Patrick/Bühler, Thomas/Osterwalder, Fritz (Hrsg.): Grenzen der Didaktik. Bern: Haupt 2010a, S. 109–122.
- Grunder, Hans-Ulrich: Primarschule. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 9. Basel: Schwabe 2010b, S. 869–874.
- Heese, Gerhard: Hanselmann, Heinrich. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6. Basel: Schwabe 2007, S. 105.
- Helfenberger, Marianne: Das Schulhaus als geheimer Miterzieher. Normative Debatten in der Schweiz von 1830 bis 1930. Bern: Haupt 2013.
- Heller, Geneviève: Hygiene. 19. und 20. Jahrhundert. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6. Basel: Schwabe 2007, S. 567–569.
- Heller, Geneviève: Schulhäuser. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 11. Basel: Schwabe 2012, S. 219f.
- Hofmann, Michèle: Pausenapfel statt Obstbrand. Alkoholprävention im Unterricht. In: Berner Zeitschrift für Geschichte, 76, 3 (2014), S. 39–57.
- Hofmann, Michèle: Gesundheitswissen in der Schule. Schulhygiene in der deutschsprachigen Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2016.
- Imboden, Monika: Die Schule macht gesund. Die Anfänge des schulärztlichen Dienstes der Stadt Zürich und die Macht hygienischer Wissensdispositive in der Volksschule 1860–1900. Zürich: Chronos 2003.
- Keim, Wolfgang/Schwerdt, Ulrich (Hrsg.): Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890–1922). Frankfurt am Main: Peter Lang 2013.
- Kemnitz, Heidemarie: Denkmuster und Formensprache pädagogischer Architekturen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Crotti, Claudia/Osterwalder, Fritz (Hrsg.): Das Jahrhundert der Schulreformen. Internationale und nationale Perspektiven. 1900–1950. Bern: Haupt 2008, S. 251–281.
- Kern, Stefan: Turnen für das Vaterland und die Gesundheit. Der Eidgenössische Turnverein und seine Ansichten vom Schulturnen, dem freiwilligen Vorunterricht und dem Vereinsturnen 1900–1930. Lizentiatsarbeit, Universität Bern. München: Grin 2009.

- Klose-Lewerentz, Cornelia: Der «ideale Körper» und seine «Herstellung» – Körperdiskurse der Lebensreformbewegung zwischen Utopie und Normativität. In: Cluet, Marc/Repussard, Catherine (Hrsg.): «Lebensreform». Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht. Tübingen: Francke 2013, S. 147–159.
- Koerber, Rolf: Freikörperkultur. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880–1933. Wuppertal: Peter Hammer 1998, S. 103–114.
- Krabbe, Wolfgang R.: Lebensreform/Selbstreform. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880–1933. Wuppertal: Peter Hammer 1998a, S. 73–75.
- Krabbe, Wolfgang R.: Naturheilbewegung. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880–1933. Wuppertal: Peter Hammer 1998b, S. 77–85.
- Kull, Heinz Jakob: Arbeitsschule und Arbeitsprinzip als Aspekte der Reform der Volksschule des Kantons Zürich von 1880 bis 1930. Schulreform als Unterrichtsform – nachgezeichnet anhand der Berichte über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode. Eine Lokalstudie. Dissertation, Universität Zürich. Zürich: o. V. 2012.
- Lischewski, Andreas/Fengler, Janne: New Schools – Écoles Nouvelles – Landerziehungsheime. Zum historischen Auftakt reformpädagogisch motivierter Schulversuche. In: Barz, Heiner (Hrsg.): Handbuch Bildungsreform und Reformpädagogik. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 229–241.
- Lussi Borer, Valérie: Die Heilpädagogik. Spezifisches Berufsfeld und autonome Disziplin? In: Hofstetter, Rita/Schneuwly, Bernhard (Hrsg.): Zur Geschichte der Erziehungswissenschaften in der Schweiz. Vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Bern: hep 2011, S. 271–294.
- Lutz, Walter: Fussball. Ursprünge und Entwicklung. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5. Basel: Schwabe 2006, S. 43f.
- Merta, Sabine: Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880–1930. Stuttgart: Franz Steiner 2003.
- Moser, Vera: Gründungsmythen der Heilpädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik, 58, 2 (2012), S. 262–274.
- O. A. Der Schweizerische Akademische Abstinentenverein Libertas. Geschichte der ersten Libertas, 1893–1922, Vorkämpferin der Abstinenz. Aus vergilbten Papieren und persönlichen Erinnerungen zusammengetragen von Altmitgliedern zur 50-Jahrfeier der Alt-Libertas. O. O.: o. V. 1957.

- Ober, Patricia: Der Frauen neue Kleider. Das Reformkleid und die Konstruktion des modernen Frauenkörpers. Berlin: Schiler 2005.
- Oelkers, Jürgen: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim: Juventa 2005.
- Oelkers, Jürgen: Reformpädagogik. In: Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Pädagogik. Weinheim: Beltz 2010, S. 783–806.
- Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München: Hanser 1998.
- Rogger, Franziska: Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern. Bern: eFeF 1999.
- Schneeberger, Elisabeth: Schulhäuser für Stadt und Land. Der Volksschulhausbau im Kanton Bern am Ende des 19. Jahrhunderts. Bern: Historischer Verein des Kantons Bern 2005.
- Schneider, Martin: Eine neue Architektur für eine neue Pädagogik. Zur baulichen Geschichte der Zürcher Volksschule. In: Tröhler, Daniel/Hardegger, Urs (Hrsg.): Zukunft bilden. Die Geschichte der modernen Zürcher Volksschule. Zürich: NZZ Libro 2008, S. 71–91.
- Schwab, Andreas: Monte Verità. Sanatorium der Sehnsucht. Zürich: Orell Füssli 2003.
- Schwab, Andreas: Monte Verità. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 8. Basel: Schwabe 2009, S. 678f.
- Seiler, Hanspeter: Naturheilkunde. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 9. Basel: Schwabe 2010, S. 99f.
- Skiera, Ehrenhard: Reformpädagogik in Geschichte und Gegenwart. Eine kritische Einführung. München: Oldenbourg 2010.
- Stolberg, Michael: Pestgestank und Hüttenrauch. Die Geschichte der Lufthygiene. In: «Sei sauber ...!» Eine Geschichte der Hygiene und öffentlichen Gesundheitsvorsorge in Europa. Köln: Wienand 2004, S. 110–117.
- Trechsel, Rolf: Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Lausanne: Arbeitsgemeinschaft Schweizerischer Abstinentenorganisation 1990.
- Weibel, Andrea: Freikörperkultur. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 4. Basel: Schwabe 2005, S. 776f.
- Welsch, Sabine: Ausstieg aus dem Korsett. Reformkleidung um 1900. Darmstadt: Häusser 2003.

- Whittaker, Gwendolyn: Überbürdung – Subversion – Ermächtigung. Die Schule und die literarische Moderne 1880–1918. Göttingen: V&R unipress 2013.
- Wicki, Monika/Imlig, Flavian/Kull, Heinz: Arbeitsschule und Handarbeit. Eine historische Rekonstruktion ihrer Einführung in die Volksschule. Aachen: Shaker 2008.
- Widmer, Thomas: Die Schweiz in der Wachstumskrise der 1880er Jahre. Zürich: Chronos 1992.

Die Autorin

Dr. Michèle Hofmann,
Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Zürich
E-Mail: michele.hofmann@ife.uzh.ch

10

die Pädagogisierung
des Konsums

10.

Die Pädagogisierung des Konsums

Zur Warenhaus- und Konsumkritik von rechts und links¹

1. Einleitung

Im Deutschen Kaiserreich verfestigte sich allmählich eine allgemeine Idee (die sich dann nach dem verlorenen Krieg verstärken sollte), die Theodor Litt 1926 als «Pädagogisierung»² beschrieben hat: die Idee, dass einzig der Erziehung die Lösung schwerwiegender gesellschaftlicher Probleme überantwortet werden könne. Nur eine «universelle Herrschaft» der Pädagogik und die konsequente Pädagogisierung aller Lebensbereiche könne die politischen, kulturellen, ethischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten nachhaltig auflösen. Litt war ein strikter Kritiker dieser Vorstellung; er warnte, dass am Ende einer Pädagogisierung aller Kulturbereiche keinesfalls die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme stehen würde, sondern lediglich eine politisierte und ökonomisierte Pädagogik, die ihren Wesenskern verloren habe.³ Er verwahrte sich gegen die Funktionalisierung der Pädagogik für den politischen Kampf und stellte das «Eigenrecht des werdenden Geschlechts»⁴, also das Recht des Einzelnen, unbehelligt von volkspädagogischen Überlegungen sein Leben organisieren zu können, ins Zentrum einer autonomen Pädagogik.

Der Wunsch allerdings, über eine allgemeine Moral und eine mit ihr verbundene Pädagogik gesellschaftliche Wirkung zu erzielen, ist deutlich älter. So be-

1 Der Aufsatz beruht in Teilen auf dem Artikel «Das Warenhaus als Erzieher. Modernisierung und Modernisierungskritik um 1900» (Lenz 2009).

2 Litt 1926, S. 398.

3 Vgl. Heinze 2001, S. 171.

4 Litt 1926, S. 9.

schreibt Elisabeth Heimpel-Michel beispielsweise die Bewegung des Sturm und Drang vor allem als Aufstand einer jungen Generation gegen die «platt gewordene Pädagogisierung und Moralisierung aller Lebensgebiete»⁵.

Diese Moralisierung und Pädagogisierung legte sich mit der um 1900 aufkommenden Konsumgesellschaft auch auf alle mit dem massenhaften Verkauf und Verbrauch von Waren zusammenhängenden Vorgänge. Der rechte Konsum ergab sich nicht einfach von selbst, sondern sollte durch eine Vielzahl an Tabus, Vorschriften, moralischen Ermahnungen usw. in die vermeintlich richtigen Bahnen gelenkt werden – Ideen, die heute merkwürdig aktuell erscheinen.

Wer jedenfalls eine Zeitreise in das späte 19. Jahrhundert antreten möchte, kann zum Frankfurter Opernplatz fahren. Dort steht ein Kaufhaus, dessen Sortiment im berühmten Berliner Warenhaus Wertheim bereits vor hundert Jahren als etwas unmodern gegolten hätte: das Manufactum-Warenhaus, eine Filiale des gleichnamigen Versandhändlers, der mit dem Claim «Es gibt sie noch, die guten Dinge» handbetriebene Kaffeemühlen, Gewürzbrot aus bretonischen Klöstern und Kreuzfahrerwasser aus St. Severin vertreibt. Das Sortiment scheint die Bedürfnisse einer gehobenen, akademischen Mittelschicht, eines grün angehauchten, konservativen Bildungsbürgertums zu bedienen: Manufactum ist jedenfalls innerhalb von zwanzig Jahren vom Versandhandel für Nischenprodukte zum Konzern mit einem Jahresumsatz von etwa 100 Millionen Euro geworden und gehört mittlerweile zur Otto Group.⁶

Das Manufactum-Warenhaus bündelt damit auf besonders interessante Art und Weise deutsche Konsumgeschichte. Es inszeniert sich als aus der Zeit gefallenes Warenhaus des späten 19. Jahrhunderts, ist Teil eines Versandhandelsimperiums, das in den Wirtschaftswunderjahren der Bundesrepublik dank der einsetzenden Konsumwelle zu enormer Grösse anwachsen konnte, und bedient jetzt vor allem eine sich postmaterialistisch und konsumkritisch verstehende gehobene Mittelschichtkundschaft.

Wenn man dieser etwas vereinfachten Sicht folgt, könnte man die Diskursgeschichte des deutschen Konsums, die vor allem als Diskursgeschichte der deutschen Konsumkritik zu lesen ist, wie folgt periodisieren:

- 1) Um 1900 betritt die Massenkongsumgesellschaft unübersehbar die Bühne des Deutschen Kaiserreichs. Ihr Signum im Guten wie im Schlechten wird das Warenhaus – ihre Kritik kommt als modernekritische Konsumkritik von rechts daher.⁷

5 Zit. nach Pollak 1991, S. 32.

6 Vgl. Weishaupt 2018.

7 Vgl. Lenz 2011.

- 2) Nach dem Zweiten Weltkrieg wird der Konsum zum Kohäsionsmittel der frühen Bundesrepublik. Seine Kritik ist in den 1960er und 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts vor allem eine antikapitalistische Konsumkritik von links.⁸
- 3) Aus dieser Kritik von links erwächst eine marktkonforme Konsumethik, die einen anderen, vermeintlich besseren Konsum fordert und ihren Resonanzraum vor allem im liberalen Bürgertum findet.

Der Konsum von Waren kann nur als problematisch und damit kritikwürdig erlebt werden, wenn diese im Überfluss vorhanden sind; der Mangel bringt schwerlich Konsumkritik hervor.

2. Das Warenhaus um 1900 – ein Gefahren-, Erkenntnis- und Kommunikationsort

Im Manufactum-Warenhaus selbst geht es natürlich nur auf den ersten Blick um die Vermarktung vergessener Handwerkstraditionen, nostalgischer Ästhetik und praktischer Gegenstände. Der zweite Blick zeigt, dass Manufactum vor allem Geschichten verkauft. Erst die Herkunft der Dinge lädt sie mit einem hinreichend bedeutungsvollen Mehrwert auf, der die hohen Preise für viele zu rechtfertigen scheint. Das edle Warenhaus am Frankfurter Opernplatz ist als ein Kontrapunkt zu den immer etwas zu prosaischen Einkaufszentren, Discounter und Kaufhäusern zu verstehen, die von der Masse der Konsumenten nach wie vor bevorzugt werden. Manufactum verkauft damit vor allem Distinktion und bedient die Sehnsucht nach einer guten, alten Zeit.

Einer Zeit, in der beispielsweise Gustav Freytags Roman «Soll und Haben» das Buch bürgerlicher Distinktion schlechthin gewesen ist und rasch zu einem Bestseller wurde, trotz oder vielleicht auch wegen seiner antisemitischen und antipolnischen Ressentiments. Im Jahr 2005 legte der aus dem Manufactum hervorgegangene Manuscriptum-Verlag das Buch neu auf.⁹

«Soll und Haben» erzählt die Geschichte des ehrbaren Unternehmers Anton Wohlfahrt und der Gruppe seiner Widersacher, die sich vor allem aus als habgierig gezeichneten Juden und dekadenten Adligen zusammensetzt. Und Anton Wohlfahrt unterscheidet sich von diesen, weil er ein Kaufmann ist, der bei allem Zwang zur Geschäftstüchtigkeit reell bleibt.

Der Roman «Soll und Haben» ist einer der bekannteren Bestseller des späten 19. Jahrhunderts, von denen viele in einem ganz ähnlichen Milieu spielen und mit ähnlichen – oft antisemitischen – Stereotypen operieren. Kaufmanns-, Börsen- und Warenhausromane sind um 1880 enorm populär gewesen und fanden

8 Vgl. Wildt 1994; Hecken 2010.

9 Freytag 2013.

eine grosse Verbreitung,¹⁰ um in den 1950er und 1960er Jahren wieder weitgehend zu verschwinden. Sie lesen sich aus heutiger Perspektive wie ein kondensierter Ausdruck der Phantasien, Befürchtungen und Vorurteile, die die Modernisierung des Deutschen Kaiserreichs um 1900 begleiteten. Dabei sind sie natürlich nicht nur als «Spiegel» populärer Vorstellungen zu verstehen, sondern sie konstruieren diese öffentlichen Phantasien mit und dienen als Selbstverständigungsplattform eines sich neu konstituierenden Bürgertums, und damit ist es eben mehr als nur ein Zufall, dass die Neuauflage von «Soll und Haben» ausgerechnet von Manuscriptum besorgt wurde. Und die Übertreibungen, Verzerrungen und Klischees der Warenhausromane sprechen keineswegs gegen ihren soziologischen Gehalt, im Gegenteil – sie machen die «Tagträume der Gesellschaft» um 1900 sichtbar.

Diese «Tagträume» waren durchzogen von der Ikonografie der modernen Konsumgesellschaft, ihren Verlockungen und ihren Gefahren, und insbesondere im Warenhaus bündelten sich die Phantasien und Phantasmagorien des konsumierenden Bürgertums. Auffallend ist dabei, dass die Warenhausromane immer wieder den jüdischen, kosmopolitischen Warenhausbesitzer, der mit unlauteren Tricks und Kniffen arbeitet, gegen den deutschen, reellen, ehrbaren Händler ausspielt, der sich der neuen Geschäftsmethoden kaum zu erwehren in der Lage ist. Und die Kundinnen und Kunden des Warenhauses werden oft als unmündige, vom Warenangebot überwältigte und deshalb als pädagogisch zu belehrende Opfer der Moderne angesehen.

Der Publizist Henningsen vermutete beispielsweise, dass vor allem «wirtschaftlich rückständige» Frauen auf die «Tricks» der jüdischen Warenhausbesitzer hereinfließen.¹¹ Auch die «Kleptomanie», die «Sucht» zum Diebstahl im Warenhaus, wurde auf eine besondere Kraft der Warenhäuser zur Verführung und Sinnestäuschung zurückgeführt, die vor allem Frauen betreffe.

Die Warenhäuser des Deutschen Kaiserreichs waren Kristallisationspunkte einer moralisch aufgeladenen, mit antisemitischen und misogynen Stereotypen durchsetzten Debatte um den beginnenden Massenkonsum und die Modernisierung.

Warenhäuser als paradigmatische Orte städtischer Konsumkultur waren dabei keine rein kommerziellen Orte. Sie waren auch – durch Reise- und Lichtbildvorträge, Klubs, Schreibräume, Restaurants und vieles mehr – Orte kulturellen Austauschs. Und sie waren Orte der Kommunikation, an denen sich Frauen in

10 König 2009, S. 39.

11 Vgl. Henningsen 1906, S. 75.

der Öffentlichkeit treffen konnten.¹² In einer Zeit, die rigide Ausgehverbote für Frauen der Mittel- und Oberschicht propagierte, war dies keine Selbstverständlichkeit.

Das Windowshopping, das erst mit den Warenhäusern möglich wurde, weckte Wünsche, die die Klein- und Einzelhändler des Deutschen Kaiserreichs nicht mehr befriedigen konnten. Der Impuls zum Einkauf sollte nicht mehr dem Mangel entspringen, also dem blossen «Bedürfnis» nach einer bestimmten Ware, sondern logische Konsequenz eines demonstrativ zur Schau gestellten Überflusses werden. Die Warenhäuser verkauften nicht nur Artefakte, sondern auch Images; die Kunden der Warenhäuser wurden nicht mehr nur vom Gebrauchswert einer Ware überzeugt, sondern auch von ihrem ästhetischen Reiz und von ihrem Versprechen sozialer Anerkennung, die ein Kauf in der Vorstellungswelt der Warenhauskunden zeitigen musste.

Die Schaufenster der Warenhäuser machten die Bürger der Städte mit neuen Waren vertraut, luden Produkte mit erweitertem Sinngehalt auf und schufen eine Konsumwelt, die über die kulturellen und ökonomischen Begrenzungen der Jetztzeit hinauswies.¹³ Das Warenhaus selbst war so eine Vitrine der Moderne, eine Erziehungsanstalt, die die Untertanen des Kaiserreichs auf die kommende Konsumgesellschaft vorbereitete.

Das Warenhaus war allerdings nicht nur ein Fenster, das in eine mögliche Zukunft wies, sondern verbesserte auch in der Gegenwart die Möglichkeiten vor allem für Frauen, aus der Abgeschlossenheit des eigenen Hauses auszubrechen. Noch im 19. Jahrhundert waren Bürgerfrauen aus dem Strassenbild der Städte weitgehend verbannt.

Das Warenhaus war hier einer der wenigen öffentlichen Plätze, wo sich Frauen ungestört treffen und verabreden konnten. Es entwickelte sich so für Frauen zu einem geschützten Erlebnisraum.¹⁴

Das Warenhaus verschaffte den Frauen im Kaiserreich ungewohnte Freiheiten – sowohl in Bezug auf die Arbeitsmöglichkeiten als auch als Treffpunkt – und es verwischte zumindest temporär Standes- und Schichtunterschiede. Die Frauen des Kaiserreichs traten als Angestellte und als Konsumentinnen aus dem privaten Rahmen des Hauses und der Familie in die – noch männlich konnotierte – Öffentlichkeit und veränderten diese langsam.

12 König 2009, S. 100–102.

13 Vgl. Zukin 1995, S. 190f.

14 Vgl. Stresemann 1900, S. 715.

Das Warenhaus wurde damit zu einem Ort, der als «Bühne der Selbstinszenierung der bürgerlichen Moderne»¹⁵ fungierte; hier wurden neue Verhaltensformen und Mentalitäten geprägt, die um die Sphäre des Konsums und nicht mehr primär um die der Produktion kreisen konnten.

3. Konsumkritik von rechts und links um 1900 und 1960/70:

Zerstörung des schlechten Lebens?

Letztlich ist die Ambivalenz der Beurteilung des Warenhaussystems – einerseits Bewunderung für seine rationale Organisation und seine architektonische Schönheit, andererseits Angst vor den vermuteten kulturellen und politischen Folgen – als Ausdruck eines «reactionary modernism»¹⁶ zu verstehen, einer allgemeineren Haltung insbesondere der politischen Rechten, die im Kaiserreich und auch noch in der Weimarer Republik technische Neuerungen durchaus begrüßte, soziale, kulturelle und politische Veränderungen aber ablehnte. Der dominante Warenhausdiskurs um 1900 ist damit vor allem ein konsumkritischer Diskurs von rechts, der Kapitalismus- und Modernekritik als Konsumkritik betreibt.

In der Phantasie einiger Romanciers und Warenhauskritiker waren die Widersprüche der entstehenden Konsumgesellschaft nur noch gewaltsam auflösbar. Max Freund lässt beispielsweise in seinem Warenhausroman zum Schluss die «Arbeiter-Bataillone» marschieren, die mit der verhassten Betriebsform Warenhaus und dem gesamten kapitalistischen System auf eine im Wortsinne nationalsozialistische Art Schluss machen.¹⁷ Erich Köhrer hingegen setzt auf die – um im Duktus der damaligen Zeit zu bleiben – reinigende Kraft des Feuers. Er schildert in seinem populären Roman «Warenhaus Berlin» von 1909 die Geschichte des Warenhausbesitzers Friedrich Nielandt, dessen Ehefrau Jane den konsumistischen und sexuellen Verlockungen des Warenhauses ihres Mannes erliegt.¹⁸ Sie ruiniert sich zunächst finanziell und dann moralisch, sie betrügt ihren Mann und verlässt ihre Familie. Die von Nielandt selbst köderhaft ausgelegten Verlockungen der modernen Warenwelt führen so zur Zerstörung seiner Ehe und seiner bürgerlichen Existenz. Nielandt verzweifelt an seiner Schuld, bereut den Pakt mit dem Teufel des Konsums und sieht keinen anderen Ausweg als den, sein Lebenswerk selbst zu zerstören. Der Warenhausbesitzer Nielandt wird damit zum ersten Warenhausbrandstifter der Literaturgeschichte, er legt Feuer an den eigenen Konsumtempel und zieht sich – angetan mit einem kostbaren Purpur-

15 Lehnert 2008, S. 36.

16 Herf 1984.

17 Freund 1912.

18 Köhrer 1909.

mantel – auf die Balustrade des Kaufhauses zurück, um in den Flammen zu sterben.

Während die dominanten konsumkritischen Diskurse im Kaiserreich und in der Weimarer Republik sich noch sehr ähnelten und von der Zäsur des Ersten Weltkriegs weitgehend unbeeindruckt schienen, sah die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg entschieden anders aus. Der aggressiv antisemitische Ton der Anti-Warenhaus-Bewegung hatte sich hinreichend desavouiert, und der kulturkritische Konservatismus hörte langsam, aber unaufhaltsam auf, das öffentliche Reden über den Konsum zu dominieren. Mit der Neuerfindung Deutschlands als bundesrepublikanischer Warenverbrauchsgemeinschaft in den 1950er Jahren wuchs allerdings eine Kritik an der Warengesellschaft heran, die sich weniger rückwärtsgewandt als vielmehr progressiv verstand.

Thomas Hecken weist darauf hin, dass bereits in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die konservativ-kulturpessimistischen Stimmen zwar noch deutlich hörbar gewesen seien, im tonangebenden Feuilleton und auch innerhalb der Zirkel der höheren Angestelltenschaft jedoch kaum noch Widerhall gefunden hätten. Hier herrschte vielmehr ein liberaler Individualismus vor, der den neuen Konsummöglichkeiten zunächst aufgeschlossen gegenüberstand. Die Konsumkritik verlor allerdings trotzdem, so Hecken, keinesfalls an Bedeutung.¹⁹ Sie drehte sich lediglich politisch um und kam jetzt von links. Aus der Kritik der Entfremdung und der Kulturindustrie entwickelte sich eine umfassende Kritik an Warenfetischismus und Durchkommerzialisierung sämtlicher Lebenssphären. Herbert Marcuses «Eindimensionaler Mensch» wird mit seiner Melange aus psychoanalytischem Jargon und marxistisch inspirierter Analyse zu einem Schlüsselwerk der neueren Konsumkritik. Marcuse betont insbesondere die manipulative Kraft des Massenkonsums und der Kraft der Warenwerbung, die den kritischen Impetus der Kunst zu negieren weiss:

«Die neokonservativen Kritiker der linken Kritik an der Massenkultur bespötteln, daß gegen Bach als Hintergrundmusik in der Küche protestiert wird, gegen Platon und Hegel, Shelley und Baudelaire, Marx und Freud im Kaufhaus. Stattdessen bestehen sie auf der Anerkennung der Tatsache, daß die Klassiker das Mausoleum verlassen haben und wieder lebendig wurden, daß die Menschen eben sehr viel gebildeter sind. Das stimmt, aber indem sie als Klassiker lebendig werden, werden sie als etwas anderes lebendig als sie waren; sie werden ihrer antagonistischen Kraft beraubt, der Entfremdung, worin gerade die Substanz ihrer Wahrheit bestand. Absicht und Funktion dieser Werke haben sich daher

19 Hecken 2010, S. 120.

grundlegend geändert. Wenn sie einmal zum Status quo in Widerspruch standen, so wird dieser Widerspruch jetzt eingegebenet.»²⁰

Die von Marcuse als «repressive Entsublimierung» beschriebene, scheinbar alle Klassenunterschiede einebnende Kraft des Konsums wird dann von der frühen 68er Bewegung als «Konsumterror» bzw. mit dem Wort «Konsumzwang» dramatisiert und radikalisiert.²¹ Und diesem Terror, so scheint es, lasse sich nur Terror entgegensetzen, so wie man Feuer eben auch mit Feuer bekämpfe.

In den 1960er Jahren sah sich dann entsprechend die «Subversive Aktion» um die Studenten Dieter Kunzelmann und Rudi Dutschke in einer «Gesellschaft des gesetzlichen Konsumzwangs» gefangen und setzte bei ihren antikapitalistischen Aktionen auch auf den Kampf gegen das Warenhaus. Dieter Kunzelmann schlug beispielsweise vor, ein Kaufhaus zu stürmen und die Waren dann frei zu verteilen, Mitglieder der Direkten Aktion (DA) riefen zu «Warenhausplünderungen mit Verschenk- und Tauschexzessen» auf.²² Ein realer Brand im Brüsseler Warenhaus «À l'innovation» im Jahr 1967, bei dem mehr als 300 Menschen ums Leben kamen, diente den Kommunalen um Kunzelmann als Anlass für ein Flugblatt, das sie vor Gericht bringen sollte und das als Ausgangspunkt für die Formierung der «Baader-Meinhof-Gruppe» gesehen werden kann.²³ Das Flugblatt «Warum brennst du, Konsument» versuchte sich in bitterem Sarkasmus: «Ein brennendes Kaufhaus mit brennenden Menschen vermittelte zum erstenmal in einer europäischen Grossstadt jenes knisternde Vietnamgefühl (dabeizusein und mitzubrennen), das wir in Berlin bislang noch missen müssen. Skeptiker mögen davor warnen, «König Kunde», den Konsumenten, den in unserer Gesellschaft so eindeutig Bevorzugten und Umworbenen, einfach zu verbrennen. So sehr wir den Schmerz der Hinterbliebenen in Brüssel mitempfinden: wir, die wir dem Neuen aufgeschlossen sind, können, solange das rechte Mass nicht überschritten wird, dem Kühnen und Unkonventionellen, das, bei aller menschlichen Tragik im Brüsseler Kaufhausbrand steckt, unsere Bewunderung nicht versagen.»

Ein zweites Flugblatt mit dem Titel «Wann brennen die Berliner Kaufhäuser» wird noch deutlicher und droht unverhohlen:

«Unsere belgischen Freunde haben endlich den Dreh heraus, die Bevölkerung am lustigen Treiben in Vietnam wirklich zu beteiligen: sie zünden ein Kaufhaus an, dreihundert saturierte Bürger beenden ihr aufregendes Leben und Brüssel wird Hanoi. Keiner von uns braucht mehr Tränen über das arme vietnamesische

20 Marcuse 1998 [1967], S. 84.

21 Koenen 2003, S. 142; Hecken 2010, S. 125.

22 Hecken 2010, S. 126.

23 Vgl. Hecken 2010, S. 126f.

Volk bei der Frühstückszeitung zu vergiessen. Ab heute geht er in die Konfektionsabteilung von KaDeWe, Hertie, Woolworth, Bilka oder Neckermann und zündet sich diskret eine Zigarette in der Ankleidekabine an. Wenn es irgendwo brennt in der nächsten Zeit, wenn irgendwo eine Kaserne in die Luft geht, wenn irgendwo in einem Stadion die Tribüne einstürzt, seid bitte nicht überrascht. Genausowenig wie beim überschreiten der Demarkationslinie durch die Amis, der Bombardierung des Stadtzentrums von Hanoi, dem Einmarsch der Marines nach China. Brüssel hat uns die einzige Antwort darauf gegeben: Burn warehouse, burn.»²⁴

Ein knappes Jahr später sind es dann Thorwald Proll, Horst Söhnlein, Gudrun Ensslin und Andreas Baader, die auf Taten statt Worte setzen und in Frankfurt das Warenhaus M. Schneider und den Kaufhof mit selbst gebauten Brandsätzen anzünden. Die bekannte Journalistin Ulrike Meinhof kommentierte die politisch motivierte Brandstiftung und den ihr folgenden Prozess wie folgt:

«So bleibt, daß das, worum in Frankfurt prozessiert wird, eine Sache ist, für die Nachahmung – abgesehen noch von der ungeheuren Gefährdung für die Täter, wegen der Drohung schwerer Strafen – nicht empfohlen werden kann. Es bleibt aber auch, was Fritz Teufel auf der Delegiertenkonferenz des SDS gesagt hat: «Es ist immer noch besser, ein Warenhaus anzuzünden, als ein Warenhaus zu betreiben.»»²⁵

Das Warenhaus um 1900 musste also brennen, weil es moralisch korrumpierend war. Als Symbol für die verhasste Moderne stand es für alles, was die konservative Kulturkritik verachtete. Es galt als jüdische Betriebsform, die den «reellen» Handel zu vernichten drohte, und war ein undeutscher Kulturzerstörer. Antisemitismus und Antikapitalismus gingen hier Hand in Hand. Das Warenhaus um 1960 war immer noch ein Symbol für den abermals verhassten Kapitalismus; «Moral» oder «Moderne» waren aber keine relevanten Kategorien mehr. Vielmehr galt das Warenhaus als Hort des neuen Opiums für das Volk: günstige Konsumgüter, die die Massen vermeintlich von der ersehnten Revolution abhielten.

4. Fazit

Nachdem sich mit dem blutigen Terror der RAF und dem jämmerlichen Ende des Realsozialismus auch die Konsum- und Kapitalismuskritik von links weitgehend beschädigt sah, entstand in den späten 1980er und frühen 90er Jahren langsam eine Kultur- und Konsumkritik der oberen Mittelschicht; ihr Selbstver-

24 Zit. nach Hecken 2010, S. 127f.

25 Meinhof 1968, S. 5.

ständnis und ihre Ikonografie kann, wie eingangs beschrieben, ironischerweise in einem Warenhaus besichtigt werden. Der radikale Antimodernismus, der Antisemitismus und der Zerstörungsfuror vergangener Zeiten ist der neueren Konsumkritik fremd. Sie will keine andere Gesellschaft, sondern einen besseren, langsameren, nachhaltigeren, irgendwie ökologischeren Konsum. Diese Art der Konsumkritik ist selbst konsumierbar geworden: Ökosiegel, Fair-Trade-Produkte, Tierwohllabel usw. sind sichtbarer Ausdruck einer ihrerseits zum Produkt gewordenen Konsumkritik. Der Wunsch, den Konsum der Vielen zu pädagogisieren, ist aber geblieben, und er wird begleitet von einem Glauben daran, über den Konsum der ›richtigen‹ Produkte gleichzeitig auch auf die Gesellschaft erzieherisch einwirken zu können: ›Sage mir, was du isst und ich sage dir wer du bist! ›. Die Pädagogisierung des Konsums wird so zu einer Konsumierbarkeit der Pädagogik.

Quellen

- Freund, Max: Der Warenhauskönig. Barmen: Eos 1912.
- Freytag, Gustav: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Waltrop: Manuscriptum 2013.
- Henningsen, Joachim: Beiträge zur Warenhausfrage! Hamburg: Deutschnationale Buchhandlung und Verlags-Anstalt 1906.
- Köhrer, Erich: Warenhaus Berlin. Ein Roman aus der Weltstadt. Berlin: Wedekind 1909.
- Meinhof, Ulrike: Warenhausbrandstiftung. In: konkret, 14 (1968), S. 5.
- Stresemann, Gustav: Die Warenhäuser. Ihre Entstehung, Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 56 (1900), S. 696–733.

Literatur

- Hecken, Thomas: Das Versagen der Intellektuellen. Eine Verteidigung des Konsums gegen seine deutschen Verächter. Bielefeld: transcript 2010.
- Heinze, Carsten: Die Pädagogik an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus: 1933–1945. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2001.
- Herf, Jeffrey: Reactionary Modernism. Technology, Culture and Politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge: Cambridge University Press 1984.
- Koenen, Gerd: Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2003.
- König, Gudrun M.: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Köln: Böhlau 2009.

- Lehnert, Gertrud: Paradies der Sinne. Das Warenhaus als ästhetisches Ereignis. In: *Image*, 8 (2008), S. 35–51. Online unter: www.gib.uni-tuebingen.de/index.php?option=com_content&view=article&id=135&Itemid=154&menuitem=miArchive&showIssue=34 (abgerufen am 23.10.2019).
- Lenz, Thomas: Das Warenhaus als Erzieher. Modernisierung und Modernisierungskritik um 1900. In: *Zeitschrift für Pädagogische Historiographie*, 15, 2 (2009), S. 47–55.
- Lenz, Thomas: Konsum und Modernisierung. Die Debatte um das Warenhaus als Diskurs um die Moderne. Bielefeld: transcript 2011.
- Litt, Theodor: Die gegenwärtige Lage der Pädagogik und ihre Forderungen. In: Ders.: *Möglichkeiten und Grenzen der Pädagogik. Abhandlungen zur gegenwärtigen Lage von Erziehung und Erziehungstheorie*. Leipzig: Teubner 1926.
- Marcuse, Herbert: *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. München: dtv 1998 [engl. Erstausgabe 1964, dt. Erstausgabe 1967].
- Pollak, Guido: Der Begriff der «Pädagogisierung» in der erziehungswissenschaftlichen Diskussion. Vorbereitende Untersuchungen zur «Bilanz» der Erziehungswissenschaft. In: Hoffmann, Dietrich/Heid, Helmut (Hrsg.): *Bilanzierungen erziehungswissenschaftlicher Theorieentwicklung. Erfolgskontrolle durch Wissenschaftsforschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1991, S. 25–49.
- Weishaupt, Georg: Manufactum-Chef profitiert vom Trend zur Nachhaltigkeit – und will expandieren. In: *Handelsblatt online*, 17.12.2018. Online unter: www.handelsblatt.com/unternehmen/mittelstand/familienunternehmer/max-heimann-manufactum-chef-profitiert-vom-trend-zur-nachhaltigkeit-und-will-expandieren/23769220.html?ticket=ST-4625105-45BjpFlFN34YTJtkqNu1-ap2 (abgerufen am 23.10.2019).
- Wildt, Michael: *Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der fünfziger Jahre*. Frankfurt am Main: Fischer 1994.
- Zukin, Sharon: *The Culture of Cities*. Oxford: Blackwell 1995.

Der Autor

Dr. Thomas Lenz
 Universität Luxemburg
 E-Mail: thomas.lenz@uni.lu

Teil III:
Formen und
Formierungen

11

**Pädagogisierte
Propaganda für ein
«gutes Leben»**

11.

Pädagogisierte Propaganda für ein «gutes Leben»

Belehrungs- und Bekehrungsversuche vom Sozialismus bis zur Marktwirtschaft im 20. Jahrhundert

In der liberalen parlamentarischen Parteiendemokratie werden die «Massen [...] durch einen Propaganda-Apparat gewonnen, dessen grösste Wirkungen auf einem Appell an nächstliegende Interessen und Leidenschaften beruhen». An die Stelle des «Argument[s] [...] für die echte Diskussion» trete «in den Verhandlungen der Parteien die zielbewusste Berechnung der Interessen und Machtchancen; in der Behandlung der Massen die plakutmässig eindringliche Suggestion».¹

Dieses von Carl Schmitt 1923 formulierte funktionale Verständnis von Propaganda als technische «Bearbeitung der öffentlichen Meinung»² und effizienzorientierte, auch irrationale, manipulierende Mobilisierung klingt zugleich nach Habermas' «Strukturwandel der Öffentlichkeit», selbst wenn dieser der modernen Propaganda ein «Janusgesicht der Aufklärung und der Lenkung, [...], der Pädagogik und der Manipulation» attestierte.³ Die negative Bedeutung von Propaganda hat nach dem Nationalsozialismus vor allem die Frankfurter Schule unter Vermeidung Schmitt'scher Parlamentarismuskritik zum Ausdruck gebracht: Max Horkheimer und Theodor Adorno begriffen politische Propaganda und Geschäftsreklame als maschinenhafte Techniken der inhumanen Manipulation und Verlogenheit, wobei sie teils an Stereotype von der profitgeleiteten Reklame und

1 Schmitt 2010 [1923], S. 12.

2 Schmitt 2010 [1923], S. 37.

3 Habermas 1990, S. 302; vgl. auch S. 282–285, 289, 319f.

betrügenden Werbung⁴ anschlossen: «Die Gemeinschaft der Lüge ist es, in der Führer und Geführte durch Propaganda sich zusammenfinden»⁵ – je mehr die Reklame anpreise, desto schlechter sei die Warenqualität.

An die Vorstellung von der Ökonomisierung des Politischen durch Propaganda knüpfte die jüngste Politik- und Mediengeschichte an: Demnach habe Hitler «propaganda as a vehicle of political salesmanship in a mass market» betrachtet.⁶ Das Minenfeld, «Propaganda nach Hitler»⁷ zu beforschen, schien mit solchen Bezügen zum «professionalisierten Marketing» begehrter, als pädagogisierende Implikationen zu erkunden. Manche Historiker plädierten sogar dafür, «Propaganda als analytischen Begriff gänzlich aus [...] der Geschichtswissenschaft zu verbannen».⁸ Angesichts dieser begriffsgeschichtlichen und -politischen Dimension erstaunt nicht, dass zeit- und bildungshistorisch Propaganda als das genaue Gegenteil von Bildung und Erziehung verstanden wird⁹ und in gängigen Handbüchern der Erziehungswissenschaft kaum vorkommt.¹⁰ Bezogen auf die NS-Zeit, wird Propaganda als ein manipulierendes Macht- und Herrschaftsinstrument zur «Formung des Volksgenossen»¹¹ verstanden. Sie habe sich traditioneller Erziehungs- und Bildungsmethoden bzw. -institutionen entweder bemächtigt oder dazu beigetragen, das Schulwesen zugunsten von Lager, Jugend- und Kampfbünden, Militär, Gehorsam und Volksgemeinschaft zu marginalisieren, selbst wenn teilweise eine reformpädagogische Kontinuität im Nationalsozialismus konzidiert wird.¹² So galt Propaganda im Sinne der Kritischen Theorie lange Zeit in erziehungswissenschaftlichen und historischen Kontexten als deziert unpädagogisch.¹³ Dagegen steht Bildung in normativ-idealistischem Verständnis für Mündigkeit, Emanzipation, Selbstbestimmung, für die Vervollkommnung des Persönlichkeitsideals, die Befähigung zur Empathie, Moral und sozialen Verantwortung, für rationale Wissensvermittlung sowie für gesellschaftlichen Fortschritt – also für ein «gutes Leben».¹⁴

4 König 2009, S. 107, 112f.

5 Horkheimer/Adorno 1994 [1944], S. 272; Habermas 1990, S. 300, 319.

6 Welch 2007, S. 11.

7 Mergel 2010.

8 Mühlenfeld 2009, S. 528.

9 Bussemer 2005. Allerdings bezeichnet Osterwalder (2012, S. 58) publizistisch-politische Aktivitäten Johann Heinrich Pestalozzis während der Französischen Revolution als propagandistische Tätigkeit. Ketelhut (2016, S. 168) greift die unternehmerische Propaganda des Reformpädagogen Berthold Otto auf.

10 So etwa bei Böhm 2005; Benner/Oelkers 2004.

11 Herrmann 1985.

12 Herrmann 1985, S. 10; Leschinsky 2000, S. 118, 123f.; Podehl 2008, S. 24; Dudek 2018.

13 Von Hentig 1969, S. 75, setzte der massenmedial konnotierten «Lügenpropaganda» die Bildung von öffentlicher Neugier entgegen.

14 Raithel/Dollinger/Hörmann 2009, S. 25, 28, 36–38, 269.

Gleichwohl gelten die NS-Diktatur und auch die DDR als «Erziehungsstaaten». Trotz berechtigter Kritik an diesem Begriff¹⁵ könnte man daran anschliessend ohne revisionistische Ambitionen nach dem Pädagogisierenden in propagandistischen Verwendungskontexten¹⁶ fragen. Schliesslich könnte man nicht nur von einer ideologisch-propagandistischen Bemächtigung der Schule im Nationalsozialismus ausgehen, sondern von einer vielfach komplex verflochtenen Pädagogisierung (ausser-)schulischer Propaganda in totalitären Regimen.

In dem insbesondere von Marc Depaepe, Paul Smeyers und David Labaree konzeptionalisierten Erklärungsansatz der «educationalization of social problems» wurde fast ausschliesslich die Schule als der Ort fokussiert, an dem diverse gesellschaftliche Fehlentwicklungen curricular aufgegriffen und so der Schule pädagogisierend zur Lösung überwiesen worden sind, statt sie durch strukturpolitische Interventionen zu beheben.¹⁷ Versteht man unter Pädagogisierung einen konfliktreichen, widersprüchlichen Prozess und nicht nur eine zusehends erweiterte Schulbildung, geraten eher vernachlässigte auserschulische Erziehungsambitionen in den Blick, unter anderem die Vermittlung und Popularisierung gesellschaftspolitischer Leitbilder und weltanschaulicher Zukunftprojektionen durch Propaganda. David Labarees Bestimmung von «educationalization» – «aiming to solve social problems by seeking to change the hearts, minds, and capacities of individual students»¹⁸ – schliesst neben rationaler Wissensvermittlung und professioneller beziehungsweise institutioneller Erziehungstätigkeit auch Emotionen ein. Seine Auffassung von Pädagogisierung tendiert zu zentralen Komponenten von Propaganda, die unter anderem inhaltlich reduzierte oder symbolisch vereinfachte Appelle sowie persuasive Mobilisierung zugunsten einer besseren Zukunft umfassen.¹⁹ Den bei Labaree angedeuteten Faden aufgreifend, geht dieser Beitrag anhand von Konzepten, Legitimationen und Kampagnen ausgewählten Spuren von widersprüchlicher Pädagogisierung der Propaganda im 20. Jahrhundert nach.

Verflechtungen in den Unterschieden von Propaganda und (Um-)Erziehung beziehungsweise Bildung werden noch im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts unbefangen konzediert. Der US-Kommunikationswissenschaftler Harold D.

15 Herrmann 1993, S. 563; Benner/Hellekamps 2004, S. 967; Leschinsky 2000, S. 132–135.

16 Boser et al. 2017, S. 316.

17 Smeyers/Depaepe 2008, S. 1. Beide Autoren verstehen diesen Begriff eher als wertneutrale Analysekatgorie, entgegen manchen Lesarten von Pädagogisierung als Bemächtigung des Individuums durch eine lückenlos anmutende Schulerziehung, die nicht Emanzipation, Freiheits- und Erkenntnisgewinne bedeute, sondern Kontrolle und Leistungsoptimierung in einer neoliberalen oder -konservativen Gesellschaft. Vgl. Boser et al. 2017, S. 308, 324.

18 Labaree 2008, S. 448.

19 Bussemer 2005, S. 24–36.

Lasswell unterschied in den 1930er Jahren zwar die rationale Bildung von der an Emotionen appellierenden Propaganda, welche die «manipulation of collective attitudes by the use of significant symbols (words, pictures, tunes)» beabsichtige: «The spread of controversial attitudes is propaganda; the spread of accepted attitudes and skills is education.» Er attestierte jedoch der Propaganda, dass sie Gewaltanwendung oder Bestechung verhindern helfe. Zudem beruhe diese Unterscheidung auf den jeweiligen geografisch und ideologisch bedingten Zuschreibungen: «It is proper to speak of communism as propaganda in Chicago and as education in Moscow ...».²⁰ Offensiver skizzierte mit Edward Bernays ein Protagonist der beginnenden Public Relations zu Beginn des 20. Jahrhunderts Parallelen und Paradoxien von Propaganda und Education: «Honest education and honest propaganda have much in common. There is this dissimilarity: education attempts to be disinterested, while propaganda is frankly partisan.»²¹

Propaganda ist, so die Annahme, ebenso wie Pädagogisierung ein imaginierter, ideologischer beziehungsweise utopischer Verheissungs- oder finaler Veränderungsanspruch von Zukunft und «gutem Leben» inhärent, das je nach historischem Kontext auf Tugendhaftigkeit, Leistungserbringung, (rassisch begründeter) Gemeinschaft, Gesundheit und Herkunft, Teilhabe an Lebenschancen und soziale Anerkennung zurückgeführt wurde. Pädagogisierte Propaganda kann eine Form des «social engineering», des rationalen, wissenschaftlichen Ordnungsversuchs von Experten sein, «die in Ratgebern und Ausstellungen das «richtige» Leben inszenierten», dabei emotionale Lebensängste und rationalen Lösungsoptimismus kombinierten und unter dem Leitbild der Gemeinschaft «keine Erziehungsdiktaturen», aber Lernprozesse initiierten.²² Die damit häufig behauptete effiziente Bevölkerungssteuerung schliesst allerdings unterschiedliche, auch ungewollte Rezeptionen von Propaganda ebenso wie von pädagogisierenden Ambitionen nicht aus. Dieser Aspekt der Rezeption kann in diesem Beitrag weniger verfolgt werden, da die hier angedeuteten Verflechtungen sozialtechnologischer Ansätze mit Pädagogisierungsimplicationen von Propaganda fokussiert werden. Sie werden anhand von Phasen totalitärer Herrschaft von Sozialismus (in seinen verschiedenen Ausprägungen) (Abschnitt 1) und Nationalsozialismus (Abschnitt 2) untersucht, wie auch am Beispiel von nationalen und sozialen Bewegungen zur Zeit des Ersten Weltkriegs (Abschnitt 3). Nach der Betrachtung verschiedener Kontexte, in denen Propaganda als «a technique of

20 Lasswell 1935, S. 189. Ähnlich der wegen seiner NS-Vergangenheit umstrittene Hamburger Psychologe Hofstätter 1954, S. 322f.

21 Bernays 1928b, S. 959.

22 Etzemüller 2009, S. 21 (zweites Zitat), 30, 36 (erstes Zitat).

social control, or as a species of social movement» auftritt,²³ wird diskutiert, ob eine Art «grammar of propaganda» (Abschnitt 4) mit stabilen Strukturelementen in Anlehnung an die «grammar of schooling» zu beschreiben ist.²⁴ Kontinuitätslinien werden dann anhand der westdeutschen Nachkriegspropaganda für das «gute Leben» der Westbindung und sozialen Marktwirtschaft beleuchtet (Abschnitt 5), bevor das Fazit Zusammenhänge von Pädagogisierung und Propaganda resümiert.

1. Propaganda als ideologische Schulung, Persönlichkeitsbildung oder Umschmiedung? – Sozialistische Fallbeispiele

Richtet man den Blick auf sozialistische Akteure in Zürich zwischen 1910 und 1918, so fällt die Konnotation der synonym verwendeten Begriffe «Agitation» und «Propaganda» mit «Bildung», «Aufklärung», «Information» auf. Dies zeigen etwa Äusserungen des deutschen Emigranten, späteren KPD-Reichstagsabgeordneten und Medienmoguls Willi Münzenberg, des kultursozialistischen Armenarztes in Zürich-Aussersihl Fritz Brupbacher und des Stadt- und Kantonsrats Alfred Traber.²⁵

Grundsätzlich angelegte Agitation bedeutete für den jungen Münzenberg nicht Verdummung und Verflachung, sondern sei «eine wichtige Bildungsmethode»,²⁶ damit sich die sozialistischen Ideen im intellektuell-ideologischen Wissenskampf als diskursmächtig durchsetzen. «Agitation zwingt [...] die Genossen zum Studieren, sie müssen lernen und unsere Ideen verarbeiten, wollen sie den Gegner schlagen.»²⁷ Bevor auf der Strasse – in Zürich etwa durch die Sozialistische Jugendorganisation (SJO) – provokante Aktionen erfolgten, müssten die Aktivisten durch «geistige Schulung für den militärisch-revolutionären Kampf» vorbereitet werden,²⁸ um aus einer empörten Revolte eine tief greifende Revolution entstehen zu lassen. Die Auffassung, wonach Propaganda vor dem und für den revolutionären Kampf die Arbeiter im Klassenbewusstsein auszubilden und aufzuklären habe, vertrat in den Umsturzmonaten der Jahre 1918/19 auch Ruth Fischer, die 1924 kurzzeitig die Leitung der KPD übernahm.²⁹ Dagegen setzte der Vierte Weltkongress der Kommunistischen Internationalen 1922 auf die Schaffung einer Einheitsfront aller – auch sozialdemokratischer – Arbeiter, in der ideologische

23 Lasswell 1935, S. 189.

24 Tyack/Tobin 1994.

25 Jost 1973; Hardegger 2018, S. 267f.; Traber 2011.

26 Münzenberg 1918, S. 38.

27 Münzenberg 1918, S. 39.

28 Münzenberg 1921, S. 8.

29 Kessler 2013, S. 56.

Schulung nicht vor, sondern im und durch den Kampf erfolge.³⁰ Somit konnte die Agitation auf der eher als Gefährdungs- denn als Bildungsort geltenden Strasse³¹ selbst zu einem Bildungserlebnis stilisiert werden oder auch die Eigenschaft einer Evaluation erhalten, welches der hier kollidierenden propagierten Wissenssysteme sich ideologisch durchsetze. Über die unerbittlichen Fraktionsgegensätze der KPD hinweg avancierten mitunter Propaganda und Agitation selbst zu einer Bildungsmethode, die das «gute Leben» – die revolutionäre Verheissung der Gleichheit im Kommunismus – fundieren sollte.

Eher kultursozialistische Anhänger in Zürich wie Münzenberg und Brupbacher sahen sich als Teil einer intellektuellen Avantgarde und tendierten damit fast zu dem um 1900 virulenten Konzept der geistigen Aristokratie von kultur-elitären Schriftstellern sowie von nationalkonservativen Kreisen, die meinten, mit prophetischer Deutungskraft Gegenwart zu erfassen und Zukunft vorherzusagen.³² So impliziert Brupbachers Verständnis von Propaganda nahezu eine Selbst- und Charakterbildung von wenigen dazu auserkorenen Individuen: «Unsere Propaganda ist eigentlich nur der Versuch, Gedankenaustausch anzubahnen mit den besondern, unspießrischen Menschen [...] Wir suchen, bewusst zu machen, [...] dass jedes Einzelindividuum durch die Lektüre der Werke der Wissenschaft, der Kunst usw. in Kontakt mit sich setzt, mit den Erzeugern dieser Werke, an ihnen wächst, selber solche zeugt und andere wieder wachsen macht.»³³ Ein guter Propagandist, wie das zum Beispiel Sokrates gewesen sei, wirke am besten durch originelles Denken, Sprechen und Leben als ein «Stein des Anstosses», bemerkte Brupbacher.³⁴ Indirekt rief er hier vor allem philosophisch-kulturelle Leitvokabeln aus der Jahrhundertwende auf, die unter anderem von Friedrich Nietzsche geprägt, aber auch von der schulkritischen (Reform-)Pädagogik aufgegriffen worden sind: das als Anregung, nicht als Einengung verstandene Vorbild, die Persönlichkeit, der Wille, das Genie.³⁵ Diese Begriffe konturierten die Mittel und ebenso das Ziel für die propagandistische Schulung einer ideologisch sozialistischen Elite. Zwar müsse sich Propaganda zur ideologischen Massenschulung und -mobilisierung der Organisation und der Massenmedien, Radio und Kino, bedienen, um selbst dort «ihren Samen [zu] streuen, wo es uns scheint, dass wir eventuell auf steinigem Boden säen».³⁶ Der kultursozialistische

30 Kessler 2013, S. 81f., 110f.

31 Vgl. Wietschorke 2008.

32 Martynkewicz 2009.

33 Brupbacher 1946, S. 108; vgl. Jost 1973, S. 78f.

34 Brupbacher 1946, S. 148.

35 Böhm 2005, S. 243, 488f.; Weiss 2013, S. 372; Hoyer 2002, S. 232–238, 336–338, 448f.

36 Brupbacher 1946, S. 108.

Avantgardist solle jedoch, so Brupbacher, eher ein unabhängiger Freigeist sein, denn: «Zumeist gewöhnt ihm [...] die Organisation die Originalität ab»,³⁷ das heisst, die Intellektualität der Propaganda wird beliebig und unkenntlich. Zwar strebt eine so ausgerichtete Propaganda danach, die bürgerliche Gesellschaft zu überwinden, sie ist jedoch zugleich stark an ihr ausgerichtet. So sah der Zürcher Primarlehrer und SP-Stadtrat Alfred Traber, dabei teilweise Erwin Piscators «Proletarischem Theater» folgend, etwa das sozialistische Drama und Theater als moralische beziehungsweise propagandistisch verwertbare Schaubühne zur Weckung von – allerdings eher bürgerlich konnotierter – Empfindsamkeit. Das sozialistische Theater vermöge «Erkenntnisse» besser als ein gelehrter Vortrag zu vermitteln, somit «gefühlsmässige Anteilnahme» und «Ergriffenheit» hinsichtlich der sozialen Frage zu wecken und zu neuem «Kampfwille[n]» zu ermutigen.³⁸

Der junge Münzenberg wiederum sah in Zürich die SJO als Avantgarde, um Propaganda gemeinsam mit den neu zu schaffenden sozialistischen Sonntagschulen zu verbreiten.³⁹ Dort seien die Jugendlichen kulturell hochstehend und ethisch-ästhetisch unter anderem anhand von Spaziergängen durch bürgerliche Villenviertel zu unterrichten. Dieser Lebensstandard sei für die Arbeiterkinder nicht so sehr im Kommunismus zu überwinden, sondern selbst zu erreichen. Erst in der letzten Klasse seien «den Schülern die Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus verständlich zu machen».⁴⁰

Eine derartige, vom jeweiligen Lehrer zu leistende Verbindung von allgemeiner Schulbildung und Propaganda zur sozialistischen Schulung und «Aufklärung» der Landbevölkerung sah auch die Kommunistische Partei Russlands in ihrer Parteitagsresolution vom März 1919 vor.⁴¹ Populäre Literatur und Zeitungen seien kostenlos in Schulen, Erwachsenenbildungsanstalten und Bibliotheken zu verteilen. Die Verbindung von Schule und Propaganda wiederum sei durch Volkshäuser für die Erwachsenenbildung, die auch die international agierende Abstinenzbewegung gründen wollte,⁴² zu institutionalisieren. Die Volkshäuser «müssen Bauernklubhäuser sein, die der Erholung, vernünftigen Unterhaltung, breiten Allgemeinbildung und kommunistischen Aufklärung dienen».⁴³ Doch tendierte diese mit der Aussicht auf ein verbessertes Leben legitimierte, alle

37 Brupbacher 1946, S. 148.

38 Traber 1931/32, S. 214. Auch Goebbels betrachtete das für die Massen auszurichtende Theater als idealen Propagandaort, vgl. o. A. 1937.

39 Münzenberg 1918, S. 39f.

40 Münzenberg 1917, S. 36, 39, 42, 45, 46 (dort das Zitat).

41 Über die politische Propaganda 1961 [1919], S. 93.

42 Grube/De Vincenti 2013, S. 219f.

43 Über die politische Propaganda 1961 [1919], S. 94.

schulischen, ländlichen und somit sozialen Lebensbereiche umgreifende pädagogisierte Propaganda zur totalen Erfassung des Alltags. Stellte sich dieses «gute», kommunistische Leben nicht ein, wurde, so Willi Münzenberg gegenüber Stalin im Sommer 1933 nach der «Niederlage des deutschen Kommunismus», noch mehr und bessere Propaganda eingefordert, die wiederum zugleich für Misserfolge verantwortlich gemacht werden konnte⁴⁴ – ähnlich, wie gesellschaftlich so wahrgenommene fortbestehende Defizite trotz ihrer bereits erfolgten Thematisierung an Schulen durch noch mehr Pädagogisierung behoben werden sollten. Das Totalitäre der sowjetischen Propaganda kam letztlich darin zum Ausdruck, dass diverse «schädlich(e) und konterrevolutionär(e)», «sowjetfeindliche Elemente»⁴⁵ aus verschiedenen Volksgruppen als Schuldige für das «schlecht» gebliebene Leben konstruiert und eliminiert wurden. Nach dem Propagandakonzept des sowjetischen Volkskommissars für Bildung Anatolij Lunačarskij von 1919 musste «Bildung [...] zum Zwecke der kommunistischen Propaganda benutzt werden [...]». Dabei kann auch Gewalt angewandt werden» gegen Personen, die das sowjetische Bildungs- und Propagandaangebot ablehnten.⁴⁶ In den Gulags, so Karl Schlögel, lebte dann «der bolschewistische Erziehungswahn [...] seinen Vernichtungsfuror aus», unter anderem wenn Zwangsarbeit als «perekowka», als «Umschmiedung» der Häftlinge in gute, ehrenwerte Sowjetbürger legitimiert wurde.⁴⁷

2. Totalitäre NS-Propaganda: unpädagogisch umformend?

Terror und Gewalt waren eben, anders als der eingangs zitierte Lasswell 1935 meinte, gleichsam der Zwilling von totalitärer Propaganda.⁴⁸ Ihre Totalität war es, was nach Siegfried Kracauer 1937 gerade die NS-Propaganda von allen anderen Propagandaformen unterschied: Sie sei nihilistisch, regressiv, manipulativ, inhaltsleer, programmatisch bewusst widersprüchlich und maskenhafter, täuschender Schein.⁴⁹ Dagegen vermittelte, so Kracauer, die Propaganda des Kommunismus eine für Wahrheit gehaltene Idee, während sie im Nationalsozialismus die Masse rücksichtslos zum Zweck von Machterwerb und -erhalt aus ihren ge-

44 Brief Münzenbergs an Stalin über die Ursache für die Niederlage des deutschen Kommunismus 1933 vom 20. Juli 1933, in: Weber/Drabkin/Bayerlein 2014, S. 1025f.

45 Über die politische Propaganda 1961 [1919], S. 94; Schlögel 2011, S. 115, 185, 193.

46 Lunačarskij 1961[1919], S. 100f. Lunačarskij studierte von 1892 bis 1894 u.a. Philosophie an der Universität Zürich.

47 Schlögel 2017, S. 126.

48 Kracauer 2013 [1937], S. 65, 74; Münzenberg 1977 [1937], S. 179. Münzenberg sah aber nur die NS-Propaganda, nicht die sozialistische Variante mit Gewalt verbunden.

49 Kracauer 2013 [1937], S. 20, 36f., 57f. Kracauers Darstellungen ähneln Münzenbergs zeitgleich entstandener Schrift «Propaganda als Waffe»; vgl. Münzenberg 1937/1977, S. 179, 201, 208.

wohnten sozialen Bezügen zu isolieren suchte, um sie disponibel zu machen.⁵⁰ Ständig halte sie, so Kracauer und Hannah Arendt übereinstimmend, die von ihren soziokulturellen Klassenmilieus isolierte Bevölkerung in einem angespannten Schwebzustand von Beruhigung, Erlösung sowie Angst und Sorge.⁵¹ Weil die propagandistischen Botschaften häufig widersprüchlich wechselten, habe sich das Ausgeliefertsein und die Aufnahmebereitschaft der aus ihren gewohnten Umgebungen gerissenen Menschen gegenüber der sich geradezu als Erlösung gerierenden NS-Propaganda gesteigert.⁵² Die NS-Propaganda habe den Voyeurismus, die «Wollust» des kleinen Mannes bedient, der nach neuer, vor allem andere Bevölkerungsgruppen betreffender propagandistischer Hetze lechze und sich so als Teil einer grossartigen Gemeinschaft sowie eines guten und noch besser werdenden Lebens wähne, zumal ihm neben «Vorstellungen des Grauens» auch diejenigen des Glücks und «messianische[] Verheissungen» präsentiert wurden.⁵³ Diese durch Propaganda erschaffene Pseudorealität führe jedoch auch zu ihrem Ende, weil totalitäre «Erweckungspropaganda» zum Zweck der dauerhaften Mobilisierung immer unrealere und unerfüllbarere Zukunftsversprechen generiere und so zur wenig begeisternden «Erhaltungspropaganda» erstarre.⁵⁴ Das treffe, so Karl Schlögel, auch auf die Sowjetpropaganda zu: «Das System, das aus der Bewegung der Millionen [...] hervorgegangen war, konnte sich nur am Leben erhalten, wenn es in Bewegung blieb [...]. Sein Ende musste [...] kommen, indem die Antriebsaggregate stillgelegt wurden und der heroische Mensch verschwand.»⁵⁵ Die enthusiastische Zukunftsimagination vom neuen besseren sozialistischen Menschen sei durch die poststalinistische sowjetische Wohlfahrtspolitik, welche die zuvor propagandistisch in Unruhe gehaltenen Massen sesshaft gemacht habe, tönern geworden.⁵⁶

Nach diesen grob skizzierten Auffassungen von Kracauer, auch von Münzenberg und Hannah Arendt, werden der totalitären NS-Propaganda keinerlei pädagogisierenden Implikationen zugemessen: Sie zielen vielmehr auf ein «Hin und Her zwischen den Affekten».⁵⁷ Zitate von Hitler, Goebbels und Robert Ley, dem

50 Kracauer 2013 [1937], S. 36f., 47.

51 Kracauer 2013 [1937], S. 24, 74; zur Isolierung des Einzelnen aus seiner Klasse als Herrschaftstechnik des Nationalsozialismus: Arendt 1996 [1951/55], S. 671, 747. Anders als Kracauer sieht Arendt (1996 [1951/55], S. 659f.) die NS-Propaganda nicht zwingend als lügnerisch und geheimnistuerisch an. Zwar sei sie verlogen, allerdings vielmehr offen.

52 Arendt 1996 [1951/55], S. 742–759; Münzenberg 1977 [1937], S. 214f.

53 Kracauer 2013 [1937], S. 76–78, 92 (hier die beiden letzten Zitate).

54 Schivelbusch 2005, S. 92f.; Kracauer 1937 [2013], S. 135f., 236.

55 Schlögel 2017, S. 169.

56 Schlögel 2017, S. 450, 453.

57 Kracauer 2013 [1937], S. 78. Darin folgte ihm trotz Vorbehalten Adorno 2013 [1937–38], S. 266: «Propaganda dient der «Reproduktion der Dummheit.»

Führer der Deutschen Arbeitsfront, zeigen jedoch auch Anschlüsse an pädagogisierende Idiome. Der NS-Staat sei, so Ley, «ein Erziehungsstaat, ein Pädagoge, ein väterlicher Freund. Er lässt den Menschen nicht los, von der Wiege bis zur Bahre.»⁵⁸ Hier werden Anklänge an die von Herman Nohl um 1930 formulierte Polaritätsmethode erkennbar, wonach der Lehrer Führer und Freund der Schüler sei.⁵⁹ Kracauer selbst bezeichnet die NS-Propaganda ähnlich polar als Mischung aus Druck und Zug, von Ruhe und Aktion, von Zuckerbrot und Peitsche.⁶⁰ Auch Goebbels' und Hitlers Gleichsetzung von Propaganda mit (Zauber-)Kunst⁶¹ erinnert an gängige pädagogische Vorstellungen vom Lehrer als Künstler. Die amerikanische Forschung bezeichnet die Aufgabe des NS-Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda denn auch unbefangen als «re-educating the population for a new society».⁶² In diesem Sinn sind «Kraft durch Freude» und die Deutsche Arbeitsfront Umerziehungsorte und -akteure. In der NS-Volksgemeinschaft sollte ebenso das «gute Leben» durch mehr Urlaub und besseren Arbeitsschutz erfahren werden wie in der Sowjetunion in neuen urbanen Räumen: So propagierte der Gorki-Park das «Kombinat des glücklichen Lebens» als ein «multimediales Spektakel» von Sport, Kunst, Theater und Technik.⁶³ Als der US-Philosoph John Dewey 1928 Leningrad und Moskau besuchte, leitete ihn seine Wahrnehmung zur Aussage: «propaganda is education and education is propaganda.»⁶⁴

3. Propaganda als Wissenskampf und Bildungs-Expansion inmitten vergrößerter nationaler und beschleunigter globaler Kommunikation

Propaganda trat jedoch nicht nur in den revolutionären bzw. totalitären Umstürzen von 1917 und 1933 in Erscheinung. Vielmehr galt sie früh als ein weltweit neues, vermeintlich effektives, teilweise schon kommunikations- und sozialwissenschaftlich gestütztes Präventivinstrument zur edukativen, sozialtechnologischen Steuerung der Bevölkerung. Ihr Aufkommen steht im Zusammenhang mit den sich vergrößernden (trans-)nationalen Kommunikationsräumen, neuen Transport- und Logistiktechnologien, Telegrafie sowie dem schnelleren und ausgedehnten Waren- und Personenverkehr durch grosse Eisenbahnnetze, Schiff- und bald auch Luftfahrt.⁶⁵ In diesem Kontext und vor allem durch neue Massen-

58 Ley, zitiert nach Kracauer 2013 [1937], S. 51.

59 De Vincenti/Grube/Hoffmann-Ocon 2018, S. 123.

60 Kracauer 2013 [1937], S. 152, ebenso S. 60, 78.

61 Kracauer 2013 [1937], S. 40, 63f.

62 Welch 2007, S. 60, vgl. S. 22, 38, 45, 57.

63 Schlögel 2017, S. 423, 447.

64 Dewey 1984 [1928], S. 222.

65 Osterhammel 2009, S. 1015–1029.

medien, wie Boulevardzeitungen, Hörfunk und Kino,⁶⁶ verstärkte sich die Wahrnehmung von sozialer Spaltung und zugleich das Leitbild der «Gemeinschaft»⁶⁷ in nationalen Staaten und bei sozialen Bewegungen, die nach sozialer, kultureller, ethnischer und religiöser Homogenität strebten.

Im Gegensatz zum Ideal der Gemeinschaft und gleicher Partizipationsmöglichkeiten entwickelten sich in den nationalstaatlichen Demokratien organisierte Verflechtungen von diversen Klassen und Gruppen, konstatierte Edward Bernays nüchtern:⁶⁸ «This invisible, intertwining structure of groupings and associations is the mechanism by which democracy has organized its group mind and simplified its mass thinking. To deplore the existence of such a mechanism is to ask for a society such as never was and never will be.»⁶⁹ Demnach sei die Klage über organisierte Willensbildungen durch diverse Interessengruppen nichts weiter als historische Romantisierung oder utopischer Idealismus. Den sozialen Zusammenhalt im Wettbewerb zwischen Mehrheiten und Minderheiten in einer Gesellschaft schaffe vielmehr «modern propaganda», «a consistent enduring effort to create or shape events to influence the relations of the public to an enterprise, idea or group».⁷⁰ Sie trete damit zumindest kollaborierend an die Seite der Schulen oder ersetze diese gar, da Lehrer und Unterricht – so die Ansicht des US-amerikanischen Publizisten und Politikberaters Walter Lippmann – mit den rasch sich wandelnden Anforderungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nicht mithalten könnten und die Annahme von einem rationalen, demokratisch partizipationsfähigen und -willigen Publikum ein «Phantom» sei.⁷¹ In paradoxer Weise wurde so traditionellen Erziehungsinstitutionen die Fähigkeit zur Lösung sozialer Probleme abgesprochen, was vordergründig für eine Form der «Entpädagogisierung»⁷² sprechen könnte. Doch zugleich waren nicht zuletzt auf Lippmanns Betreiben zur Zeit des Ersten Weltkriegs in den USA halbstaatliche Propagandaorganisationen entstanden, um auch im Umfeld von Schulen zur nationalen Opferbereitschaft zu erziehen und für «warfare» zu mobilisieren. Die ihren pädagogisierenden Impetus im Namen tragende Educational Division des vom US-amerikanischen Journalisten George Creel geleiteten Committee on Public Information (CPI) entsandte 75 000 Redner für kurze kriegspolitische Ansprachen durch das Land. Diese sogenannten «Four Minute Men» sollten 1917

66 Gassert/Hodenberg 2008, S. 426–435.

67 Nolte 2000.

68 Bernays 1928a, S. 13, 19.

69 Bernays 1928a, S. 18.

70 Bernays 1928a, S. 25.

71 Lippmann 1925, S. 24, 35; Bussemer 2005, S. 87f.

72 Schäfer/Thompson 2013, S. 11. Vgl. hierzu die Einleitung zu diesem Band.

die Bevölkerung zugunsten des US-amerikanischen Eintritts in den Ersten Weltkrieg informieren und überzeugen.⁷³ Dabei wurden Kinder, Lehrer und Schulen besonders adressiert, um über diese Zielgruppen und Institutionen die gesamte Bevölkerung umzuerziehen.⁷⁴ Damit erfolgte jedoch nicht nur eine «militarization of childhood»⁷⁵ und eine Propagandisierung von Schule, sondern eben auch eine Pädagogisierung von Propaganda, die in Form einer lediglich oktroyierten und schematischen Top-down-Kampagne kaum erfolgreich sein konnte.

Dem CPI entsprach in wesentlich bescheidenerem Massstab das vom rechts-konservativ-katholischen Universitätsgelehrten Gonzague de Reynold geleitete Vortragsbureau im Schweizer Armeestab. Es entsandte 250 Referenten, um die Bevölkerung «durch Appelle an ihr Herz» geeint als «Soldat und Bürger» zur vaterländischen Gemeinschaftstreue zu erziehen.⁷⁶ Volkspädagogisch und propagandistisch zugleich, beabsichtigte der Schweizer General Ulrich Wille so, die Eidgenossen vom Pazifismus, Sozialismus, «Individualismus und Partikularismus» abzubringen,⁷⁷ doch wurde die fast biedere staatsbürgerliche Landes- und Geschichtskunde des Vortragsdiensts 1916 eingestellt.⁷⁸

Mehr Resonanz hatten unterhaltende Elemente: der ebenfalls beim Vortragsbureau mitwirkende Schriftsteller Robert Faesi verfasste 1917 mit seinem kurzen (Bildungs-)Roman «Füsilier Wipf» eine populäre Heimatgeschichte über die Wandlung des lebensuntauglichen, schüchternen, verstädterten Wipf zum kernigen, alpin gestählten Soldaten und tugendhaften Eidgenossen. Ausser dem promovierten Germanisten Faesi engagierten sich zahlreiche Schriftsteller für die Schweizer Propaganda, so 1912 zum Beispiel Jakob Christoph Heer, Bestsellerautor von Heimatliteratur, mit einer deutschfreundlichen Hymne anlässlich des Kaiserbesuchs von Wilhelm II. in der Schweiz.⁷⁹ Dass nebenbei sowohl Faesi als auch Heer ausgebildete Lehrer waren, belegt einmal mehr die Verbindung von Schule und Propaganda. Wie sehr neben «public intellectuals», Journalisten, Schriftstellern und Akademikern auch Lehrpersonen aufgekommene «Propagandaelemente [...] als moderne Mobilisierungsstrategien» pädagogisierend bedienten, wird in der Schweiz zur Jahrhundertwende auch an der «neuen Rechten» deutlich.⁸⁰ Der am Seminar Münchenbuchsee ausgebildete Primarlehrer Ulrich

73 Collins 2011, S. 2f.; Bussemer 2005, S. 73–75.

74 Collins 2011, S. 6.

75 Collins 2011, S. 21.

76 Mattioli 1994, S. 96f.; Wille 1916.

77 Wille 1916, S. III.

78 Elsig 2014, S. 85.

79 Heer 1912. Zu Heer vgl. Hoffmann-Ocon/Grube 2016.

80 Jost 1992, S. 48.

Dürrenmatt, zugleich Redaktor des Berner «Volksfreunds», Heimatliteratur-schriftsteller sowie Berner Gross- und Nationalrat, präferierte im Duktus der neuen Rechten eine traditionell zugeschnittene, mythisch-heroisch aufgeladene und teils rassistisch begründete christlich-bäuerliche Gesellschaft und verbreitete antiliberalen und antisozialistischen Leitbilder des Ancien Régime und des «Homo alpinus» als vermeintlich «gutes Leben».⁸¹ Ähnliche Erziehungspläne «zur Aufrüttelung der öffentlichen Meinung» zugunsten eines revitalisierten helvetischen Nationalgeists und gegen konkurrierende Gleichheitsideologien verfolgte seit 1914 die ebenfalls von Gonzague de Reynold massgeblich geprägte Neue Helvetische Gesellschaft (NHG).⁸² Die NHG kam eher einer Sammlung von Schweizer Intellektuellen gleich, deren Reden und Broschüren phasenweise nationalistische und sozialdarwinistische, fremdenfeindliche Züge enthielten, jedoch nicht so «grobschlächtige[] Propagandaschriften» veröffentlichte wie der Schweizerische Vaterländische Verband (SVV), der besonders nach dem Landesstreik im November 1918 mit seiner «weltanschauliche[n] Grossschlacht» ähnlich dem CPI auf «Kirchenkanzeln, Vereine, Schulen und Sportplätze» zurückgriff.⁸³

Doch NHG, SVV und das Vortragsbureau beim Armeestab konkurrierten mit vielfältigen propagandistisch-pädagogisch tätigen Organisationen in Fragen, ob das «gute Leben» in der (Massen-)Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts – vereinfacht gesprochen – als nationale Gemeinschaft oder durch klassen- und nationsübergreifende Solidarität zu realisieren sei. In diesem heftig ideologisierten, politisierten und mit Rückgriffen auf «des psychologues, des pédagogues, des hygiénistes, des médecins, des juristes, des économistes» zugleich verwissenschaftlichten Wissenskampf⁸⁴ um das «gute Leben» waren zahlreiche soziale Bewegungen involviert, etwa die jeweils international agierende Abstinenzbewegung und die Soziale Käuferliga der Schweiz.⁸⁵ Sie warnten vor Gesundheits- und Konsumgefährdungen der Gegenwart und wollten «unser soziales Leben zur Heilung und Gesundung führen»,⁸⁶ womit oft ein gemeinschaftliches, solidarisches und bei Teilen der Abstinenzbewegung auch ein rassistisch begründetes, vitalistisches Leben gemeint war.⁸⁷

Beide Bewegungen nutzten Aktionsformen der Propaganda für ihre Erziehungambitionen: Kongresse, Vorträge, Flugschriften und Plakate.⁸⁸ Der Sozia-

81 Jost 1992, S. 73, 92, 125.

82 Mattioli 1994, S. 83, 88.

83 Mattioli 1994, S. 112; Tanner 2015, S. 163, 168, 171 (dort die Zitate).

84 Foucault 2001, S. 213f., 217; Müller 1925, S. 3 (dort das Zitat).

85 Grube/De Vincenti 2013; König 2009, S. 306–313, 327–329, 341.

86 H. v. M. 1906, S. 19.

87 Grube/De Vincenti 2013, S. 212f.

88 C. R. 1909.

len Käuferliga, die etwas näher betrachtet werden soll, ging es nicht nur um die «Aufklärung der Konsumenten»,⁸⁹ Waren ausschliesslich von Firmen zu kaufen, die gute Löhne zahlten, den Arbeitsschutz und angemessene Arbeitszeiten im Einzelhandel beachteten. Ebenfalls ging es um Belehrung und Bekehrung der Arbeitgeber, bei der Warenproduktion gute Arbeitsbedingungen und faire Preise zu gewährleisten; entsprechende Unternehmen wurden von der Käuferliga auf eine öffentliche weisse Liste gesetzt und deren Produkte mit einem Label ausgezeichnet, das die Herstellung etwa «handgestrickter Damenmäntel» zum «Tariflohn» attestierte.⁹⁰ Auf diese Weise kontrollierte die eigentlich zu erziehende Konsumöffentlichkeit die Reputation von Firmen und wirkte indirekt als pädagogisierender Wächter bei der Propaganda der Sozialen Käuferliga mit – ein Hinweis, dass pädagogisierte Propaganda nicht nur als sozialtechnologisch steuernde Ein-Weg-Kommunikation, sondern wissensgeschichtlich in zirkulierender Verflechtung zu denken ist.⁹¹ Der Schweizerische Lehrerinnenverein betrachtete trotz oder eben wegen der «Propaganda unter der Jugend» die Käuferliga⁹² als Verbündete der «Lehrerschaft»; sie gebe «Anregung und Anleitung, wie wir die Kinder zu altruistischem Denken und Handeln erziehen können nach dem heute so viel gehörten Schlagwort: Die Schule soll fürs Leben erziehen.»⁹³ Die Käuferliga betonte ebenfalls den erzieherischen beziehungsweise aufklärerischen Wert ihrer «Reklame», ein Begriff, der von ihr synonym für Propaganda verwendet wurde: «Wir leben ja im Zeitalter der Reklame, und wenn diese Tochter der ungebundenen Sehnsucht, Platz an der Sonne zu finden, manch Schiefes mit sich bringt, so ist es doch nicht unmöglich, sie auch in den Dienst des Nächsten zu stellen. Durch die Reklame der sogenannten «Weissen Liste» [...] werden diejenigen Fabriken und kommerziellen Geschäfte bekannt gemacht, [...] die ihre Arbeiter human halten und behandeln.»⁹⁴

Ähnlich positiv verstand Pfarrer Adolf Müller, der von 1919 bis 1927 die «Abteilungen für Propaganda- und Mitarbeiter-Organisation» der Fürsorgeeinrichtung Pro Juventute in der Schweiz leitete, Propaganda als «éducation de l'opinion publique en matière de protection de la jeunesse» und zur Befreiung der Jugendlichen aus den determinierenden «convictions religieuses».⁹⁵ Sie erfülle in der Pro Juventute, so Pfarrer Müller, mit ihrer Bibliothek, ihren Broschüren, Konfe-

89 Verband Schweizerischer Konsumvereine 1908, S. 2.

90 M. Sch. 1910/11, S. 177; Serment 1912; o. A. 1914.

91 Sarasin 2011.

92 Serment 1912, S. 92.

93 O. A. 1907/08, S. 235.

94 H. v. M. 1906, S. 19.

95 Müller 1925, S. 1.

renzen und Vortragstätigkeiten die «tâche éducative», über Bedürftigkeit aufzuklären, die Volkskräfte zu kultivieren und zur national-gemeinschaftlich tragfähigen Sittlichkeit zu erziehen.⁹⁶ Zugleich konnotierte Müller Propaganda nahezu militärisch als ein Mittel «de conquérir l'opinion publique», um das Hauptübel des «individualisme égoïste» zu bekämpfen.⁹⁷

4. Grammar of propaganda: propagandistische Methodenmuster

Selbst wenn die Propaganda der national agierenden, oft international vernetzten sozialen Bewegungen eher pädagogisierende Facetten und Ambitionen aufzuweisen scheint als die totalitäre Propaganda im Nationalsozialismus und in der Sowjetunion, so existierte über weltanschauliche Lager, Kommunikations- und Zeiträume hinweg geradezu Einhelligkeit über das Ensemble propagandistisch anzuwendender Methoden.⁹⁸ Sie müsse «packend, plastisch» sein, lautete eine gängige Vorstellung von Propaganda als popularisierendem Transfer von Expertenwissen an die Bevölkerung.⁹⁹ «Concision, clarté, brièveté – telles sont les qualités d'une bonne réclame.»¹⁰⁰ Diese 1925 von Adolf Müller für die Propaganda von Pro Juventute geforderten Leitsätze galten ebenso noch 1968 für den langjährigen Politikberater Konrad Adenauers, Erich Peter Neumann: «Die Methode der Propaganda [sei] die Verbreitung knapper, vereinfachter, in der Sache einleuchtender, einprägsamer, möglichst das Interesse und das Nachdenken anregender Aussagen [...], die einem Gedanken Ausdruck geben.»¹⁰¹ Solche Auffassungen stärkten die dauerhafte Präferenz für die vermeintlich anschauliche und eingängige Visualisierung von Propaganda in Form von Plakaten, Anzeigen, Ausstellungen oder bebilderten Broschüren und Postkartenserien. Neu war ab dem frühen 20. Jahrhundert die visuelle Verwendung von Statistiken, Tabellen und Grafiken zur alarmistischen Darstellung von vermeintlichen Gefahren und zur Propagierung von Fortschritt, etwa in der Sowjetunion.¹⁰² Die hier genutzte «Bildsprache der Massenmobilisierung», das sogenannte Isotype (International System of Typographic Picture Education), bezog sich auf den von internationalen politischen Bewegungen rezipierten Wiener Sozialforscher Otto Neurath.¹⁰³ Visuell aufbereitete Zahlen und Daten popularisierten demnach di-

96 Müller 1925, S. 1 (Zitat), 3. Vgl. Müller 1922, S. 390; Ähnlich lautete eine an der Zürcher Frauenschule verfasste Abschlussarbeit, vgl. Roth 1928.

97 Müller 1925, S. 2 (erstes Zitat), 3 (zweites Zitat).

98 Mattioli 1994, S. 97; Tanner 2015, S. 171.

99 Roth 1928, S. 8f.

100 Müller 1925, S. 4.

101 Neumann 1968, S. 4.

102 Osterhammel 2009, S. 62; Schlögel 2017.

103 Schlögel 2017, S. 489, 490–492.

daktisierend das Objektivität und Wahrheit beanspruchende wissenschaftliche Wissen.¹⁰⁴

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts plädierten darüber hinaus unter anderem sozialistische Akteure, wie die ehemalige Lehrerin Clara Zetkin, Lenin und Münzenberg, für die propagandistische Nutzung unterhaltsam-belehrender Spiel- und Trickfilme und des Kinos.¹⁰⁵ Sergei Eisensteins Revolutionsfilm «Panzerkreuzer Potemkin» galt als Vorbild. Inmitten einer kulturkritischen Debatte über die negativen Folgen von Schundliteratur und -filmen sollten so die angeblich in primitiven Bildern denkenden Jugendlichen, Frauen und die Landbevölkerung in ihren Dörfern durch Filmvorführwagen mit rollenden Kinos angesprochen werden.¹⁰⁶ Neue mediale Unterhaltungstechnik traf hier auf lokales Wissen. Dem sozialistischen Film wurde gerade durch eine dualistisch-dialektische Darstellungsweise Bildungspotenzial zugesprochen, indem er dem Krieg und der vergangenen und gegenwärtigen Ausbeutung der Landbevölkerung, Arbeiter und Kinder die zukünftige, revolutionär errungene kommunistische Gleichheit gegenüberstellte.¹⁰⁷ Doch war die Skepsis gegenüber der Rezeptionsvielfalt von Filmen so gross, dass den mobilen Filmvorführungen im Dorf Redner beigeistellt wurden, welche die «Verstehenshandlung»¹⁰⁸ orchestrieren sollten.

Weiterhin war zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Zielgruppenorientierung in der Propaganda ein verbreitetes Strukturmerkmal, das mit der Kundenausrichtung in der Absatzwirtschaft und dem Kindbezug in der Reformpädagogik ihre Parallelen fand.¹⁰⁹ So richteten sich Münzenbergs propagandistische «Künstlerkomitees» mit Musik- und Theaterabenden eher an Gebildete und Intellektuelle, während die sozialistischen Jugendorganisationen als «die eigentlichen Agitationsherde einer sozialistischen Propaganda unter der proletarischen Kinderwelt» und an Schulen durch Darstellungen der «grösste[n] Verbrechen der profithungrigen Kapitalisten» Lernerfolge erzielen sollten.¹¹⁰ Frauen wiederum sollten gesondert angesprochen werden,¹¹¹ eine auch in Wahlkampagnen der frühen Bundesrepublik bekannte Devise. Mit der Zielgruppenorientierung verbunden waren Ambitionen, sozialpsychologische Kenntnisse über die Bevölkerung zu gewinnen. Der Propagandist musste «Seelenkenner» des Volkes sein,

104 Lipphardt/Patel 2008, S. 450.

105 Drubek 2012, S. 145f. Zur frühen Verwendung des Films durch das CPI vgl. Bussemer 2005, S. 75.

106 Münzenberg 1977 [1925], S. 49, 51. Vgl. zur Debatte um den Filmschund Maase 2010, S. 83, 88f.

107 Münzenberg 1977 [1925], S. 54, 58.

108 Frevert 2005, S. 15; zu Optionen filmischer Rezeption vgl. Maase 2010, S. 56.

109 Link 2018; Bussemer 2005, S. 51, 57f., 129, 135.

110 Münzenberg 1917, S. 38, 70 (dort beide Zitate); Münzenberg 1977 [1926], S. 105.

111 Münzenberg 1977 [1931], S. 120, 129.

zitiert Kracauer Goebbels.¹¹² Indem die propagandistischen Argumente anzupassen seien, wenn «im Volke die von uns für richtig befundene Politik noch nicht genügend verwurzelt ist», sei die Propaganda «einer täglichen und stündlichen Kontrolle des Volkes unterworfen».¹¹³ Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte sich die sozialempirische Wirkungsforschung von Propagandakampagnen durch, um den Erfolg bei bestimmten Zielgruppen zu erfassen¹¹⁴ – eine Methode, die an die Output-Steuerung und die Vermessung von Lernerfolgen durch die empirische Bildungsforschung erinnert.

Die Beeinflussung der Zielgruppen gelinge vor allem durch die Regelmässigkeit gründlich geplanter Propaganda; sie müsse prinzipiell, grundsätzlich und permanent – «täglich, stündlich», so Münzenberg – erfolgen.¹¹⁵ Erst durch eine ähnliche Dauerhaftigkeit wie die Schule seien die didaktischen Prinzipien der Propaganda, die Wiederholung, Reduzierung von Komplexität und Anschaulichkeit, erfolgreich. Effizienzkriterien verschmolzen dabei mit traditionellen Propagandamethoden. So habe er, schreibt Brupbacher, «in seiner jahrzehntelangen sozialpädagogischen Tätigkeit [...] gelernt, dass man Ideen in die Köpfe und Herzen der Menschen durch wiederholte Schläge hineinhämmern muss, wie einen Nagel in die Mauer».¹¹⁶ Mit seiner Präferenz für die Wiederholung knüpfte Brupbacher an etablierte Leitsätze an, die für die Propaganda und trotz Schulkritik um 1900 für die Pädagogik und den Unterricht gleichermaßen galten.¹¹⁷

Das alles klingt didaktisch eher brachial und wenig innovativ – trotz filmischer und visueller Neuerungen und öffentlicher Vortrags- und Diskussionsabende, etwa in Bibliotheken.¹¹⁸ Doch gerade die Mischung von methodisch-inhaltlichen Innovationen und Traditionen beförderten die «Propageme»,¹¹⁹ also beständige propagandistische Muster, die trotz des in die Zukunft gerichteten Umerziehungspathos an bestehende diskursive Bilder anknüpfen. So wäre weiter zu prüfen, ob ähnlich wie bei der «grammar of schooling»¹²⁰ auch von einer «grammar of propaganda» gesprochen werden kann.

112 Kracauer 2013 [1937], S. 56.

113 O. A. 1937.

114 Bussemer 2005, S. 303–305.

115 Münzenberg 1918, S. 39; ähnlich Neumann 1968, S. 4.

116 P. B. 1946, S. 5f.

117 Bruning 2005, S. 282; Böhm 2005, S. 642; Le Bon 1982 [1895], S. 89: «Das Wiederholte setzt sich schliesslich in den tiefen Bereichen des Unbewussten fest [...]. Nach einiger Zeit, wenn wir vergessen haben, wer der Urheber der wiederholten Behauptung ist, glauben wir schliesslich daran. Daher die erstaunliche Wirkung der Anzeige. Haben wir hundertmal gelesen, die beste Schokolade sei die Schokolade X, so bildeten wir uns ein, wir hätten es häufig gehört, und glauben [es] schliesslich».

118 Münzenberg 1977 [1931], S. 119, 126.

119 Gries 2005, S. 13.

120 Tyack/Tobin 1994.

Ein musterhaftes Propagendagewerbe war etwa das mittels Vergabe von öffentlichen Auszeichnungen, Abzeichen und Medaillen appellierend eingeforderte Bekenntnis zur Nation oder zum Staatsmann als Garanten des «guten Lebens». Derlei Bekenntnisse konnten symbolisch oder materiell ausfallen – jeweils tendierte die öffentlich sichtbare Verdankung zur nationalen Belehrung oder gar zur bekenntnishaften Bekehrung der Bevölkerung. So honorierte Münzenberg Spendengaben für seine Internationale Arbeiterhilfe in den 1920er Jahren ähnlich mit Medaillen, Marx- und Leninbüsten, wie in der Bundesrepublik Deutschland die Flüchtlings-spende 1953 zugunsten der aus der DDR Geflohenen mit einer Konrad-Adenauer-Gedenkmünze und dem rückseitigen Bekenntnis «Ich gab für die Flüchtlinge» vergolten wurde.¹²¹ Die «blue eagle campaign» in den USA der 1930er Jahre wiederum zeichnete mit öffentlich sichtbaren Plaketten, Postern und Aufklebern diejenigen Unternehmer aus, die den wirtschaftspolitischen Vorgaben des New Deal von Präsident Franklin D. Roosevelts folgten,¹²² ein Belehrungs- und Bekehrungsansatz, der den bereits genannten öffentlichen weissen Listen der Sozialen Käuferliga ähnelte.

5. Propaganda nach Hitler – für Westbindung und soziale Marktwirtschaft

Nach 1945 schien – wie eingangs erwähnt – Propaganda besonders in der Bundesrepublik Deutschland diskreditiert: 1956 etwa ironisierte Erich Kästner in seinem Drama «Die Schule der Diktatoren» die zur Dämpfung der öffentlichen Meinung installierte propagandistische Gleichschaltung in einem totalitären Regime.¹²³ Hier scheint Propaganda nun im Gegensatz zu Bildung zu stehen, etwa durch das Diktum des Kriegsministers «Bildung ist staatsgefährlich»¹²⁴ und die Person des Lehrers, der den Widerstand organisiert. Doch bleibt Propaganda selbst in Kästners Drama mit Bildung verquickt, erfolgt doch die propagandistische Abrichtung durch einen Professor an einer Schule unter Nutzung der Erkenntnisse von Chemie, Medizin und Pädagogik.¹²⁵

Gerade im Kalten Krieg wird Propaganda erneut – oder weiterhin – als «Unterrichtung» der schulisch unzureichend gebildeten und von vermeintlich linken Massenmedien verführten Bevölkerung, als «Verbreitung allgemein verständlicher Sachverhalte» bezeichnet und mit «Information» in Verbindung gebracht, so etwa von Erich Peter Neumann, dem Politikberater Adenauers.¹²⁶ Neumann

121 Münzenberg 1977 [1926], S. 106f.; Grünbacher 2004, S. 487f.

122 Schivelbusch 2005, S. 82–87.

123 Kästner 1983 [1956].

124 Kästner 1983 [1956], S. 309.

125 Kästner 1983 [1956], S. 326f., 331.

126 Neumann 1966, S. 4; vgl. Neumann 1968, S. 3.

positionierte sich wie zahlreiche US-Berater und Kommunikationsexperten, etwa aus dem Umfeld der RAND Corporation, nicht nur als Erzieher der Bevölkerung, sondern auch von Regierungen.¹²⁷ Propaganda war ein Kernelement zur Forcierung wie zur Einhegung des Kalten Krieges, führte zum immensen Ausbau der Kommunikationswissenschaften in den USA, und aufgrund dieser weiteren Verwissenschaftlichung wurde der Bedeutungskonnex gestärkt, wonach insbesondere die «US-Propaganda [...] der Welt Fakten liefern [müsse], da die Feindpropaganda Lügen und Desinformation verbreite».¹²⁸ Westliche Propaganda wurde in die semantische Nähe von Wahrheit und sachlicher Aufklärung gerückt und war entsprechend ihrer Janusköpfigkeit (Habermas) zugleich mit starken, teils antikomunistischen Angst- und Feindbildern verwoben, wie auch diverse Schweizer Abstimmungsplakate deutlich machen.¹²⁹

Hinsichtlich der Verheissungen des «guten Lebens» kann man besonders nach 1950 für Westdeutschland von der Wiederanknüpfung an die bereits erwähnten «Propageme»¹³⁰ sprechen und damit von nicht nur auf den Nationalsozialismus, sondern auch auf Münzenberg verweisende Kontinuitäten dualistisch kontrastierender Gestaltungsmuster von schlechter Vergangenheit und Gegenwart mit dem künftigen «guten Leben». Der dabei häufig in Bildergeschichten von Plakaten und Anzeigenserien zu beobachtende didaktische Reduktionismus, wonach der politisch Informierte den Dummen belehrt, wurde in der Bundesrepublik durch den von westdeutschen Unternehmern 1952 gegründeten Verein «Die WAAGE. Gemeinschaft zur Förderung des sozialen Ausgleichs» zugunsten der sozialen Marktwirtschaft angewandt.¹³¹ Dabei überzeugte die wirtschaftspolitisch kenntnisreiche und positiv gestimmte Anzeigenfigur mit dem Namen Fritz sein skeptisch, mürrisch und defätistisch gekennzeichnetes Pendant Otto. Ähnlich waren Plakate mit zahlreichen polaren comicartigen Bildergeschichten zum Wiederaufbau und zur Westbindung angeordnet: Der unwissende, naive und ängstliche deutsche Michel, der in der Neutralität den besten Schutz vor sowjetischer Bedrohung sah und in der Planwirtschaft den sichersten Weg zum guten Lebensstandard, wurde dem optimistischen, gemeinsam mit den neuen Westalliierten freudig zupackenden und marktwirtschaftlich erfolgreichen Michel gegenübergestellt. Planwirtschaft wurde dabei mit Missmut, Gleichmacherei und geringem Lebensstandard konnotiert, während soziale Marktwirtschaft bunte

127 Rocco 2011, S. 308f.; vgl. auch Schlögel 2017, S. 490–492.

128 Osgood 2011, S. 329.

129 Demarmels 2009. Zu der von Habermas festgestellten Janusköpfigkeit der Propaganda vgl. S. 283f.

130 Gries 2005, S. 24.

131 Schindelbeck/Ilggen 1999, S. 77f.; Weiss 2001.

SPD PROGRAMM



Die Pläne und die Formulare,
die sind der Wirtschaft Totenbehr.
Der Käufer in der Tinte sitzt,
wenn zu viel Tinte wird verspritzt.

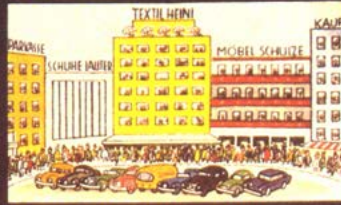


Man plant und plant und lenkt und lenkt,
und der Verbrauch wird eingeschränkt;
trotz aller Planung, aller Mühen
hat niemand was Rechtes anzuziehen.



Vom Eier-Plan des Monats-Ei,
die Käufer steh'n in langer Reih';
knapp ist das Fleisch, die Milch, die Butter,
es hungern Kinder, Vater, Mutter.

CDU - LEISTUNG



Die Waren und die Wagen rollen -
wir kaufen wieder aus dem Vollen.
Das Wunder hat, fast über Nacht,
» Soziale Marktwirtschaft « vollbracht.



Heut' kauft man ein mit seinem Geld
im Laden alles, was gefällt.
Das Wunder hat, fast über Nacht,
» Soziale Marktwirtschaft « vollbracht.



Wie emsig auch die Händler quälen,
der Käufer läßt sich Zeit zum Wählen.
Das Wunder hat, fast über Nacht,
» Soziale Marktwirtschaft « vollbracht.

*Die Planwirtschaft bekommt uns sauer
wir alle wählen Adenauer*

Abbildung 1: Propagandistische Dialektik: der karge Mangel des Sozialismus
und das Glück der Warenfülle in der sozialen Marktwirtschaft.

Quelle: Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Sankt Augustin, Plakatsammlung 10-001: 402.

Warenfülle und glückliche Konsumenten hervorbringe. (siehe Abbildung 1). Für diese westdeutsche Nachkriegspropaganda griff Erich Peter Neumann, der in den 1950er Jahren ein ähnlich verschachteltes Organisationsgeflecht von Werbegeellschaften aufbaute wie drei Jahrzehnte zuvor Willy Münzenberg, auf das gesamte, schon vom CPI in Teilen genutzte mediale Ensemble von Film, vortragsgestützten Kinovorführungen, Bild, Plakat, Anzeige und Broschüre zurück.¹³² Mit der Propagierung von Westbindung und Marktwirtschaft als neuen Pfeilern des «guten Lebens» suchte Neumann auch den Begriff der Propaganda als Mittel der edukativen Bevölkerungspolitik, als planvolle Pädagogisierung des Politischen neu zu profilieren gegenüber dem nun den Sowjetkommunisten zugewiesenen Begriff der Agitation, die «brutal auf Einpeitschung gerichtet ist, auf die Gewinnung politisch toter Seelen». So sollte wohl die zwischen Aufklärung und Manipulation oszillierende Janusköpfigkeit von Propaganda gleichsam begriffspolitisch aufgeteilt werden.¹³³

6. Fazit und ausblickende Fragen

Welchen Erkenntnisgewinn bringt die Forschungsfrage nach pädagogisierenden Ambitionen und Schüben in propagandistischen Kontexten? Zunächst einmal ist damit keine begriffliche Neu- oder gar Positivbewertung und trotz Nähe zu sozialtechnologischen Ansätzen keine steuernde Allmacht von Propaganda intendiert. Eine solch allmächtige Wirkungsannahme von Propagandabotschaften verulkte das Schweizer Satiremagazin «Nebelspalter» mit zahlreichen Karikaturen, in denen die Menschen gegenüber der Fülle propagandistischer Aktionen als gleichgültig und abgestumpft dargestellt sind.¹³⁴ Pädagogisierung ist auch nicht final zu verstehen und in diesem Beitrag nicht wie üblich auf schulische Zusammenhänge beschränkt. Sie verweist darauf, dass propagierte politische Weltanschauungen ebenso wie sozialtechnologisch angelegtes Regierungshandeln oder Stossrichtungen unterschiedlicher sozialer Bewegungen diverse, oft paradox gelagerte pädagogisierende Implikationen enthalten. Diese Zusammenhänge sind durch eine begriffstheoretische Idealisierung von Bildung oft verloren gegangen, obwohl die Zeitgenossen aller politischen Lager Propaganda in den Bedeutungskonnex von Aufklärung, Information, Wissen und Bildung gestellt haben – und so für die nun beklagte, historisch-analytisch jedoch anregende Janusköpfigkeit gesorgt haben. Statt einer idealtypischen begrifflichen Abgrenzung stehen mit dem hier vorgestellten Zugang vielfältige, paradoxe Ver-

132 Grube 2010.

133 Neumann 1966, S. 4.

134 Bachmann 1954; o. A. 1940; Czerpien 1918.

flechtungen von Bildung und Erziehung mit Politik und politischer Kommunikation, also Propaganda, im Fokus. In ihren komplexen Grau- und Zwischenbereichen enthält die Pädagogisierung von Propaganda analytisches Potenzial, da sie das «Wie» der Darstellungs- und Legitimationsmuster fokussiert und je nach historischem Kontext auch eine ergänzende Sicht auf Machtbeziehungen zwischen Regierungen, politischen Bewegungen und Bildungsakteuren sowie auf Gemeinsamkeiten von weltanschaulich bislang besonders in politikgeschichtlichen Arbeiten klar getrennten Lagern bietet. Denn obwohl sich totalitäre Propaganda insbesondere im Nationalsozialismus mit dauerhaft inszenierten Ungewissheitszuständen von verheissungsvoller Zukunft und bedrohlicher Gegenwart bis hin zur Gewalt ausprägt, während die miteinander oftmals im Wissenskampf konkurrierenden sozialen Bewegungen per se stärker edukativ ausgerichtet waren, so ist Propaganda insgesamt häufig durch pädagogisierende Ambitionen und damit durch gemeinsame Strukturelemente, Darstellungsmuster und inhaltliche Propageme gekennzeichnet. Häufig popularisiert sie zielgruppenspezifisch das jeweils «gute Leben» in reduzierter, symbolisch aufgeladener, zumeist didaktisiert-vereinfachter, binär angelegter Weise. Propagandistische Aktionen, etwa in den USA durch das CPI, in der Sowjetunion durch Volkshäuser, und auch die in den 1950er und 60er Jahren an westdeutsche Volksschullehrer kostenlos versandten «Deutschen Lehrerbriefe» zur erläuternden Werbung für die Regierung Adenauers,¹³⁵ suchten einerseits die Nähe von Bildungseinrichtungen und wurden oft durch Lehrpersonen gestaltet. Andererseits wurden sie, etwa von Walter Lippmann und in der frühen Bundesrepublik, dezidiert als auserschulische Ergänzung und gegen die als manipulierend diskreditierten Massenmedien eingesetzt, da sie sozialtechnologisch flexibler, effizienter und schneller als Bildungsinstanzen grössere Bevölkerungsgruppen und damit die öffentliche Meinung in erweiterten (trans-)nationalen Kommunikationsräumen zu adressieren oder umzuerziehen versprochen. Doch sind Klagen über eigensinnig rezipierte und fehlgeleitete, wirkungslose Propaganda über die Jahrzehnte und selbst im Nationalsozialismus immens – das eint die häufig mit Illusionen verbundene Propaganda wiederum mit Schule und Bildung, die ebenfalls oft als «whipping boy» herhalten musste.¹³⁶ Brupbacher polemisierte etwa argwöhnisch gegen opportunistische und korrupte Propaganda der Parteifunktionäre, der «Politikanten», die vergeblich danach streben, die «unheilbaren Spiessbürger und Durchschnittsmenschen, den hundsgemeinen Köter, zum Bernhardinerhund zu

135 Grube 2010, S. 272.

136 Labaree 2008, S. 448.

erziehen». ¹³⁷ Doch aus solchen Klagen ging stets die Forderung nach noch mehr Propaganda beziehungsweise Bildung hervor.

Die vielfältigen Zusammenhänge von Pädagogisierung und Propaganda sind jedoch tiefergehend zu erschliessen, wenn Bildungs- und Zeit-, Kultur- sowie Kommunikationsgeschichte mehr als bisher zusammenfinden. Dies könnte eine erkenntnisreiche Zusammenführung von Untersuchungsfragen erzeugen, die etwa konfliktreichen Verschränkungen von Propagandaorganisationen und Bildungsinstitutionen in unterschiedlichen Kontexten ebenso nachgehen wie Vergleichen von Darstellungsmustern in Lehrmitteln, Broschüren, auf Flugblättern und Plakaten und auch Analysen zum Rezeptionsverhalten der Bevölkerung gegenüber pädagogisierenden wie zugleich propagandistischen Initiativen einschliessen. Dazu müssten verstärkt ausserschulische Erziehungsbereiche und -ambitionen, etwa von Politik, Medien, sozialen Bewegungen, berücksichtigt werden, um widersprüchliche und komplexe pädagogisierende Aushandlungs-, Wissens- und Deutungskämpfe in der Gesellschaft zu analysieren, die sich gerade dann dynamisieren, wenn das soziokulturelle Verständnis vom «guten Leben» im Wandel begriffen ist.

Quellen

- Adorno, Theodor W.: Siegfried Kracauer, Zur Theorie der autoritären Propaganda [Von Theodor W. Adorno erstellte Kurzfassung]. In: Kracauer, Siegfried: Totalitäre Propaganda. Hrsg. von Bernd Stiegler. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2013, S. 266–296 [1937-38].
- Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft. 5. Auflage der Taschenbuchausgabe. München: Piper 1996 [englische Originalausgabe 1951, deutsche Erstausgabe 1955].
- Bachmann, Paul: «Kommunistische Propagandaergebnisse - - - erfreulich minim!» In: Nebelspalter. Das Humor- und Satire-Magazin, 80, 4 (1954), S. 27.
- Bernays, Edward L.: Propaganda. New York: Horace Liveright 1928a.
- Bernays, Edward L.: Manipulating Public Opinion. The Why and The How. In: American Journal of Sociology, 33, 6 (1928b), S. 958–971.
- Brupbacher, Fritz: Der Sinn des Lebens. Zürich: Oprecht 1946.
- C. R.: Soziale Käuferliga der Schweiz. In: Frauenbestrebungen, 7 (1909), S. 55.
- Czerpien, Karl: Propaganda. In: Nebelspalter. Das Humor- und Satire-Magazin, 44, 5 (1918), S. 27.

137 Brupbacher 1946, S. 38–42, 108.

- Dewey, John: A New World in the Making. Impressions of Soviet Russia. In: Boydston, Jo Ann (Hrsg.): John Dewey. The Later Works, 1925–1953, Bd. 3. Carbondale: Southern Illinois University Press 1984, S. 215–223 [1928].
- H. v. M.: Die soziale Käuferliga der Schweiz. In: Frauenbestrebungen, 3 (1906), S. 19–20.
- Heer, J[akob] C[hristoph]: An den deutschen Kaiser Wilhelm II. In: Schaer, Alfred (Hrsg.): Kaiser Wilhelm II. in der Schweiz. Erinnerungs=Blätter an den Besuch des deutschen Kaisers in der Schweiz. Zürich: Orell Füssli 1912, [S. 6].
- Hentig, Hartmut von: Öffentliche Meinung, öffentliche Erregung, öffentliche Neugier. Pädagogische Überlegungen zu einer politischen Fiktion. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969.
- Hofstätter, Peter R.: Einführung in die Sozialpsychologie. Stuttgart/Wien: Humboldt-Verlag 1954.
- Kästner, Erich: Die Schule der Diktatoren. In: Kästner für Erwachsene, Band 3. Zürich: Atrium 1983, S. 300–375 [Erstausgabe 1956].
- Kracauer, Siegfried: Totalitäre Propaganda. Hrsg. von Bernd Stiegler. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2013 [1937].
- Lasswell, Harold D.: Subject and Object of Propaganda. In: Annals of the American Academy of Political and Social Sciences, 179, May (1935), S. 187–193.
- Le Bon, Gustave: Psychologie der Massen. 15. Auflage. Stuttgart: Kröner 1982 [frz. Originalausgabe: Psychologie des foules, 1895].
- Lippmann, Walter: The phantom public. A sequel to Public Opinion. New York: Macmillan 1925.
- Lunačarskij, A.[natolij] V.[asil'evič]: Kommunistische Propaganda und Volksbildung. In: Anweiler, Oskar/Meyer, Klaus (Hrsg.): Die sowjetische Bildungspolitik seit 1917. Dokumente und Texte. Heidelberg: Quelle und Meyer 1961, S. 100–101 [1919].
- M. Sch.: Soziale Käuferliga, Schweiz. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung, 15, 8 (1910/11), S. 177.
- Müller, A[dolf]: Aus der Arbeit des Zentralsekretariates Pro Juventute. In: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 10 (1922), S. 387–392.
- Muller, Adolphe: Éducation de l'opinion publique en matière de protection de la jeunesse. Essai d'élaboration d'un programme de propagande. Présenté au 1^{er} Congrès Général de l'Enfant, à Genève 24–28 août 1925. Genève: o. V. 1925.
- Münzenberg, Willi: Nehmt Euch der Kinder an! Die Aufgaben und der gegenwärtige Stand der sozialistischen Kindergruppen in allen Ländern. Zürich:

- Sekretariat der internationalen Verbindung sozialistischer Jugendorganisationen 1917.
- Münzenberg, Willi: Agitation. In: Was wollte Münzenberg? Zürich: Verlag Buchhandlung Freie Jugend 1918, S. 38–40.
- Münzenberg, Willi: Vorwort. In: Wallmar: Die weisse und die rote Armee. Berlin: Verlag der Jugend-Internationale 1921, S. 6–8.
- Münzenberg, Willi: Erobert den Film. Winke aus der Praxis für die Praxis proletarischer Filmpropaganda. In: Ders.: Propaganda als Waffe. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Til Schulz. Frankfurt am Main: März 1977, S. 46–66 [1925].
- Münzenberg, Willi: Fünf Jahre Internationale Arbeiterhilfe. In: Ders.: Propaganda als Waffe. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Til Schulz. Frankfurt am Main: März 1977, S. 88–108 [1926].
- Münzenberg, Willi: Für Brot und Freiheit. In: Ders.: Propaganda als Waffe. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Til Schulz. Frankfurt am Main: März 1977, S. 108–131 [1931].
- Münzenberg, Willi: Propaganda als Waffe. In: Ders.: Propaganda als Waffe. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Til Schulz. Frankfurt am Main: März 1977, S. 173–315 [1937].
- Neumann, Erich Peter: Der gute Wolf. Über den Verzicht auf Propaganda. In: Die politische Meinung, 11, 114 (1966), S. 3–5.
- Neumann, Erich Peter: Politische Propaganda. Funktionen und Perspektiven. In: Die politische Meinung, 13, 125 (1968), S. 3–5.
- O. A.: Die soziale Käuferliga, ein Erziehungsmittel. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung, 12, 10 (1907/08), S. 234–240.
- O. A.: Die Soziale Käuferliga der Schweiz. Sektion Zürich. In: Frauenbestrebungen, 3 (1914), S. 18f.
- O. A.: Propaganda und Volksmeinung. Ein Interview mit Reichsminister Dr. Goebbels. In: Berliner Börsen-Zeitung, 6.12.1937.
- O. A.: Propaganda. In: Nebelspalter. Das Humor- und Satire-Magazin, 66, 12 (1940), S. 22.
- P. B.: Vorwort. In: Brupbacher, Fritz: Der Sinn des Lebens. Zürich: Oprecht 1946, S. 5f.
- Roth, Elsa: Die Propaganda im Dienste der Fürsorge. Soziale Frauenschule Zürich 1928.
- Schmitt, Carl: Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus. Berlin: Duncker & Humblot 2010 [Erstaufgabe: 1923].

- Serment, E.: Jahresversammlung der Sozialen Käuferliga der Schweiz. In: Frauenbestrebungen, 12 (1912), S. 91f.
- Traber, Alfred: Die Verbreitung sozialistischer Ideen durch das Theater. In: Rote Revue. Sozialistische Monatsschrift, 11, 7 (1931/32), S. 211–215.
- Traber, Alfred: Ich war der «Trämlergeneral». Rückblick auf mein Leben. Hrsg. von Mario Florin. Zürich: Stadtarchiv Zürich 2011.
- Über die politische Propaganda und die Kultur- und Bildungsarbeit auf dem Lande. Resolution des VII. Kongresses der RKP (B) vom 18. bis 23. März 1919. In: Anweiler, Oskar/Meyer, Klaus (Hrsg.): Die sowjetische Bildungspolitik seit 1917. Dokumente und Texte. Heidelberg: Quelle und Meyer 1961, S. 92–94 [1919].
- Verband Schweizerischer Konsumvereine: Soziale Käuferliga. In: Die Vorkämpferin, 3, 8 (1908), S. 2.
- Weber, Hermann/Drabkin, Jakob/Bayerlein, Bernhard H. (Hrsg.): Deutschland, Russland, Komintern. II. Dokumente (1918–1943). Teil 4: 1933–1939. Berlin: De Gruyter 2014.
- Wille, Ulrich: Vorwort. In: Vortragsbureau beim Armeestab (Reynold, Gonzague de/Faesi, Robert/Gos, Charles) (Hrsg.): Soldat und Bürger. Ein Beitrag zur nationalen Erziehung des Schweizers. Zürich: Schulthess 1916, S. III–V.

Literatur

- Benner, Dietrich/Hellekamps, Stephanie: Staatspädagogik/Erziehungsstaat. In: Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Pädagogik. Weinheim: Beltz 2004, S. 946–970.
- Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Pädagogik. Weinheim: Beltz 2004.
- Böhm, Winfried: Wörterbuch der Pädagogik. 16., vollständig überarbeitete Auflage. Stuttgart: Kröner 2005.
- Boser, Lukas/De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hofmann, Michèle: Die Pädagogisierung des «guten Lebens» in bildungshistorischer Sicht. In: Jahrbuch für Bildungsgeschichte, 23 (2017), S. 303–332.
- Bruning, Jens: Das protestantische Gelehrtenschulwesen im 18. Jahrhundert. Pietismus – Aufklärung – Neuhumanismus. In: Hammerstein, Notker/Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band 1: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München: Beck 2005, S. 278–323.
- Bussemer, Thymian: Propaganda. Konzepte und Theorien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005.

- Collins, Ross F.: *Children, War & Propaganda*. New York: Peter Lang 2011.
- De Vincenti, Andrea/Grube, Norbert/Hoffmann-Ocon, Andreas: Wissensschaftsaffines Seminar und kontinuierliche Erziehungsmuster in der akademischen Pädagogik. Debatten und Dynamisierungen in der Ausbildungsreform Deutschschweizer Lehrpersonen im frühen 20. Jahrhundert. In: Göttlicher, Wilfried/Link, Jörg W./Matthes, Eva (Hrsg.): *Bildungsreform als Thema der Bildungsgeschichte*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2018, S. 117–130.
- Demarmels, Sascha: Die Darstellung des Bösen auf politischen Plakaten. In: Petersen, Thomas/Schwender, Clemens (Hrsg.): *Visuelle Stereotype*. Köln: Halem 2009, S. 31–42.
- Drubek, Natascha: *Russisches Licht. Von der Ikone zum frühen sowjetischen Kino*. Köln: Böhlau 2012.
- Dudek, Peter: Reformpädagogik und Nationalsozialismus. In: Barz, Heiner (Hrsg.): *Handbuch Bildungsreform und Reformpädagogik*. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 55–64.
- Elsig, Alexandre: Zwischen Zwietracht und Eintracht. Propaganda als Bewährungsprobe für die nationale Kohäsion. In: Rossfeld, Roman/Buomberger, Thomas/Kury, Patrick (Hrsg.): *14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg*. Baden: Hier und Jetzt 2014, S. 72–101.
- Etzemüller, Thomas: Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze. In: Ders. (Hrsg.): *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript 2009, S. 11–39.
- Foucault, Michel: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Frevert, Ute: Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen. In: Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*. Frankfurt am Main: Campus 2005, S. 7–26.
- Gassert, Philipp/Hodenberg, Christina von: Medien. Manipulation und Markt. In: Mauch, Christof/Patel, Kiran Klaus (Hrsg.): *Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute*. Bonn: BpB 2008, S. 425–453.
- Gries, Rainer: Zur Ästhetik und Architektur von Propagamen. Überlegungen zu einer Propagandageschichte als Kulturgeschichte. In: Gries, Rainer/Schmale, Wolfgang (Hrsg.): *Kultur der Propaganda*. Bochum: Winkler 2005, S. 9–36.
- Grube, Norbert: *Regierungspropaganda in der Ära Adenauer im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft,*

- Wissenschaft und Medien. In: Arnold, Klaus/Classen, Christoph/Kinnebrock, Susanne/Lersch, Edgar/Wagner, Hans-Ulrich (Hrsg.): Von der Medialisierung der Politik zur Medialisierung des Politischen? Zum Verhältnis von Medien und Politik im 20. Jahrhundert. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 267–285.
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: *International Journal for the Historiography of Education*, 3, 2 (2013), S. 209–225.
- Grünbacher, Armin: The Chancellor's Forgotten Blunder: Konrad Adenauer's Foundation for Refugees and Expellees. In: *German Politics*, 13, 3 (2004), S. 481–498.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.
- Hardegger, Urs: Revolution der Bildung oder Bildung zur Revolution? Jugend-erziehung am Beispiel der Sozialistischen Jugendbewegung. In: Grube, Norbert/Hoffmann-Ocon, Andreas/De Vincenti, Andrea (Hrsg.): *Erster Weltkrieg, Schule und Volksbildung in der Deutschschweiz. Pädagogisierungsambitionen und -dynamiken zwischen Mobilisierung und gesellschaftlicher Balance*. Münster: Lit 2018, S. 259–291.
- Herrmann, Ulrich: Probleme einer «nationalsozialistischen Pädagogik». In: Ders. (Hrsg.): «Die Formung des Volksgenossen». Der «Erziehungsstaat» des Dritten Reiches. Weinheim: Beltz 1985, S. 9–21.
- Herrmann, Ulrich: Abschied vom Erziehungsstaat? Zur Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 39, 4 (1993), S. 563–565.
- Hoffmann-Ocon, Andreas/Grube, Norbert: «Lehrer auf Abwegen» – Bildungshistorische Annäherungen an «gebrochene» und «eigensinnige» Berufsbiografien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 29, 2 (2016), S. 208–219.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer 1994 [Erstausgabe 1944].
- Hoyer, Timo: *Nietzsche und die Pädagogik. Werk, Biographie und Rezeption*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Jost, Hans-Ulrich: *Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914–1918*. Bern: Stämpfli 1973.

- Jost, Hans Ulrich: Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900. Zürich: Chronos 1992.
- Kessler, Mario: Ruth Fischer. Ein Leben mit und gegen Kommunisten (1895–1961). Köln: Böhlau 2013.
- Ketelhut, Klemens: Berthold Otto als pädagogischer Unternehmer. Eine Fallstudie zur deutschen Reformpädagogik. Köln: Böhlau 2016.
- König, Gudrun M.: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Köln: Böhlau 2009.
- Labaree, David: The Winning Ways of a Losing Strategy. Educationalizing Social Problems in the United States. In: Educational Theory, 58, 4 (2008), S. 447–460.
- Leschinsky, Achim: Schule in der Diktatur. Die Umformung der Schule im Sowjetkommunismus und im Nationalsozialismus. In: Benner, Dietrich/Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 42). Weinheim: Beltz 2000, S. 116–138.
- Link, Jörg W.: Reformpädagogik im historischen Überblick. In: Barz, Heiner (Hrsg.): Handbuch Bildungsreform und Reformpädagogik. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 15–30.
- Lipphardt, Veronika/Patel, Kiran Klaus: Neuverzauberung im Gestus der Wissenschaftlichkeit. Wissenspraktiken im 20. Jahrhundert am Beispiel menschlicher Diversität. In: Geschichte und Gesellschaft, 34, 4 (2008), S. 425–454.
- Maase, Kaspar: Was macht Populärkultur politisch? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010.
- Martynkewicz, Wolfgang: Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945. Berlin: Aufbau 2009.
- Mattioli, Aram: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich: Orell Füssli 1994.
- Mergel, Thomas: Propaganda nach Hitler. Eine Kulturgeschichte des Wahlkampfes in der Bundesrepublik 1949–1990. Göttingen: Wallstein 2010.
- Mühlenfeld, Daniel: Was heisst und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda? Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des «Dritten Reiches». In: Archiv für Sozialgeschichte, 49 (2009), S. 527–559.
- Nolte, Paul: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert. München: Beck 2000.

- Osgood, Kenneth: Propaganda und psychologische Kriegsführung auf Amerikanisch. In: Greiner, Bernd/Müller, Tim B./Weber, Claudia (Hrsg.): Macht und Geist im Kalten Krieg. Hamburg: Hamburger Edition 2011, S. 321 – 340.
- Osterhammel, Jürgen. Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage. München: Beck 2009.
- Osterwalder, Fritz: Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827). In: Dollinger, Bernd (Hrsg.): Klassiker der Pädagogik. Die Bildung der modernen Gesellschaft. 3., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012, S. 53–74.
- Podehl, Bernd: Medienpädagogik in der NS-Zeit. In: Sander, Uwe/Gross, Friederike von/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 22–31.
- Raithel, Jürgen/Dollinger, Bernd/Hörmann, Georg: Einführung Pädagogik. Begriffe, Strömungen, Klassiker, Fachrichtungen. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009.
- Rocco, Philipp: Wissensproduktion in der RAND Corporation. In: Greiner, Bernd/Müller, Tim B./Weber, Claudia (Hrsg.): Macht und Geist im Kalten Krieg. Hamburg: Hamburger Edition 2011, S. 301 – 320.
- Sarasin, Philipp: Was ist Wissensgeschichte? In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 36, 1 (2011), S. 159–172.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane: Pädagogisierung – eine Einleitung. In: Diess. (Hrsg.): Pädagogisierung. Halle an der Saale: Martin-Luther-Universität 2013, S. 7–25.
- Schindelbeck, Dirk/Ilg, Volker: «Haste was, biste was!» Werbung für die Soziale Marktwirtschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999.
- Schivelbusch, Wolfgang: Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalismus, New Deal 1933–1939. München: Hanser 2005.
- Schlögel, Karl: Terror und Traum. Moskau 1937. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer 2011.
- Schlögel, Karl: Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt. München: Beck 2017.
- Smeyers, Paul/Depaepe, Marc: Introduction – Pushing Social Responsibilities. The Educationalization of Social Problems. In: Diess. (Hrsg.): Educational research. The Educationalization of Social Problems. Dordrecht: Springer 2008, S. 1–11.
- Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. München: Beck 2015.

- Tyack, David/Tobin, William: The «Grammar» of Schooling. Why Has it Been so Hard to Change? In: American Educational Research Journal, 31, 3 (1994), S. 453–479.
- Weiss, Edgar: Entwicklung. In: Keim, Wolfgang/Schwerdt, Ulrich (Hrsg.): Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890–1933). Teil 1: Gesellschaftliche Kontexte, Leitideen und Diskurse. Frankfurt am Main: Peter Lang 2013, S. 363–378.
- Weiss, Matthias: Journalisten: Worte als Taten. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945. Frankfurt am Main: Campus 2001, S. 241–299.
- Welch, David: The Third Reich. Politics and Propaganda. Second Edition. London: Routledge 2007.
- Wietschorke, Jens: Die Strasse als Miterzieher. Städtischer Raum und Sozialpädagogik im frühen 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, 14 (2008), S. 209–242.

Der Autor

Prof. Dr. Norbert Grube
Zentrum für Schulgeschichte, Pädagogische Hochschule Zürich
E-Mail: norbert.grube@phzh.ch

12

**Das harmonische
Leben im industriellen
kosmos**

12.

Das harmonische Leben im industriellen Kosmos

Darstellungen zukünftiger Arbeiter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Luxemburg

1. Einleitung

Von der luxemburgischen Bergbau- und Stahlindustrie ist eine Vielzahl von Fotografien erhalten geblieben.¹ Oft gaben industrielle Unternehmer Bilder in Auftrag, um sie für interne wie auch externe Kommunikation zu nutzen. Die Abbildungen dokumentierten jedoch nicht nur die verschiedenen Facetten der industriellen Gegenwart (z.B. Stahlwerke, Verarbeitungsprozesse, qualitativ hochwertige Produkte, arbeitende Körper und Wohlfahrtsinitiativen für die Arbeiterinnen und Arbeiter), sondern (re-)konstruierten diese auch aktiv.² Ein sorgfältig ausgewählter Ausschnitt und die Inszenierung des industriellen Kosmos waren entscheidend, diente doch das moderne Medium der Fotografie als Identifikationsstifter und Mittel zur «industrial enculturation».³

1 Stremmel 2016, S. 81.

2 Der Autor dankt den Organisatoren (Dr. Lukas Boser, Dr. Andrea De Vincenti, Prof. Dr. Norbert Grube, Dr. Michèle Hofmann, Dr. Philippe Müller) sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung «Pädagogisierung des ›guten Lebens‹» (Bern, 25.–26. Oktober 2018) für ihre inspirierenden Anmerkungen zu einer ersten Fassung dieses Beitrags. Ebenso möchte ich meinen ehemaligen FAMOSO-Kolleginnen und -Kollegen (Prof. Dr. Karin Priem [PI], Dr. Klaus Dittrich, Dr. Irma Hadžalić, Prof. Dr. Enric Novella, Dr. Ira Plein, Dr. Françoise Poos, Dr. Geert Thyssen) und den Projektberatern für ihre Unterstützung und ihre Inputs danken. Ich danke ebenfalls den Mitarbeitenden des Centre national de l'audiovisuel (CNA), der Bibliothèque nationale de Luxembourg (BnL) und der Archives nationales de Luxembourg (ANLux). Dr. Regula Bürgi bin ich für ihre kritischen Anmerkungen und die redaktionelle Überarbeitung zu grossem Dank verpflichtet.

3 Herman/Plein 2017.

Während die Unternehmensfotografie und die Visualisierung von erwachsenen männlichen Arbeitern breit erforscht ist,⁴ gibt es nur wenige systematische Analysen fotografischer Bestände von Unternehmen (z.B. der Bergbau- oder Stahlindustrie), die einen spezifischen Fokus auf die Jugend richten.⁵ Hier setzt der Beitrag an, indem er sich mit einem spezifischen Set von Unternehmensfotografien auseinandersetzt, die Lernende (zwischen 14 und 18 Jahren) abbilden. Im Zentrum stehen die Bilder des luxemburgischen Stahlkonzerns Burbach-Eich-Dudelange (ARBED)⁶ – eine Sammlung, die 2251 Glasplattennegative umfasst. Die Fotografien bieten einen anschaulichen Einblick in den von ARBED kreierten industriellen Kosmos und werden auf den Aspekt hin untersucht, wie die jungen Arbeiter visualisiert bzw. im Rahmen ihrer Berufsbildung vor dem Hintergrund eines spezifischen historischen und kulturellen Kontexts über das Medium der Fotografie dargestellt und vermittelt werden.⁷ Die ARBED-Sammlung enthält rund 160 Bilder von jungen Lernenden. Die Fotos zeigen sie und ihre Aktivitäten in unterschiedlichen Kontexten und Umgebungen – im Klassenzimmer, auf dem Schulhof, im Turnunterricht, in Workshops im psychophysiologischen Labor der Berufsschule, an der belgischen Küste, im luxemburgischen Wald und in urbanen Räumen wie London.

Die Abbildungen entstanden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Luxemburg. Dieser Zeitraum war geprägt von massiven sozialen, kulturellen und ökonomischen Transformationen, die hauptsächlich der verspäteten, aber sehr schnellen Industrialisierung des Grossherzogtums geschuldet waren. Die visuellen Spuren der jugendlichen Arbeiter werden sowohl im Kontext der umfassenden Sammlung des Unternehmens⁸ als auch vor dem Hintergrund historischer und soziokultureller Prozesse gedeutet und analysiert. Es wird argumentiert, dass

4 Brown 2005; Marchand 1999; Tenfelde 2000; Türk 2002; Türk 2000; Türk/Jablonski 2010; Wahle 2017; Wengenroth 2000. Der Fokus dieses Beitrags liegt auf männlichen Lernenden; die Sammlung enthält keine Bilder von Frauen in Ausbildung.

5 Stremmel 2016, S. 82. Die Untersuchung von Ralf Stremmel basiert auf Quellen aus dem Archiv des deutschen Stahlunternehmens Krupp.

6 Aciéries réunies de Burbach-Eich-Dudelange (ARBED) entsprang 1911 einem Zusammenschluss von mehreren Stahlproduzenten: Société Anonyme des Hauts Fourneaux et Forges de Dudelange, Société Anonyme des Mines de Luxembourg et Forges de Sarrebruck, Société en commandite des Forges d'Eich, le Gallais, Metz et Cie. ARBED war im 20. Jahrhundert ein zentraler globaler Akteur im Stahl- und Eisengeschäft und Luxemburgs entscheidender Motor soziokultureller Transformationen und ökonomischer Prosperität.

7 Die Sammlung wurde im Jahr 2007 in der Berufsschule (Institut Emile Metz) von ARBED wiedergefunden. Die Alumni-Vereinigung der Schule (Amicale des Anciens Elèves du Lycée Technique Privé Emile Metz) schenkte die Sammlung dem Nationalen Archiv Luxemburgs für Fotografie und Film, dem Centre national de l'audiovisuel (CNA), und wurde auf Initiative von dessen Direktor, Jean Back, restauriert, digitalisiert, katalogisiert und archiviert (unter dem Archivcode «HISACS Institut Emile Metz»). Dozierende und Studierende des Kurses «Audiovisuelles und Fotografisches Kulturgut» (AVF) der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) zu Berlin restaurierten die Sammlung.

8 Die Sammlung besteht aus einem Papierdruck, 33 Folien, 2217 Glasplattennegativen und 14 Inventurhandbüchern. Für weitere Informationen siehe Kaizer 2017, S. 173.

die Bilder – vor dem Hintergrund einschneidender gesellschaftlicher Transformationen – unterschiedliche Konzepte von Harmonie, die aus verschiedenen Bereichen (wie etwa der Thermodynamik,⁹ dem Naturalismus oder politischen Ideologien) stammen, präsentieren und verstärken sollten. Ziel des Beitrags ist es, die «konnotativen Codes» der Abbildungen zu rekonstruieren und die wiederkehrenden visuellen (und textuellen) Artikulationen von Harmonie zu erkennen, zu charakterisieren und zu differenzieren.¹⁰ Der Glaube war damals verbreitet, dass die Industrialisierung, Mechanisierung, Urbanisierung, Migration usw. auf das Individuum und die gesamte Gesellschaft eine disharmonisierende Wirkung hatte. Daher musste ein neues Gleichgewicht, das physischen, mentalen sowie sozialen Wohlstand, industrielle Prosperität und «ökonomische Harmonie» garantierte, gefunden werden.¹¹ Die Bilder zeugen von den damaligen Versuchen, Verbindungen zwischen Körper, Geist und Maschine, zwischen den verschiedenen Körpern des sozialen Organismus, zwischen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, zwischen Natur, Kultur und Industrie usw. zu (re-)harmonisieren bzw. herzustellen, zu stärken und zu fördern. Entsprechend wird argumentiert, dass diese Fotografien «visuelle Metaphern» für die damalige Suche nach dem harmonischen Leben waren.¹² Ebenso zeigen die Bilder, wie verschiedene Konzepte von Harmonie, die aus unterschiedlichen wissenschaftlichen, philosophischen, ideologischen und politischen Bereichen stammen, in das Erziehungs- und Bildungsdenken, die Erziehungs- und Bildungspraxis Einzug hielten.¹³

Das Interessante dabei ist nicht Harmonie als Erziehungsziel – dies war keineswegs neu –, interessant sind vielmehr die damalige Akkumulation und Schichtung verschiedener Harmoniekonzepte – sozusagen das Herstellen einer Polyharmonie – und die damit assoziierten Praktiken. Die industrielle Moderne hat demnach eine zeitspezifische soziokulturelle Wahrnehmung einer instabilen und kranken Zivilisation hervorgebracht und gleichzeitig spezifische Vorstellungen eines ideal erzogenen und gebildeten – das heisst harmonischen und ausgeglichenen – Menschen provoziert. Mit ihren (aus-)bildenden Interventionen im Kontext der eigenen Berufsschule zielte ARBED darauf, neue/moderne und gesunde Lebensstile in einem stabilen sozialen Organismus zu fördern.¹⁴ Vor diesem Hintergrund ist es keine Überraschung, dass Harmonie und die damit

9 Osietzki 1998.

10 Brown 2005, S. 15.

11 ARBED 1922, S. 42.

12 Feinstein 1982.

13 Feinstein 1982.

14 Herman 2014; Herman/Priem im Erscheinen.

assoziierten Konzepte, etwa Gleichgewicht oder Gleichzeitigkeit, in Erziehungs- und Bildungskontexten häufig gebraucht wurden und entsprechend oft in den Schriften der prominenten Akteure der im Fokus dieses Beitrags stehenden, progressiven Berufsschule von ARBED vorkommen, dem Institut Emile Metz (IEM).¹⁵ Harmonie wird so synonym mit dem «guten Leben», und die (Aus-) Bildung, deren Auftrag es war, auf das «moderne» Leben vorzubereiten, musste die «produktiven», «ausgeglichenen» und «harmonischen» Wesen generieren.

Der Beitrag ist so aufgebaut, dass zunächst die umfassende Fotosammlung des Unternehmens ARBED kurz beschrieben wird (Abschnitt 2). In Abschnitt 3 folgt eine Analyse basierend auf den Fragen, in welchem Ausmass und auf welche Weise die jugendlichen Lernenden in dieser Sammlung (re-)präsentiert sind. Abschnitt 4 skizziert das hybride Curriculum der Schule, das aus formalen wie semiformalen Lernaktivitäten bestand. In Abschnitt 5 wird – insbesondere aufgrund von sechs Fotografien, die das IEM abbilden – analysiert, wie die Bildersammlung des Unternehmens damalige Konzepte von Harmonie visualisierte und zum Ausdruck brachte. Harmonie wurde damals als essenziell verstanden, um die Jugend – vor allem die nicht privilegierte Jugend – «gegen die kranke Zivilisation» zu schützen und den ideal erzogenen und gebildeten «modernen» Arbeiter in der industriellen, urbanen und globalisierten Zivilisation zu kreieren.¹⁶ Abschnitt 6 enthält die Konklusion: «Polyharmonie und die *Fabrikation* des Glücks durch Bildung».

2. Darstellungen des industriellen Kosmos

Die Mehrheit der untersuchten Unternehmensfotografien von ARBED entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Seit der Gründung des Stahlkonzerns 1911 stützte sich das Unternehmen auf Fotografie und Film, um mit den Kunden zu kommunizieren, neue Arbeiter anzuziehen, die eigene Geschichte zu dokumentieren und aufzuzeichnen und die Bevölkerung mit dem «Zeitalter der Maschine» und den sozialen Dimensionen der Moderne vertraut zu machen.¹⁷ Das Bestreben des Unternehmens, seinen industriellen Kosmos visuell zu präsentieren, wurde von Industriellen der Nachbarländer beeinflusst (z.B. Krupp, Deutschland). Diese setzten die Fotografie bereits im späten 19. Jahrhundert für eine Vielzahl von Zielen ein, etwa für Strategien zum Verkauf der Unternehmensprodukte, zur Präsentation von Bildungsinnovationen und wissenschaftlichen Erfolgen in Bereichen der Berufsorientierung, der Arbeiterrekrutierung bzw. -selektion und Mü-

15 ARBED 1922, S. 41.

16 Kurt Hahn 1958, zit. nach Böhm 1994, S. 72.

17 Hariman/Lucaites 2016; Herman/Plein 2017; Plein 2019; Priem/Herman 2019a.

digkeits- oder Bewegungsstudien.¹⁸ Dafür war die Fotografie ein bevorzugtes Medium, da angenommen wurde, dass sie die Welt objektiv dokumentiert. Da Fotografien ihr Gemachtsein und ihre technologische Produktion verbergen können, erschienen sie als transparent, unmittelbar und in der Lage, eine neue und positive Wahrnehmung der neuen industriellen Welt zu ermöglichen. Dies wirkte insbesondere, indem verschiedene Formen der Inszenierung, Ästhetisierung und der Präsentation angewendet wurden, die eine Normalisierung der neuen industriellen Landschaft, der Maschinen, der Produktionsprozesse und der Lebensstile evozierten.¹⁹ Zudem liessen die mechanische Reproduktion und Massenproduktion eine kaum endende Repetition und schnelle Verbreitung und Zirkulation dieser Bilder zu, verteilt über dieselben oder verschiedene Medien.²⁰ Die Fotografien, die im Rahmen dieses Beitrags analysiert werden, erschienen teilweise mehrmals, beispielsweise in historischen Broschüren, Alben und Magazinen, in ARBED-Werbematerial und ARBED-Jahresberichten der Berufsschule, des IEM. Die visuellen Spuren, die diese Bilder hinterlassen haben, während sie durch Zeit und Raum reisten, verschiedenen Zuschauern in unterschiedlichen Kontexten durch verschiedene Formen der Vermittlung gezeigt wurden, zeugen von ARBEDs starkem Glauben an neue visuelle Technologien. Diese sollten als Motoren und Medien dienen, Unternehmensidentität zu formen, soziale Transformationen einzuleiten und Modernität zu vermitteln.²¹ Die Bilder müssen deshalb als «öffentliche Bilder» verstanden werden, als Werkzeuge für Unternehmenskommunikation und eine umfassende Verbreitung der Ideen und Ideologien der Unternehmer. In ihrem Versuch, ein positives Selbstbild als Antwort auf die Ängste und Bedenken hinsichtlich der industriellen Moderne, welche die zeitgenössische Gesellschaft durch und durch prägte, zu entwerfen, waren die Industriellen beflissen, den Blick der Massen zu kontrollieren oder sogar zu kolonialisieren. Vor diesem Hintergrund waren die führenden ARBED-Köpfe – gleich ihren Kollegen in den Nachbarländern – bald von der Notwendigkeit überzeugt, ihre eigene fotografische Abteilung zu etablieren.²²

18 Stremmel 2016, S. 81; vgl. auch Brown 2005; Herman/Plein 2017; Nye 1985.

19 Plein 2019; Priem/Herman 2019a.

20 Edwards 2008; Edwards 2009.

21 Bolter/Grusin 1999.

22 Das Unternehmen Krupp in Essen (Deutschland) gründete bereits 1861 eine eigene Abteilung für industrielle Fotografie (Stremmel 2016, S. 81; vgl. auch Tenfelde 2000; Wahle 2017). Die ARBED-Abteilung existierte bis 1970.



Abbildung 1: Schulgebäude (o. J.).

© Institut Emile Metz [Inventory no. HISACS 002197Vo1_13315] (CNA Collection).



Abbildung 2: Badinfrastruktur (o. J.).

© Institut Emile Metz [Inventory no. HISACS000710Vo1_3074_8] (CNA Collection).

3. Fotografien von arbeitenden Jugendlichen – ein marginales Motiv?

Die meisten Bilder aus der ARBED-Sammlung zeigen industrielle Landschaften, moderne industrielle Infrastruktur, Herstellungsprozesse, Stahlprodukte, die Arbeiter des Unternehmens, Ingenieure, Lehrer des IEM und die Barone und Baronessen der Stahlindustrie. Zudem haben Bilder von speziellen Anlässen – etwa dem Begräbnis eines führenden Industriellen und Philanthropen, wichtigen kulturellen Ereignissen, spezifischen Baustellen, Autounfällen oder aussergewöhnlichen Wetterbedingungen (z.B. Fluten, Schneestürme) – ihren Weg in die Sammlung gefunden. Die Fotos dokumentieren auch Aktivitäten des IEM, wo die Sammlung bis 2007 aufbewahrt war und nach der sie benannt ist.²³ Häufige Motive der Berufsschule waren die moderne Infrastruktur des Instituts, etwa das Indoor-Schwimmbad, die gut ausgerüsteten Klassenzimmer, die Ateliers und das psychophysiologische Labor des Instituts – es wurde auch für die Berufsorientierung und -ausbildung genutzt (siehe Abbildungen 1 und 2) – und die verschiedenen Arbeiten, welche die Schüler fertigten. Interessanterweise wird die Infrastruktur der Schule oft ohne Lehrer oder Lernende dargestellt – gerade so, als könnte die menschliche Präsenz den Betrachter davon ablenken, die ausgefeilte und «ultramoderne» Test-, Lehr-, Lern- und Ausbildungsumgebung genau wahrzunehmen.

Nicht nur auf den Schulbildern sind die Lernenden oftmals abwesend, sie erscheinen auch selten in den Produktionshallen der Stahlwerke oder zusammen mit erwachsenen Arbeitern – Letzteres nur in acht Fällen, etwa auf einem Gruppenbild von Arbeitern, einem Foto der Mitglieder der Fabrikband oder zusammen mit den Gewichthebern des Unternehmens (siehe Abbildungen 3 und 4). Eine gründliche Durchsicht der Sammlung zeigt, dass insgesamt nur 156 Bilder Jugendliche zeigen.²⁴ Dies entspricht einem Anteil von rund zehn Prozent der

23 Am 4. November 1914 öffnete das IEM, das neben dem Stahlwerk von ARBED in Dommeldange (Luxemburg) gelegen war, seine Türen für 32 Lernende. Das Institut wurde von einer Stiftung, die enge personelle Verbindungen zu den Teilhabern von ARBED unterhielt, gegründet und finanziert. Ziel des Instituts war es, die Arbeiterschaft der ARBED und die Kinder der Arbeiter zu erziehen, zu bilden und auszubilden, etwa den zukünftigen Schmid, Schlosser, Dreher, Elektroplaner, Elektroinstallateur, Schmelzer, Modellschreiner, Giesser, Gehäusehersteller. Dadurch sollte die Qualität der Produktion erhöht und Arbeitskraft, die motiviert, ambitioniert und gesellschaftlich gut integriert war, kontinuierlich reproduziert werden. Für weitere Informationen zur Berufsschule, zu ihrem psychophysiologischen Labor, ihrem (Aus-)Bildungsprogramm, ihren Protagonisten und ihren Verbindungen zu Sozial- und Bildungsreformen siehe Herman 2014; Herman/Priem/Thyssen 2014; Herman/Priem/Thyssen 2017; Herman/Priem 2019; Priem/Herman 2019b; Thyssen/Herman 2019.

24 Die Mehrheit der 156 Bilder, die Lernende abbilden, wurde zwischen 1918 und 1930 aufgenommen. Die Ernüchterung des Ersten Weltkriegs liess vermehrt die künftige Generation vor die Linse der Kamera rücken. Der Vollständigkeit halber sei hier angemerkt, dass Bilder von Kindern und Jugendlichen, die meine Kollegen und Kolleginnen und ich nicht direkt mit dem IEM in Verbindung bringen konnten (11 Bilder), Duplikate (17 Bilder) und das fotografische Genre der Klassenaufnahmen (67 Bilder) aus der Analyse ausgeschlossen wurden.



Abbildung 3: Gruppenbild in der Produktionsstätte Dommeldange. Neben den Kindern in der ersten Reihe ist ein weiteres im Hintergrund sichtbar (o. J.).
© Institut Emile Metz [Inventory no. HISACSo01757Vo1_7656] (CNA Collection).



Abbildung 4: Gruppenbild der Gewichtheber der Fabrik (1930).
© Institut Emile Metz [Inventory no. HISACSo01054Vo1_9773] (CNA Collection).

gesamten Sammlung. Auf diesen Fotografien werden die Jugendlichen auf unterschiedliche Weise abgebildet – inszeniert oder zufälligerweise fotografiert, im Vordergrund oder im Hintergrund und teilweise sogar versteckt. Nur wenige Bilder (15) zeigen die Lernenden im Kontext theoretischer Instruktion, praktischer Ausbildung und psychophysiologischer Tests.²⁵ Es überrascht, dass die jugendlichen Arbeiter als «Schüler» bzw. «zukünftige Arbeiter» auch im formalen Setting schulischer Instruktion nur ein marginales Motiv sind (23 Bilder), insbesondere vor dem Hintergrund, dass die Sammlung von einer Berufsschule stammt.²⁶ In ihrer Mehrheit – auf 125 von 156 Bildern, um genau zu sein – zeigen die Fotografien die jugendlichen Arbeiter bei der Teilnahme an organisierten Freizeitaktivitäten, beispielsweise werden die «Boy-Scouts» des IEM oder die Band des Instituts (gegründet 1920) abgebildet. Die Boy-Scouts *Weisse Wölfe (Loups blancs)* wurden im Mai 1915 auf Wunsch von Edmée Metz-Tesch (1845–1919), der Witwe des Industriellen und IEM-Gründers Emile Metz (1835–1904), ins Leben gerufen, um das IEM zu beleben. Dies war nur eine von vielen sozialen Wohlfahrtsinitiativen, die von ARBED-Industriekapitänen initiiert und finanziert wurden. Ziel der Boy-Scouts war es, das Engagement und die Fähigkeiten der besten jungen Arbeiter für die künftigen Dienste der Stahlwerke verstärkt zu mobilisieren und – spezifischer – ihre Führungsfunktionen, etwa als Geschäftsführer oder Vorarbeiter, zu fördern.²⁷ Genauso wie das IEM sollten die Boy-Scouts eine neue «sich herausbildende Mittelklasse» von Arbeitern kreieren.²⁸ Sie boten Zugang zu Freizeitaktivitäten, die normalerweise nicht Teil des alltäglichen Lebens von jungen Arbeitern waren, und funktionierten gleichzeitig als komplementäres semiformales Bildungselement, das ins Leben gerufen wurde, um die zukünftige Arbeitseelite zu erziehen und bilden.

4. Das hybride Curriculum des IEM

Um den ideal erzogenen und gebildeten, harmonischen und ausgeglichenen Arbeiter zu formen, wurde das IEM unter anderem von Ideen inspiriert, die von den internationalen Boy-Scouts-Bewegungen stammen.²⁹ Das IEM entwarf ein

25 Von diesen Bildern entstanden 2 im Klassenzimmer, 7 bilden die praktische Ausbildung im Rahmen von Workshops ab, 3 zeigen psychophysiologische Tests, und die restlichen 3 fokussieren sportliche Aktivitäten in der Turnhalle des Instituts und auf dem Spielplatz.

26 Dies stimmt mit Stremmels Ergebnissen hinsichtlich des Stahlwerks Krupp überein. Stremmel konstatiert, dass junge Arbeiter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht oft fotografiert wurden. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begann das Motiv der jugendlichen Arbeiter eine wichtige Rolle in der Unternehmensfotografie zu spielen (Stremmel 2016, S. 82).

27 ARBED 1922, S. 46.

28 Herman 2014, S. 611.

29 Für weitere Informationen über die Boy-Scouts, ihre Charakteristiken und spezifischen institutionellen Eigenschaften siehe beispielsweise Kahane 1997.

«hybrides Curriculum», das formale und semiformale Lernaktivitäten kombinierte.³⁰ Das formale Curriculum bestand aus theoretischem Unterricht (dieser versorgte die Lernenden mit akademischem und professionellem Wissen), einer praktischen Ausbildung, die sich aus Workshops zusammensetzte (dabei wurden etwa spezifische Fähigkeiten eingeübt und eine spezifische Arbeitsethik und -haltung gelehrt) und aus psychophysiologischen Tests (sie wurden für die Berufsorientierung genutzt und um die präzise und effiziente Handhabung von Werkzeugen zu erlernen). Diese drei «centres d'action», wie die Gründer und die Angestellten der Berufsschule sie bezeichneten, wurden durch Turnübungen in der Natur und Hygieneunterricht ergänzt. Man ging davon aus, dass die drei Zentren im Zusammenspiel den Lernenden dabei helfen würden, sich reibungslos an die industrielle Moderne anzupassen. Sie sollten sie an das Maximum individuellen Glücks heranführen und insbesondere auch dazu beitragen, die soziale Frage zu lösen.³¹ Die formalen Lernooptionen genügten jedoch nicht, um den ideal erzogenen und gebildeten Arbeiter zu kreieren, wovon das semiformale Curriculum zeugt; so organisierte das Institut etwa Boy-Scouts-Aktivitäten, um Ausgleich zur industriellen Umgebung und Arbeit zu schaffen und die Gesundheit der Lernenden zu fördern. Diese Aktivitäten wurden – im Rousseau'schen Sinne – als idealer Raum verstanden, um «natürlich» zu lernen, und dies im Gegensatz zum «künstlichen» Lernen im Klassenzimmer. Ob in der Stadt, im Wald oder am Strand, die Lernenden sollten die Welt direkt erfahren und von ihren eigenen Handlungen lernen – befreit von einem vorgefertigten formalen Curriculum und tendenziell auch befreit von überwachenden und steuernden Interventionen.³² Das semiformale Curriculum stellte einen «liminal space»³³ dar, der sich abseits der strukturierten Sphären der Arbeit, des formalen Lernens und des Alltäglichen eröffnete – es ist ein Raum, in dem mit neuen Formen des Sehens und Handelns experimentiert werden konnte, und gleichzeitig ein «Raum für Erholung»,³⁴ der die negativen Nebeneffekte der Industrialisierung ausgleichen würde. Denn die Moderne wurde auch als Ära wahrgenommen, die traditionelle sozialkulturelle Praktiken und Gewohnheiten unterläuft, das kollektive Gewissen destabilisiert und die «alten» Bezüge und Referenzen zerstört. Es zirkulierten angsteinflößende Bilder einer Menschheit, die von Maschinen dominiert wird, und von Arbeitern, die von den mechanischen oder «unnatürlichen»

30 Herman/Priem 2019.

31 ARBED 1922, S. 42–47.

32 Ballinger 1965. Die Boy-Scouts-Organisation muss als ein «delicate interweaving of adult- and peer-control, and autonomy and freedom» verstanden werden (Kahane 1997, S. 55–58).

33 Turner 1969; Turner 1998.

34 Pomfret 2004, S. 103.

Rhythmen der Maschine und den ungesunden Arbeitsbedingungen erschöpft und erkrankt waren; Bilder von Menschen, die in ihrer mentalen und physischen Freiheit durch die rationale Organisation der Arbeit eingeschränkt wurden, oder solche von entfremdeten und dehumanisierten industriellen Menschen – passiv, amoralisch und asozial. Diesen Angstbildern sollte mit den Freiluftaktivitäten entgegengetreten werden. Sie gaben Raum für ein selbstbestimmtes und freies Handeln und schulten gleichzeitig Sozialkompetenzen.³⁵ Das semiformale Curriculum war die industrielle Antwort auf die Reaktionen der Arbeiterorganisationen und der katholischen Zirkel, welche die Schwerindustrie dahingehend kritisierten, dass sie die Moral und die physische Entwicklung der jungen Menschen sowie ihre Integration in die Gesellschaft bedrohe.

5. Visuelle «Performativität» von (Poly-)Harmonie

Im Folgenden werden die «konnotativen Codes» einiger der Fotografien rekonstruiert; gleichzeitig werden wiederkehrende visuelle Artikulationen von Harmonie identifiziert und aufgeschlüsselt.³⁶ Es werden insbesondere sechs Bilder analysiert, die Lernende in formalen und semiformalen Bildungssettings des IEM zeigen. Dabei wird untersucht, inwiefern und auf welche Weise die dargestellten Motive und Themen sich an älteren wie auch an zeitgenössischen Konzepten von Harmonie orientierten beziehungsweise deren Inhalte widerspiegeln. Mit anderen Worten: Die Analyse fokussiert, wie die Fotografien über verschiedene Disziplinen hinweg generiertes Wissen, das unterschiedliche konzeptuelle Ausformungen von Harmonie hervorbrachte, versammeln und mit diesen Wissensformen «intertextuell» verknüpft sind. Entsprechend Elisabeth Edwards' Zugang der visuellen Anthropologie geht die vorliegende Analyse über eine enge «forensische und semiotische Inhaltsanalyse» hinaus, die lediglich die Oberfläche der Repräsentationen der Bilder in den Fokus der Analyse rücken würde. Die Bilder werden im Folgenden vielmehr als Produkte verstanden, die mit anderen textuellen oder visuellen Materialien der damaligen Zeit verwoben sind und mit ihnen interagieren, so beispielsweise mit den textuellen Dokumenten des IEM (z.B. Jahresberichte).³⁷ Die Fotografien sind also keine passiven und isolierten Wissensträger, sondern sie entsprechen performativen Akten, und ihre Bedeutungen wurden in einem grösseren materiellen/visuellen Komplex (re-)inszeniert, (erneut) verknüpft sowie (re-)konstruiert.³⁸

35 Schmid 2014, S. 57.

36 Brown 2005, S. 15.

37 Edwards 2009, S. 130.

38 Edwards 2008; Edwards 2009; Edwards 2012.

5.1 Geist-Körper-Harmonie

Die erste Fotografie (Abbildung 5), aufgenommen um 1939 in der Turnhalle des Instituts, ist eine der vielen, die Lernende bei «körperlich-geistigen» Übungen abbilden, mit denen sie ihre physischen Deformationen heilen und ihre physisch-mentale Konstitution und die geschmeidige Interaktion zwischen Körper und Geist verbessern sollen.³⁹ Die zentrale Figur des Bildes ist der Junge, der eine Balance-Übung vorführt. Aus dem Bild lässt sich schliessen, dass er – zumindest während der Aufnahme – die «harmonische» Interaktion zwischen den Sinnen, dem Nerven- und muskulären System und dem Geist meistert.⁴⁰ Der alte Slogan «Mens sana in corpore sano» war – gemäss Turnlehrer und Boy-Scouts-Leiter des Instituts, J. P. Thommes – das Credo des Instituts. Die sich zur selben Zeit rasant entwickelnden Humanwissenschaften, etwa die Psychotechnik, be- und verstärkten solche Ideen einer Geist-Körper-Harmonie und eines positiven Einflusses von physischem Training auf die intellektuellen Kapazitäten. Fritz Gieses Publikation «Körperseele», die 1920 erschien, gibt ein illustratives Zeugnis davon.⁴¹ Ferner wurden «Schwedische Gymnastik» und andere sportliche Aktivitäten (z.B. Schwimmen) als «Antriebe zu erholsamer Bewegung»⁴² verstanden und waren gleichzeitig dazu angedacht, beides zu ermöglichen: «regeneration» und Kompensation für die «assaults of modern life».⁴³

Neben ihrer physischen Funktion – den Körper von der industriellen Arbeit wieder «aufzurichten» und die Konstitution zu stärken – und ihrer geistigen Komponente sollten die Übungen insbesondere auch die «Moral» positiv beeinflussen.⁴⁴ Die Vorstellung, dass ein «durchsetzungsstarker Charakter» mit einem «ausgebalancierten Geist» einherging und daher «physische Abhärtung» gleichsam zu «moralischer Abhärtung» führe,⁴⁵ war ein weiterer Grund für die Gymnastikstunden am IEM, das ihnen viel Aufmerksamkeit schenkte⁴⁶ – nicht zuletzt, weil auch die Industriellenwitwe Metz-Tesch von der «sozialen Wichtigkeit physischer Erziehung» überzeugt war.⁴⁷ Physische und moralische Abhärtung würde die Lernenden davor bewahren, «sozialen» Krankheiten, wie Alkoholismus, Tuberkulose oder Syphilis zum Opfer zu fallen. Soziale Missstände würden die Plastizität und Formbarkeit von Körper und Geist reduzieren und die «Energie des menschlichen Motors» absorbieren. Der harmonisch funktionierende Körper-Motor, dem der nächste Abschnitt gewidmet ist, war in der damaligen Zeit eine

39 Thommes 1954, S. 41.

40 Luks 2012; Uhl/Bluma 2012.

41 Giese 1927.

42 Böhm 1994, S. 74.

43 Tumblety 2012, S. 6–8.

44 IEM 1917, S. 88; Nies-Berchem 1989, S. 53; Thommes 1954, S. 129.

45 ARBED 1922, S. 50; Thommes 1954, S. 128.

46 Herman/Priem/Thyssen 2017.

47 Herman/Priem/Thyssen 2017, S. 125.

gebräuchliche Metapher für den menschlichen Stoffwechsel und für Energiekonsum/-produktion.

5.2 Harmonisches Funktionieren des Körper-Motors

Abbildung 6 zeigt einen jungen Arbeiter, der im «psychophysischen Labor» des Instituts auf einem ergometrischen Fahrrad trainiert (*cycle ergométrique*). Das Labor wurde im Jahr 1919 gegründet. Die Ideen für die Apparate und für die darin angewandten «rationalen und wissenschaftlichen» Methoden stammten vom französischen industriellen Ergonomen und Experten in Ermüdungswissenschaften Jules Mardochée Amar (1879–1935).⁴⁸ Amars Lebensmission war es, das wissenschaftliche Fundament der menschlichen Arbeit zu entschlüsseln und eine Theorie über Energie und Ermüdung zu formulieren.⁴⁹ Das ergometrische Fahrrad und andere von ihm entwickelte Apparate⁵⁰ wurden genutzt, um die «Architektur» und die Mechanismen des menschlichen Körpers, das Funktionieren des menschlichen Stoffwechsels (z.B. Ernährung, Sauerstoff, Sonnenlicht) und den muskulären «Motor» im Kontext des Arbeitens zu untersuchen – Letzteres etwa hinsichtlich des Verbrauchs an Energie bzw. des Ermüdungsgrades.⁵¹ Die Frage der menschlichen Energie war keineswegs ein neues Thema, doch die Erfindung der Elektrizität und die Vielzahl an Motoren und die sich entwickelnden Wissenschaften haben sie wiederbelebt. Eine dieser Wissenschaften war die Psychophysiologie, die den menschlichen Organismus oft mit den Gesetzen der «allgemeinen Mechanik» und «der modernen Physiologie» verglich oder verband.⁵² Dies wird auch aus den Titeln von Amars Schlüsselwerken ersichtlich, etwa «Le moteur humain» (1914), oder aus dem folgenden Zitat aus dem Werk «Le rendement de la machine humaine» (1909): «La machine humaine, assurément la plus ancienne, est assimilable, pour le calcul de ses effets, à une machine usuelle. Le travail dont elle est capable, la chaleur qui s'y développe ont même contribué à raffermir les premiers thermo-dynamistes dans leurs idées. [...] Elle se compose, en réalité, d'autant de petits moteurs qu'il y a de muscles, mais tous

48 Amar/Painlevé 1916, S. 4.

49 Amar 1914; Amar 1917a; Amar 1917b; Amar 1920.

50 Für eine Beschreibung von einigen seiner spezialisierten und fortgeschrittenen ergografischen und dynamografischen Apparaturen siehe Amar 1918. Für Informationen über einige seiner Geräte und Tests, etwa den Stanztest, den Koordinationstest mit dem Zwei-Hand-Koordinator oder den Hammertest, vgl. insbesondere Priem/Herman 2019b; vgl. auch De Bont 2002; Meyer-Drawe 1996; Vieser 2014.

51 Rabinbach 1992, S. 187. Für eine Übersicht über die Geschichte der experimentellen Methode, ihre Geräte und Schlüsselfiguren wie die Gründerväter des Positivismus, den französischen Philosophen Auguste Comte (1798–1857) und den französischen Physiologen Claude Bernard (1813–1878), vgl. Klein 2011, S. 52f.

52 Robert 1920, S. 53f.; Robert 1919.

fonctionnent harmoniquement.»⁵³ Einsicht in die optimale Verwendung menschlicher Energie, das heisst Nutzung, ohne den Geist oder den Körper zu stark zu ermüden und ohne an Produktivität zu verlieren, hatte insbesondere vor dem Hintergrund verschiedener Ängste Hochkonjunktur.⁵⁴ Einerseits wollte eine nach dem Maximum an Produktivität strebende Industrie keine menschlichen Ressourcen verschwenden (eine Angst, die sich während und nach dem Ersten Weltkrieg verstärkte), andererseits kursierten Ängste vor dem mechanischen oder «unnatürlichen» Rhythmus der Maschinen, den ungesunden Arbeitsbedingungen, den langen Arbeitstagen, welche die Industriearbeiter erschöpften, krank machten und demoralisierten. Um diesen Befürchtungen entgegenzuwirken, sollte ein «neuer», «gesunder» und «harmonisch» funktionierender Körper-Motor erforscht, trainiert und durch angemessene Arbeits- und Lebensbedingungen in seiner Frische erhalten und unterstützt werden. So sollten die Arbeiter, etwa durch genügend Pausen und «gesunde» Ernährung, die «verlorene Energie wiedererlangen». Waren diese Bedingungen einmal erfüllt, so wurde davon ausgegangen, dass der Mensch-Motor «harmonisch» und unaufhörlich funktionieren würde, wodurch sich die Effizienz der menschlichen Energie maximieren liesse.

5.3 Harmonie der Körper-Geist-Maschine

Eng verbunden mit der Frage der menschlichen Energie (und insbesondere aus derselben Disziplin und denselben experimentellen Settings hervorgegangen) waren die damaligen Ideen, die darauf abzielten, eine Symbiose zwischen dem mechanischen und dem natürlichen Körper zu erreichen, die Körper und die Maschinen zu harmonisieren, die Gleichzeitigkeit zwischen Maschine und menschlichem Organismus zu optimieren, das heisst den mechanischen und den «natürlichen»/menschlichen Rhythmus aufeinander abzustimmen.⁵⁵ Damalige Diskussionen über die «Fusion» von Mensch und Maschine und die Maximierung ihrer gemeinsamen Leistung können durch zwei einander entgegengesetzte Zugänge charakterisiert werden. Einerseits wurde versucht, den Menschen an die Maschine anzupassen, andererseits drehten sich die Konzepte gerade umgekehrt darum, die Maschine und das Arbeitsumfeld den menschlichen Fähigkeiten anzugleichen. Ob auf die eine oder die andere Weise, in beiden Fällen wurde davon ausgegangen, dass die Probleme der industriellen Tätigkeiten mithilfe der Arbeitswissenschaften zu lösen wären. Wissenschaftsbasierte Vorschriften sollten dazu anleiten, wie die Arbeitsumwelt an die menschlichen Fähigkeiten ange-

53 Amar 1909, S. 10.

54 Rabinbach 1998.

55 Priem/Herman 2017.

passt werden konnte, und/oder sie sollten spezifizieren, welche Körperhaltung eingenommen und wie die physischen Kräfte während der industriellen Arbeit angemessen eingesetzt werden sollten. Zudem wurde von der Wissenschaft erwartet, dass sie entsprechende Test- und Trainingsapparaturen zur Verfügung stellte, um den Arbeitern Einblick in ihre eigene Körper-(Geist-[Maschinen-])Koordination, ihren Rhythmus, ihren Energieverbrauch und die Angemessenheit ihrer Bewegungen usw. zu geben. Abbildung 7 ist ein Beispiel dafür. Gezeigt wird ein Junge, der im Labor des IEM einen Stanztest absolviert. Bei diesem Test sollten die Lernenden Papierstreifen so schnell und so genau wie möglich durchstechen. Der Test wurde jeweils zehnmal wiederholt. Im Zentrum des Bildes wird das zylindrische Aufzeichnungsgerät ersichtlich. Es registrierte die Zeit (Länge des Graphs), die für den Test gebraucht wurde, den Schlagrhythmus und die Kraft, die aufgewendet wurde. Das Bild sollte die harmonische Fusion von Körper und Maschine zeigen; beide komplementieren und perfektionieren einander in einer menschlich-mechanischen Konstellation. Man glaubte ferner auch, dass eine rationale, vernünftige rhythmische Umsetzung und das harmonische Funktionieren der Körper-Geist-Maschine in einer «polyrhythmischen Befreiung des Körpers»⁵⁶ und des Geistes münden und positive Emotionen, wie Freude und Befriedigung, evozieren würden.⁵⁷

Im Folgenden werden drei weitere Bilder (siehe Abbildungen 8, 9, 10), die im Kontext der Boy-Scouts-Aktivitäten des IEM aufgenommen wurden, analysiert. Sie zeigen Facetten des semiformalen Curriculums des Instituts. Die Fotografien können – zumindest zu einem bestimmten Grad – als Gegenbilder zu den ersten drei (Abbildungen 5, 6, 7) gesehen werden, die hauptsächlich die industrielle und mechanisierte Umgebung zeigen.⁵⁸ Sie präsentieren und verstärken Konzepte von Harmonie, die sich von den ersten Bildern unterscheiden, in denen die industrielle Gegenwart dominiert; sie funktionieren jedoch, wie im nächsten Abschnitt erläutert wird, komplementär.

56 Böhm 1994, S. 76.

57 Paterson 2012, S. 30–32; Sennett 2008, S. 235.

58 In früheren Arbeiten haben meine Kolleginnen und Kollegen und ich vor allem Bilder, die diese Räume und Praktiken formalen Lernens zeigen, fokussiert (z.B. die Gesundheits- und Hygienemassnahmen des Instituts oder die wissenschaftsbasierte Berufsorientierung und -ausbildung mittels maschinevermittelter Beobachtung). Kraft dieser Massnahmen sollten die zukünftigen Arbeiter auf die mechanische «Moderne» vorbereitet werden. Die Bilder repräsentierten entsprechend das formale Curriculum, das die form- und trainierbaren Körper der Lernenden und ihren Geist mit den Werkzeugen und den Maschinen vertraut machen, sie die rohen und verarbeiteten Materialien erfahren lassen, den Umgang mit den Werkzeugen lehren und dabei anleiten sollte, sich den Rhythmus der Maschinen einzuverleiben sowie die effizienteste Bewegung des Körpers zu finden – letztendlich sollte das Curriculum die «moderne» Arbeiterelite generieren. Siehe z.B. Herman 2014; Herman/Plein 2017; Herman/Priem 2019; Herman/Priem/Thyssen 2017.



Abbildung 5: Lernender bei einer Übung in der Turnhalle des Institut Emile Metz (1939).
© Institut Emile Metz [Inventory number HISACS002200Vo1] (CNA Collection).



Abbildung 6: Psychophysiologisches Labor des Institut Emile Metz. Auf der linken Seite trainiert ein junger Mann auf dem ergometrischen Fahrrad (o. J.).
© Institut Emile Metz. HISACS000714Vo1_3074_15. CNA Collection.

5.4 In Harmonie mit der Natur und der Stadt

Verschiedene Bilder, die im Kontext des IEM entstanden sind, präsentieren halb nackte Körper, die der frischen Luft, der Sonne und/oder dem Wasser (Heliotherapie, Hydrotherapie) direkt ausgesetzt sowie mit gymnastischen und sportlichen Aktivitäten beschäftigt sind. Diese Halb-Nacktheit ist in einer breiteren psychophysischen Kultur einzuordnen, die darauf zielte, physischem und mentalem Zerfall vorzubeugen.⁵⁹ Von den «dreckigen» Kleider befreit, die mit Keimen (z.B. Tuberkulose) kontaminiert sein, das Sonnenlicht blockieren und den menschlichen Motor in seinen Bewegungen behindern konnten, waren die jungen Körper gleichzeitig der sichtbaren Zeichen sozialer Ungleichheit entledigt und dem hygienischen und (pseudo-)wissenschaftlichen Blick ausgesetzt. Sauberkeit, Reinheit, Revitalisierung und Erhalt der Gesundheit waren Schlüsselemente des neuen Hygienekults, der das genaue Überprüfen beziehungsweise Testen sowohl der Kondition als auch der Konstitution der jungen menschlichen «Maschinen» legitimierte.⁶⁰

Abbildung 8 inszeniert ein Bad im Fluss. Neben der Aktivität des Badens, die auf das Streben des Instituts nach Hygiene und Gesundheit verweist, den Willen, den menschlichen Motor am Laufen zu halten, ist die Umgebung von zentraler Bedeutung. So baden die Jungen vor dem Hintergrund einer wohl konstruierten Strasse und einer Brücke, welche die pure Rousseau'sche Natürlichkeit, die vielleicht hätte anklingen sollen, zerstört.⁶¹ Viele Bilder der Sammlung zeigen die Boy-Scouts in (semi-)natürlicher Umgebung. Sie deuten ein romantisches und idyllisches Verlangen an, inmitten fortgeschrittener Urbanisierung und industrieller Mechanisierung wieder mit der Natur in Kontakt zu kommen. Auch darin zeigt sich ein Trend der damaligen Zeit, sich vermehrt der «Natur» und Aussenaktivitäten zuzuwenden. Exemplarisch dafür sind Bewegungen wie die Lebensreform und Freikörperkultur in Deutschland, der Naturismus in Frankreich und Jugendbewegungen wie der Wandervogel in Deutschland oder die amerikanischen Boy-Scouts-Bewegungen.⁶² Die Natur wurde als zentraler Gegenpol zum Industriellen und Urbanen verstanden («gesund» versus «dreckig»,

59 Adolphe Ferrière (1879–1960) erwähnte beispielsweise unter seinen dreissig Charakteristiken der Landerziehungsheime (1920) Folgendes: «Der Körperpflege dient die *natürliche Gymnastik*, die entweder vollständig nackt oder wenigstens mit blossen Oberkörper im Freien ausgeführt wird; ausserdem Spiel und Sport. Das Urteil aller Ärzte und Hygieniker über die Vorteile der Nacktheit ist übereinstimmend, und zwar nicht nur vom physischen Standpunkt aus (Luft und Sonnenbäder), sondern auch in sittlicher Beziehung durch Ausschalten ungesunder Neugier» (Ferrière, zit. nach Skiera 2003, S. 188–190; Hervorhebungen im Original).

60 IEM 1913, S. 5.

61 Thyssen/Dittrich 2014, S. 65.

62 Thyssen/Herman 2019.



Abbildung 7: Stanztest im Labor des Institut Emile Metz (o.J.).
© Institut Emile Metz. HISACS 000723Vo1_554. CAN Collection.

«ruhig» versus «lärmig», «langsam» versus «schnell»). Dadurch wurde sie «zur Kur sozialer Bedrohungen», wie physische oder mentale Müdigkeit, Tuberkulose usw.

Kraft des temporären Lebens in Harmonie mit der Natur sollten also die Stadtjungen und/oder die jugendlichen Arbeiter Energie auftanken, ihre Balance und geistige Gesundheit (wieder-)herstellen und «Homöostase» erlangen. Allerdings wurden nicht nur die Verbindungen zur Natur inszeniert. Die Sammlung zeigt auch einige Bilder, die in urbaner Umgebung aufgenommen worden sind und die Lernenden dabei zeigen, wie sie «moderne» Lebensstile erfahren (z.B. sind sechs Bilder einer Reise nach London gewidmet, die in den 1920er Jahren stattfand). Diese Praxis entsprach dem (international) aufkommenden Verständnis, dass Städte bedeutende Lernumgebungen darstellten, wo die urbane «Moderne» und die «moderne» Kultur direkt entdeckt und erlebt werden konnten.⁶³ Diese Bilder evozieren die Vorstellung, dass der ideale moderne junge Arbeiter nicht nur ein fähiger Arbeiter ist, sondern insbesondere ein Mann, der sowohl Natur als auch (industrielle und urbane) Kultur zu vereinen weiss, um Harmonie und kulturelle Identität zu erlangen.

5.5 Harmonie zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Abbildung 9, die darstellt, wie Boy-Scouts Stroh sammeln und damit einen Wagen füllen, verweist auf die stark rural geprägte Vergangenheit des Landes Luxemburg. Das Bild lässt sich als Antwort auf gesellschaftliche Ängste vor den massiven – von der Industrialisierung ausgehenden – Transformationen lesen, als Antwort auf die Furcht vor dem «Neuen» bzw. dem «Modernen» und dem beunruhigenden Gefühl, den Halt, der sich aus der vertrauten Vergangenheit schöpfte, zu verlieren. Viele Bilder dokumentieren, wie die jugendlichen Arbeiter in das kulturelle, historische Erbe eingebunden werden, etwa durch den Besuch historischer Monumente (der Ruinen eines Schlosses, eines Bunkers an der belgischen Küste, des Big Ben und anderer touristischer Highlights) oder durch den Kontakt mit dem traditionellen Handwerk, wie Holzarbeiten oder Ackerbau. Das inszenierte «handwerkliche Tun» kann als «spätromantische Flucht aus einer von Objekt- und Orientierungsverlust, Stress, Leistungsdruck und Konkurrenzverhalten geprägten Lebensrealität» verstanden werden und verweist zudem auf die «polyrhythmische Befreiung des Körpers bei Wiedererinnerung an die erdverbundenen Schritte der Feldarbeiter» sowie den «natürlichen», nichtauto-

63 Forsell 2014.

matischen Rhythmus.⁶⁴ Das freie Einsammeln des Strohs von Hand an der frischen Luft, wie es auf dem Bild gezeigt wird, und die Ernte im Sommer (dem Rhythmus der Jahreszeiten bzw. der Natur folgend) kontrastiert stark mit den Fotografien, die den automatisierten und konstanten Stahlproduktionsprozess abbilden. Wie erwähnt, existierte parallel zum Wunsch, die Jugendlichen mit der Vergangenheit des Landes in Kontakt zu bringen, das Bedürfnis, die Jugendlichen mit dem «Neuen», mit der Technosphäre vertraut zu machen und sie an die «modernen» Lebensstile zu gewöhnen. Daher ist es auch keine Überraschung, dass die Sammlung einige Bilder enthält, welche die industrielle und die urbane Gegenwart romantisieren. Die doppelt romantisierende Gegenüberstellung des kulturellen Erbes mit der urbanen und industriellen Gegenwart – das Ausbalancieren des Alten und des Neuen – kann als Versuch verstanden werden, das traditionalistische und das modernistische Narrativ miteinander zu versöhnen. Die dargestellten Bildungserfahrungen – zusammen mit dem generellen Curriculum, das in der Schule unterrichtet wurde – gingen daher über ein enges Anlernen, Gewöhnen und Ausbilden des industriellen Handelns und Handwerks hinaus und zielten vielmehr darauf, den «cultured man» zu kreieren, der sich zwar der Vergangenheit des Landes, des materiellen und immateriellen kulturellen Kapitals und Erbes, bewusst ist, gleichzeitig jedoch die «moderne» Gegenwart guthiesst und, mehr noch, verstand, dass Mensch und Gesellschaft Produkte sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart sind.⁶⁵ Mit dem Curriculum des Instituts wurde also versucht, Vergangenheit und Gegenwart zu harmonisieren und den jungen Arbeitern «meaningful and affectively charged connections across time» zu erlauben.⁶⁶

5.6 Harmonie im sozialen Motor (soziale Stabilität)

Das letzte Bild (Abbildung 10) zeigt eine menschliche Pyramide am Strand von Bredene (Belgien) und ist eine der vielen Fotografien der ARBED-Sammlung, die Gruppenaktivitäten zeigen. Das reicht vom gemeinsamen Kartoffelschälen über Holzfällen bis hin zum Kochen und vielerlei kompetitiven physischen Übungen. Mit solchen soziale Einheit schaffenden Aktivitäten wurde auf die Ängste der Entfremdung und der Dehumanisierung einer kapitalistisch technologisch-industriellen Gesellschaft reagiert (wobei beispielsweise auch auf Karl Marx verwiesen wurde). So äusserten sich bestimmte Kreise folgendermassen: «Modern industrial society has left no other bound between man and man than naked self-inte-

64 Böhlm 1994, S. 76.

65 Bantock 1965.

66 Herman/Roberts 2017; MacDonald 2013, S. 234.

rest»; oder der Mensch des industriellen Zeitalters «is not his true self because he is alienated; alienated from his work, from other men, and from him-self». ⁶⁷ Der Zerfall des sozialen Zusammenhalts, der damit einhergehende Individualismus und die «Kommerzialisierung» (*commodification*) der Arbeiter würden, so die Befürchtungen, in einer «society that loses all sense of morality, fair play and justice» resultieren. ⁶⁸ Die Bilder aus der Sammlung traten diesen Ängsten entgegen, indem verschiedene Momente des gemeinsamen Spiels und Arbeitens fotografiert wurden. Zudem wurde einem starken Gruppenzusammenhalt, der aus gegenseitiger Kooperation resultierte und diese wiederum förderte sowie den Verantwortlichkeitssinn stärkte, auch nachgesagt, dass er sich positiv (d.h. profitabel) auf den Kontext der Arbeit und der Gesellschaft insgesamt auswirke. ⁶⁹ Kollektivität und zugleich die Wichtigkeit des Individuums inmitten des Kollektivs sind zentrale Motive des Bildes, das die menschliche Pyramide abbildet. Die Lernenden werden als Individuen, die verschiedene Aufgaben und/oder verschiedene Positionen in der Gruppe wahrnehmen, gezeigt, und ebenso wird auch der kollektive Erfolg dargestellt. Das Gelingen der Pyramide ist nur möglich, wenn jeder seinen Platz einnimmt, optimal funktioniert, maximale Leistung erbringt, und dies in einer Beziehung von gegenseitigem Vertrauen und Kooperation. Vor dem Hintergrund erwachender sozialer Unruhen in Luxemburg symbolisiert die Fotografie die angestrebte soziale Kohäsion, die soziale Stabilität oder das soziale Gleichgewicht, die Synchronie und insbesondere Harmonie im sozialen Miteinander. Die Boy-Scouts- und die Sportaktivitäten des Instituts dienten als hervorragendes Instrument für die Charakterbildung und als «Raum», um soziale Fähigkeiten zu erlernen und auszubilden – unabdingbare Elemente, um nützliche und verantwortungsvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu kreieren. ⁷⁰

67 Karl Marx, zit. nach Nyberg 1965, S. 277f.

68 Karl Marx, zit. nach Nyberg 1965, S. 277f.

69 Thommes 1954, S. 128.

70 Beispielhaft sind die folgenden Zitate des Sportlehrers und Boy-Scouts-Leiters des IEM, J. P. Thommes, der retrospektiv über die entscheidenden Ambitionen der Boy-Scouts-Erziehung schreibt: «Die Wanderungen, das Lagerleben und all die schönen Probleme, welche der Scoutismus dem jungen Scout stellt, wie Selbstdisziplin, Charakterbildung, Kameradschaftlichkeit und Hilfsbereitschaft, bilden einen grossen Teil der Scoutserziehung» (Thommes 1954, S. 128). «Selbstüberheblichkeit oder Eigenbrötelei kann man heutzutage mehr als sonst beobachten. Hier muss versucht werden, die jungen Menschen mit allen guten Kräften zu einer gesünderen Mentalität zu erziehen und ihren Sozialsinn zu entwickeln durch diszipliniertes Benehmen innerhalb froher kameradschaftlicher [...] Betätigung. Zu vermitteln ist ein Maximum an Fair-play» (Thommes 1954, S. 130).

6. Konklusion: Polyharmonie und die *Fabrikation des Glücks durch Bildung*

Die programmatische Hybridität des IEM ist eine direkte Antwort der industriellen Unternehmer auf die wachsende Erziehungskritik (z.B. aus reformpädagogischen Kreisen) und das «Unbehagen in der Kultur» oder die Kritik an «den als inhuman angesehenen Lebensbedingungen in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft und der technologischen Zivilisation».⁷¹ Entsprechend verstanden die Gründer das Curriculum des Instituts als einen idealen und notwendigen Produzenten von «vital cells within the social organisms, that would promote the era of transition, a period of moral and political anarchy»,⁷² als Katalysator und Garanten soziokultureller Stabilität – es sollte den Nährboden für einen profitablen «cult of economic harmony» bilden.⁷³ Dieser Beitrag hat gezeigt, wie verschiedene Konzepte der Harmonie, die aus sozialen Ängsten, ökonomischen und politischen Aspirationen, Ideologien und der Wissenschaft hervorgingen, ihren Weg in das pädagogische Denken und die ausbildende Praxis gefunden haben, pädagogisiert wurden. Zudem wurde dargestellt, wie die analysierten visuellen (und textuellen) Materialien verschiedene Formen von Harmonie präsentierten, sei es die Harmonie zwischen Körper, Geist und Maschine, das reibungslose und harmonische Funktionieren des Körper-Motors, das harmonische Zusammenspiel von industriellen, urbanen und natürlichen Umgebungen, die gleichzeitige Verankerung in Vergangenheit und Gegenwart oder der harmonische soziale Organismus. Die Unternehmensfotografien funktionierten als visuelle Metaphern für das Bestreben des Instituts und damit des Unternehmens, ein harmonisches Leben respektive Polyharmonie zu erwirken. Diese Polyharmonie sollte ein Gegenmittel gegen die gefürchtete Disharmonie und Unausgeglichenheit darstellen, die der industriellen «Moderne» nachgesagt wurden. Harmonie, Rhythmus und Gleichgewicht im «modernen» Leben waren Schlüsselbotschaften, welche die Industriellen der «niedrigeren» Klasse, die in Zeiten der schnellen Industrialisierung am stärksten litt, vermitteln wollten, und dies durch das Curriculum des Instituts sowie mittels der Unternehmensfotografien. Es war diese Polyharmonie, die – gemäss den Gründern des Instituts – in andauerndem Glück münden würde (im Gegensatz zu kurzlebigen Vergnügen): «La permanence du bonheur est conditionnée par l'action individuelle, par la vie intérieure mise en harmonie avec les conditions extérieures. Il est vrai que cette harmonie

71 Harth-Peter 1994, S. 12.

72 ARBED 1922, S. 41.

73 Wie in der ARBED-Broschüre «Euvres sociales» von 1922 festgehalten: «Mais ce qui est certain, c'est que le dernier mot sera à ceux qui pratiquent sans faiblesse et avec fermeté le culte d'harmonie économique, qui base l'accord entre tous les organes sur la bonté et la justice, sur l'harmonie et la générosité» (ARBED 1922, S. 42).



Abbildung 10: Menschenpyramide am belgischen Strand (Bredene, 1926).
© Institut Emile Metz [Inventory no. HISACS000207V01] (CNA Collection).

est relativement facile à atteindre dans les conditions stables et en quelque sorte classiques d'une existence réglée au pas cadencée, mais presque impossible à réaliser dans l'état instable d'une évolution précipitée et irréfléchie.»⁷⁴ Polyharmonie wurde also mit Glück (*bonheur*) und dem «guten Leben» synonym gesetzt, und Bildung, die die zukünftige Generation für das «moderne» Leben vorbereiten musste, sollte die ausgeglichenen und harmonischen Wesen generieren. Harmonie/Glück/das «gute Leben» wurde als etwas verstanden, was gelernt und einverleibt werden konnte.

Ungedruckte Quellen

CNA (Centre national de l'audiovisuel, Luxemburg) – Fotosammlung, archiviert unter der Beschriftung «HISACS Institut Emile Metz».

Gedruckte Quellen

Amar, Jules: Le rendement de la machine humaine. Recherches sur le travail.

Paris: Baillière 1909.

Amar, Jules: Le moteur humain et les bases scientifiques du travail professionnel. Paris: Dunod et Pinat 1914.

Amar, Jules: Le devoir agricole et les blessés de guerre. Paris: Dunod et Pinat 1917a.

Amar, Jules: Organisation physiologique du travail. Paris: Dunod et Pinat 1917b.

Amar, Jules: The physiology of industrial organisation and the re-employment of the disabled. London: The Library Press 1918.

Amar, Jules: The human motor, or the scientific foundations of labour and industry. London, New York: George Routledge & Sons/E. P. Dutton & Co 1920.

Amar, Jules/Painlevé, Paul: La prothèse et le travail de mutilés. Conférence faite pour les Œuvres de Mutilés. Paris: Dunod et Pinat 1916.

ARBED: Œuvres sociales. Luxembourg: Victor Bück 1922.

Giese, Fritz: Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung. München: Delphin-Verlag 1927.

IEM: Stenographischer Bericht der Versammlung vom Dienstag den 17. Juni 1913. Dommeldingen: Buchdruckerei Albert Nicolay 1913.

74 ARBED 1922, S. 42.

IEM: Programme publié à la clôture de l'année scolaire 1916–1917/Programm herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1916–1917. Luxembourg: Victor Bück 1917.

Robert, Aloyse: L'apprentissage industriel et l'enseignement professionnel. In: Institut Emile Metz (Hrsg.): Institut Emile Metz Dommeldange. Programm herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1918–1919. Luxembourg: Imprimerie Universelle Linden & Hansen 1919, S. 47–55.

Robert, Aloyse: La méthode psycho-physiologique du travail et l'orientation professionnelle. In: Institut Emile Metz (Hrsg.): Institut Emile Metz Dommeldange. Programm herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1919–1920. Luxembourg: Imprimerie Joseph Beffort 1920, S. 53–71.

Literatur

Ballinger, Stanley E.: The Natural Man – Rousseau. In: Nash, Paul/Kazamias, Andreas M./Perkinson, Henry J. (Hrsg.): The educated man. Studies in the history of educational thought. New York: Wiley 1965, S. 224–246.

Bantock, G. H.: The cultured man – Eliot. In: Nash, Paul/Kazamias, Andreas M./Perkinson, Henry J. (Hrsg.): The educated man. Studies in the history of educational thought. New York: Wiley 1965, S. 337–360.

Böhm, Winfried: Über das «Praktische» am Praktischen Lernen. In: Böhm, Winfried/Harth-Peter, Waltraud/Rýdl, Karel/Weigand, Gabriele/Winkler, Michael (Hrsg.): Schnee vom vergangenen Jahrhundert. Neue Aspekte der Reformpädagogik. Würzburg: Ergon 1994, S. 51–69.

Bolter, Jay D./Grusin, Richard: Remediation. Understanding new media. Cambridge, MA: MIT Press 1999.

Brown, Elspeth H.: The corporate eye. Photography and the rationalization of American commercial culture (1884–1929). Baltimore: Johns Hopkins University Press 2005.

De Bont, Raf: Energie op de weegschaal. Vermoeidheidsstudie, psychotechniek en biometrie in België (1900–1945). In: Belgisch Tijdschrift voor Nieuwste Geschiedenis, 32, 1–2 (2002), S. 23–71.

Edwards, Elizabeth: Entangled documents. Visualized histories. In: Lubben, Kristen (Hrsg.): Susan Meiselas. In history. New York: International Center for Photography/Göttingen: Steidl 2008, S. 330–341.

Edwards, Elizabeth: Photography and the material performance of the past. In: History and theory, 48, 4 (2009), S. 130–150.

Edwards, Elizabeth: Objects of affect. Photography beyond the image. In: Annual Review of Anthropology, 41 (2012), S. 221–234.

- Feinstein, Hermine: Meaning and visual metaphor. In: *Studies in Art Education*, 23, 2 (1982), S. 45–55.
- Forsell, Håkan: Die grossstädtische Kindheit. In: Baader, Meike Sophia/Esser, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt/New York: Campus Verlag 2014, S. 191–225.
- Hariman, Robert/Lucaites, John Louis: *The public image. Photography and civic spectatorship*. Chicago: University of Chicago Press 2016.
- Harth-Peter, Waltraud: «Schnee vom vergangenen Jahrhundert?» Zur Aktualität der Reformpädagogik heute. In: Böhm, Winfried/Harth-Peter, Waltraud/Rýdl, Karel/Weigand, Gabriele/Winkler, Michael (Hrsg.): *Schnee vom vergangenen Jahrhundert. Neue Aspekte der Reformpädagogik*. Würzburg: Ergon 1994, S. 11–27.
- Herman, Frederik: Forging harmony in the social organism. Industry and the power of psychometric techniques. In: *History of Education*, 43, 5 (2014), S. 592–614.
- Herman, Frederik/Plein, Ira: Envisioning the industrial present. Pathways of cultural learning in Luxembourg (1880s–1920s). In: *Paedagogica Historica*, 53, 3 (2017), S. 268–284.
- Herman, Frederik/Priem, Karin: The eye of the machine. Labor sciences and the mechanical registration of the human body. In: Priem, Karin/Herman, Frederik (Hrsg.): *Fabricating modern societies. Education, body and mind in the «Age of Steel»*. Leiden: Brill 2019, S. 138–166.
- Herman, Frederik/Priem, Karin: Images of industrial life and vocational training. Scouting as a liminal space for educating a workers' elite in 1920s Luxembourg. In: *History of Education*, 49 (im Erscheinen).
- Herman, Frederik/Priem, Karin/Thyssen, Geert: Körper_Maschinen? Die Verschmelzung von Mensch und Technik in Pädagogik, Industrie und Wissenschaft. In: *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, 20 (2014), S. 47–75.
- Herman, Frederik/Priem, Karin/Thyssen, Geert: Body_machine? Encounters of the human and the mechanical in education, industry and science. In: *History of Education*, 46, 1 (2017), S. 108–127.
- Herman, Frederik/Roberts, Siân: Adventures in cultural learning. In: *Paedagogica Historica*, 53, 3 (2017), S. 189–198.
- Kahane, Reuven: *The origins of postmodern youth. Informal youth movements in a comparative perspective*. Berlin: Walter de Gruyter 1997.
- Kaizer, Hélène: From the Lycée Technique Privé Emile Metz to the CNA. Integrating a collection of glass plates into a public archive service. In: Consémius, Marguy/Poos, Françoise/Priem, Karin (Hrsg.): *Forging a modern society*.

- Photography and corporate communication in the Industrial Age. ARBED 1911–1937. Dudelange: CNA 2017, S. 170–177.
- Klein, Alexandre: «Lire le corps pour percer l'âme.» Outils et appareils à l'aube de la psychologie scientifique à Nancy. In: Guignard, Laurence/Raggi, Pascal/Thévenin, Etienne (Hrsg.): *Corps et Machines à l'âge industriel*. Rennes: Presses Universitaires de Rennes 2011, S. 41–54.
- Luks, Timo: Kanalisierte Dynamik, angeordnete Körper: Bewegungsmetaphern, Gesellschaftsordnung und der Industriebetrieb (1920–1960). In: Bluma, Lars/Uhl, Karsten (Hrsg.): *Kontrollierte Arbeit – Disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript 2012, S. 251–281.
- MacDonald, Sharon: *Memorylands. Heritage and identity in Europe today*. Abingdon: Routledge 2013.
- Marchand, Roland: *Creating the corporate soul. The rise of public relations and corporate imagery in American big business*. Berkeley, CA: University of California Press 1999.
- Meyer-Drawe, Käte: *Menschen im Spiegel ihrer Maschinen*. München: Fink 1996.
- Nies-Berchem, Martine: IEM – LTPEM, 1914–1989. In: Institut Emile Metz (Hrsg.): *Institut Emile Metz. 1914–1989. Lycée technique privé Emile Metz*. Dommeldange: LTPEM 1989.
- Nyberg, Paul: The communal man – Marx. In: Nash, Paul/Kazamias, Andreas M./Perkinson, Henry J. (Hrsg.): *The educated man. Studies in the history of educational thought*. New York: Wiley 1965, S. 277–303.
- Nye, David E.: *Image worlds. Corporate identities at General Electric*. Cambridge: The MIT Press 1985.
- Osietzki, Maria: Körpermaschinen und Dampfmaschinen. Vom Wandel der Physiologie und des Körpers unter dem Einfluss von Industrialisierung und Thermodynamik. In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hrsg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 313–346.
- Paterson, Mark: *The senses of touch. Haptics, affects and technologies*. Chichester: John Wiley & Sons 2012.
- Plein, Ira: *Machines, masses, and metaphors. The visual making of industrial work(ers) in interwar Luxembourg*. In: Priem, Karin/Herman, Frederik (Hrsg.): *Fabricating modern societies. Education, body and mind in the «Age of Steel»*. Leiden: Brill 2019, S. 35–57.

- Pomfret, David M.: *Young people and the European city. Age relations in Nottingham and Saint-Etienne, 1890–1940.* Aldershot: Ashgate 2004.
- Priem, Karin/Herman, Frederik: *Hautnah. Materialität der Moderne und sensomotorische Ansätze der Berufsbildung im «Zeitalter des Stahles».* In: Thompson, Christiane/Casale, Rita/Ricken, Norbert (Hrsg.): *Die Sache(n) der Bildung.* Paderborn: Schöningh 2017, S. 13–239.
- Priem, Karin/Herman, Frederik (Hrsg.): *Introduction.* In: Priem, Karin/Herman, Frederik (Hrsg.): *Fabricating modern societies. Education, body and mind in the «Age of Steel».* Leiden: Brill 2019a, S. 1–32.
- Priem, Karin/Herman, Frederik: *Sensuous geographies in the Age of Steel. Educating future workers' bodies in time and space (1900–1940).* In: Priem, Karin/Herman, Frederik (Hrsg.): *Fabricating modern societies. Education, body and mind in the «Age of Steel».* Leiden: Brill 2019b, S. 111–137.
- Rabinbach, Anson: *The human motor. Energy, fatigue and the origins of modernity.* Berkeley: University of California Press 1992.
- Rabinbach, Anson: *Ermüdung, Energie und der menschlichen Motor.* In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hrsg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20 Jahrhundert.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 286–312.
- Schmid, Pia: *Die bürgerliche Kindheit.* In: Baader, Meike S./Esser, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge.* Frankfurt: Campus 2014, S. 42–71.
- Sennett, Richard: *The Craftsman.* London: Allen Lane 2008.
- Skiera, Ehrenhard: *Reformpädagogik in Geschichte und Gegenwart. Eine kritische Einführung.* München: Oldenbourg 2003.
- Stremmel, Ralf: *Mythen schmieden? Fotografien von Jugend in der Montanindustrie, 1949–1973.* In: Stambolis, Barbara/Köster, Markus (Hrsg.): *Jugend im Fokus von Film und Fotografie.* Göttingen: V&R Unipress 2016, S. 81–113.
- Tenfelde, Klaus S. (Hrsg.): *Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter.* München: C. H. Beck 2000.
- Thommes, Jean-Pierre: *Die soziale Bedeutung der physischen Erziehung.* In: Institut Emile Metz (Hrsg.): *L'Institut Emile Metz 1914–1954.* Luxembourg: Imprimerie Bourgo-Bourger 1954, S. 125–134.
- Thyssen, Geert/Dittrich, Klaus: *Water and dust. Recovering washed-out pasts of industry in Luxembourg.* In: Burke, Catherine/Grosvenor, Ian/Haenggeli-Jenni, Béatrice/Ribeiro de Castro, Helena/Tabacchi, Elena/Thyssen, Geert/

- Verstraete, Pieter (Hrsg.): Education across Europe. A visual conversation. O. O.: Network 17 – Histories of Education, EERA 2014, S. 63–66.
- Thyssen, Geert/Herman, Frederik: Re-turning matters of body_mind. Articulations of ill-/health and energy/fatigue gathered through vocational and health education. In: History of Education, 48, 4 (2019), S. 496–515.
- Tumblety, Joan: Remaking the male body. Masculinity and the uses of physical culture in Interwar and Vichy France. Oxford: Oxford University Press 2012.
- Türk, Klaus: Bilder der Arbeit. Eine ikonografische Anthologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2000.
- Türk, Klaus: Arbeit in der bildenden Kunst. In: Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (Hrsg.): Anthropologie der Arbeit. Tübingen: Gunter Narr 2002, S. 35–77.
- Türk, Klaus/Jablonski, Manfred: Hüttenarbeiterskulpturen im öffentlichen Raum des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Maier, Helmut/Rasch, Manfred/Zilt, Andreas (Hrsg.): 150 Jahre Stahlinstitut VDEh 1860–2010. Essen: Klartext 2010, S. 575–611.
- Turner, Victor: The ritual process. Structure and anti-structure. New Brunswick, NJ: Aldine Transaction 1969.
- Turner, Victor: Liminalität und Communitas. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, S. 251–264.
- Uhl, Karsten/Bluma, Lars: Arbeit – Körper – Rationalisierung. Neue Perspektiven auf den historischen Wandel industrieller Arbeitsplätze. In: Bluma, Lars/Uhl, Karsten (Hrsg.): Kontrollierte Arbeit – Disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2012, S. 9–31.
- Vieser, Michaela: Das Zeitalter der Maschinen. Von der Industrialisierung des Lebens. Berlin: Edition Braus 2014.
- Wahle, Manfred: Every picture tells a story. Historical research on vocational education and training. In: Berner, Esther/Gonon, Philipp (Hrsg.): History of vocational education and training in Europe. Cases, concepts and challenges. Bern: Peter Lang 2017, S. 207–228.
- Wengenroth, Ulrich: Die Fotografie als Quelle der Arbeits- und Technikgeschichte. In: Tenfelde, Klaus S. (Hrsg.): Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter. München: C. H. Beck 2000, S. 98–104.

Der Autor

Dr. Frederik Herman,
Institut Primarstufe, Pädagogische Hochschule der Fachhochschule Nordwest-
schweiz (FHNW)
E-Mail: frederik.herman@fhnw.ch

13

**Die «gute Form»
und ihre promenado-
logische kritik**

13.

Die «gute Form» und ihre promenadologische Kritik

Modernismus, Lucius Burckhardt und das Ringen um die Pädagogik des Designs

1. Einleitung

An der Design-Musterausstellung von 1949 in Basel zeigte der Schweizerische Werkbund (SWB) unter der Leitung von Max Bill einen Pavillon zum Thema «Die gute Form». ¹ Der Anspruch dieser Sonderausstellung bestand darin, «überzeugende Formen» als Ausdruck einer «Formeinheit» zu präsentieren. Der Werkbund wollte in der Schau Objekte zeigen, die eine objektiv «gute Form» aufweisen. Bill konzipierte unter diesen Vorzeichen eine, wie im Rückblick festgestellt wurde, «erzieherische Ausstellung, die sich gleicherweise an Produzenten, Entwerfer und Käufer wandte». ²

Hinter dieser Herangehensweise an die Formel der «guten Form» stand die Annahme, Gestaltungslösungen von Dingen und Umgebungen finden zu können, die eine positive Wirkung zum Wohle der Bevölkerung entfalten, da sie «gut» im Sinne von schön, funktional und zweckmässig konstruiert seien. Gestaltungs- und Planungsangelegenheiten wurden im Modernismus von den «Experten» als soziale Angelegenheiten positioniert. Dinge – Alltagsgegenstände wie Möbel, Lampen, Lichtschalter – und Umgebungen – wie die Wohnung, die Siedlung, die Stadt – waren gemäss dieser Formel Agenten des «guten Lebens». Der gestalterische Ansatz bezog sich dabei auf die sichtbaren Gegenstände des Alltags. Er

1 Vgl. Bill 2015.

2 O.A. 1949a, S. 251.

war getragen von einer optimistischen Auffassung, was die Möglichkeiten anbelangte, den Raum in der Stadt-, Siedlungs- und Wohnungsplanung positiv zu definieren. Er war charakteristisch für werkbündische Herangehensweisen und für die architektonische wie auch stadtplanerische Nachkriegsmoderne in einem breiteren Sinn.

Der vorliegende Beitrag nimmt die Konzeption der «guten Form», wie sie von Bill expliziert wurde, zum Ausgangspunkt, um die pädagogisierenden Tendenzen im modernistischen gestalterischen Zugriff zu analysieren, welche die sichtbaren Komponenten des Designs von Dingen (in einem breiten Sinn) in den Vordergrund rückte. Hierbei wird die Frage adressiert, auf welche Weise im vorliegenden Fall eines Imports pädagogischer Intentionen in den Bereich der Planung und Gestaltung von Räumen und Objekten das Konzept der Pädagogisierung fruchtbar gemacht werden kann. Anschliessend an die Rahmung durch die Forschungsgruppe um Marc Depaepe³ wird hierbei Pädagogisierung als eine Einverleibung von «educational action»⁴ in gesellschaftliche Bereiche gefasst, die nicht das enger umgrenzte Teilsystem institutionalisierter Erziehung und Bildung betreffen. Pädagogisierung verweist auf eine für den Wohlfahrtsstaat charakteristische Tendenz, die insbesondere im 20. Jahrhundert in immer zahlreicheren Sektoren des öffentlichen Lebens auftaucht, eine expansive Dynamik entfaltet und eine zunehmend verbreitete Form der Steuerung des Sozialen über Erziehung darstellt.

So auch im Fall der «guten Form», die – so die These – als Agentur der Erziehung mit gesellschaftlicher Reichweite positioniert wurde. Dies erfolgte über die Anschauungs- und Gebrauchseigenschaften, die in das Design gleichsam eingewirkt wurden. Um diese Perspektivierung entfalten zu können, rekonstruiert der Beitrag die Kritik des Schweizer Soziologen Lucius Burckhardt an der modernistischen Herangehensweise an die Designaufgabe. Diesen Zugriff auf das sichtbare Objekt entlarvte Burckhardt als fetischhaft; er sprach von der «Pädagogik des Designs», für die er neben der sichtbaren Komponente die unsichtbare Qualität der systemischen Beziehungen hervorhob, die im Zusammentreffen von Systemen entstehen.⁵ Denn die gestalterische Aufgabe liege vielmehr, so Burckhardt, auf dieser nicht sichtbaren Ebene des Designs.

Mit seiner Auffassung erweiterte Burckhardt den Designbegriff hin zum Soziodesign. Gestaltungen müssten die sozialen Effekte der Wechselwirkungen von Objekten und Abläufen in den Blick nehmen, was Burckhardt in der von ihm

3 Depaepe et al. 2008.

4 Depaepe et al. 2008, S. 14.

5 Burckhardt 2012.

entwickelten Spaziergangswissenschaft anhand von Begehungen methodologisch umsetzte. Die Kritik an der «guten Form» fand also in der Promenadologie ihr epistemologisches Fundament. Auf diese Weise antwortete Burckhardt auf die werkbündisch-modernistische ästhetische Erziehung mit einer Pädagogik des (unsichtbaren) Designs – anhand dieses «Ringens» um eine Pädagogik des Designs geht es dem Beitrag auch darum, Formen auszuloten, die Pädagogisierungen annehmen können.

Der Aufsatz behandelt nachfolgend zunächst die Idee der «guten Form» anhand der Sonderschau, die 1949 unter dieser Bezeichnung stattfand und die im Schweizerischen Werkbund zur Etablierung eines Qualitätssiegels von Designobjekten beitrug. Anschliessend werden Gegenbewegungen zu dieser von den 1940er bis in die 60er Jahre hinein wirksamen modernistischen Idee der «guten Form» skizziert. Anhand von Burckhardts promenadologischer Kritik wird diese Opposition weiter akzentuiert. Den Abschluss bilden Analysen zum Phänomen der Pädagogisierung im Zeichen der «guten Form».

2. Die «gute Form»: Funktionalität als soziale Aufgabe

«Unter einer guten Form verstehen wir eine natürliche, aus ihren funktionellen und technischen Voraussetzungen entwickelte Form eines Produktes, das seinem Zweck ganz entspricht und das gleichzeitig schön ist.»⁶ So lautete die Formel, die Max Bill 1949 in seiner SWB-Sonderschau präsentierte. Als Verein für Schaffende im Schnittfeld von Kunst, Handwerk und Industrie verfolgte der SWB seit 1913 das Ziel einer «künstlerischen Veredelung der gewerblichen und industriellen Arbeit», wie es in den Statuten hiess. Die Ausstellung «Die gute Form» markierte dabei den Aufbruch in eine Blütephase des Vereins, die sich in einem engagierten gestalterischen Selbstverständnis niederschlug und die sich im Qualitätssiegel «Die gute Form SWB» kristallisierte, das zwischen 1951 und 1968 vergeben wurde.

Die Basler Schau dauerte zehn Tage und wurde im Anschluss an mehreren Stationen in der Schweiz, in Österreich, in den Niederlanden und in Deutschland gezeigt.⁷ Die Sicht des Werkbunds auf Designfragen, die mit dieser Sonderausstellung als Angelegenheit für die breitere Öffentlichkeit positioniert wurde, war Gegenstand mehrerer Publikationen, darunter eines Sonderhefts der Werkbundzeitschrift «Das Werk» von 1949 (Heft 8). Darin findet sich neben Abbildungen der Ausstellungsräumlichkeit (siehe Abbildung 1) eine Reihe von Vortragstexten

6 Zit. nach Lichtenstein 2015, S. 23.

7 Vgl. Lichtenstein 2015.

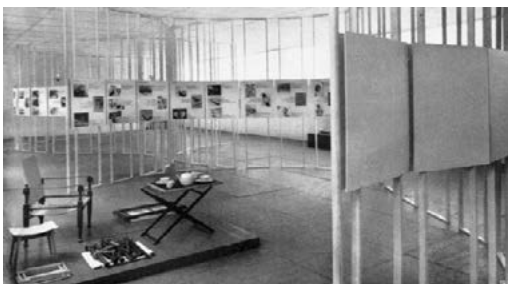


Abbildung 1: Ausstellungsräumlichkeit der Sonderschau «Die gute Form»
(Bildquelle: O.A. 1949b, S. 282).

zur Thematik, wie im Bereich des Designs eine generelle Erziehung zu einem Begriff von Qualität möglich sei. Einen dieser Vorträge hielt Max Bill. Er forderte darin eine vernünftige Schönheit im Sinne von Produkten, deren Schönheit aus ihrer Funktion erwächst. Der Titel des Vortrags lautete der Forderung entsprechend «Schönheit aus Funktion und als Funktion».⁸ Bills Augenmerk galt dabei den Produzenten und der neuen Berufsgruppe der Industrial Designer, die Produkte für den Massenkonsum gestalten. Gefragt waren nach Bills Meinung Gestalter, die «neben ihrem umfangreichen Wissen auch wirkliche Künstler sein sollen, die aber gegen die Idee gefeit sind, dass das Bildermalen oder Plastikenmachen viel wichtiger oder von höherem Wert sei als das Herstellen guter Geräte von vollkommener Schönheit».⁹ Das Ethos müsse sein, «Dinge [zu] gestalten, die wir gern täglich und jederzeit brauchen, von der Stecknadel bis zur Hauseinrichtung, gestaltet im Sinne einer Schönheit, die aus der Funktion heraus entwickelt ist und durch ihre Schönheit eine eigene Funktion erfüllt».¹⁰

Die Ausstellung präsentierte in einem Raum mit rechteckigem Grundriss in der Mitte ein sich schlängelndes Lattengerüst mit achtzig Schautafeln, die sehr breit gefasste gestalterische Anwendungsbereiche zeigten. Der Ausstellungsraum enthielt ebenso eine kleinere Anzahl an Gegenständen an den Wänden, darunter Möbel, Lampen, Geräte und andere Gebrauchsgegenstände. Die Bereiche für die Aufgabenstellung «gute Form» waren beinahe allumfassend – in Kohärenz zur Charakterisierung von Pädagogisierungstendenzen als expansiv¹¹ – und betrafen die funktionale und ästhetische Optimierung, darunter Fragen der Siedlungsplanung, der Architektur, der Gestaltung von Industrie- und Verkehrsanlagen, von Möbeln, Kleidung usw. Die hier präsentierten Lösungen waren teilweise bereits für die kunstgewerblichen Strömungen der Zwischenkriegszeit charakteristisch, also nicht ganz neu, allerdings waren für Bills Herangehensweise die Bedingungen von industrieller Massenfertigung gegenüber dem Handwerk prioritär.¹² Es ging somit nicht nur um Fragen des Materials und des Gebrauchs, sondern auch um die Frage, wie kunstvolle Gestaltung industriell möglich und damit für die breitere Gesellschaft zugänglich sei.

Die Frage nach der Verbindung von Kunst und Industrie wurde in den Nachkriegsjahren für die werkbündischen Auseinandersetzungen zunehmend bedeutsam. Die Vorzeichen hatten sich dabei gegenüber der Vorkriegs- und Zwischen-

8 Bill 1949.

9 Bill 1949, S. 274.

10 Bill 1949, S. 274.

11 Depaepe et al. 2008, S. 14f.

12 Lichtenstein 2015, S. 19f.

kriegszeit deutlich gewandelt, in der noch eine reservierte und in den werkbündischen Strömungen häufig auch ablehnende Haltung gegenüber der Massenfertigung vorherrschte.¹³ Diese Strömungen waren zunächst dem kunsterzieherischen Ideal gefolgt, auch wenn die Öffnung gegenüber der Massenfertigung bereits in der Zwischenkriegszeit kontrovers diskutiert wurde und sich einzelne Vereinigungen dazu unterschiedlich positionierten.¹⁴

Die industrielle Fertigung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als notwendige Voraussetzung zunehmend akzeptiert, allerdings unter der Voraussetzung einer sorgfältigen ästhetischen Ausbildung der Industrial Designer. Um diese Notwendigkeit zu untermauern, sprach der Kunsthistoriker Gregor Paulsson in seinem Vortrag mit dem Titel «Die soziale Aufgabe im kunstindustriellen Unterricht»¹⁵ von der «ästhetischen Prostitution» der Waren, die unter den ökonomischen und technischen Massgaben des Erzeugungsprozesses angefertigt würden. Zugleich aber war auch für ihn ein Zurück in das vorindustrielle Ideal verschlossen. Im Rückblick auf die kunsterzieherischen Reformbewegungen des 19. Jahrhunderts, in denen das Kunsthandwerk das Ideal bildete und man sich auf ein von maschineller Fertigung unverfälschtes und so unverfälschtes Ideal der vorindustriellen Fertigung abstützte – etwa in der Arts-and-Crafts-Bewegung oder nach Henry van de Velde des rationalistischen Designprinzip¹⁶ –, rückte Paulsson im Zeitgeist der werkbündischen Erneuerung den Gebrauchswert und die Funktionalität von Objekten in den Vordergrund. Denn nun schien die Elitenästhetik der eher exklusiven und teuren Objekte zunehmend problematisch. In der «Relation zwischen Produzent und Konsument»¹⁷ sah Paulsson entsprechend die soziale Dimension der Kunstindustrie. Der Markt müsse sich von den Imperativen der Produzenten lösen und sich gegenüber den Bedürfnissen und ökonomischen Möglichkeiten der Abnehmer öffnen. Die Leitfragen für Paulsson waren etwa folgende:

«Welche Waren soll der Durchschnittskonsument haben, um in einem guten Milieu zu leben? Welchen Funktionen sollen diese Waren gerecht werden? Unter welchen Produktions- bzw. Marktbedingungen sollen sie ausgeführt werden?

13 Für den Bereich des Warenkonsums zeigt der Beitrag von Thomas Lenz in diesem Band ebenso ein «Ring», wie der zunehmenden Fülle der Waren begegnet werden soll – von Ablehnung bis hin zu Versöhnung. Das Warenhaus erscheint in diesem Kontext als ein Ort der lernenden Auseinandersetzung mit Warenfülle, Warenauswahl, Geschmacksfragen usw.

14 Zur Geschichte der werkbündischen Bewegungen vgl. Schwartz 1996; Gnägi/Nicolai/Wohlwend Piai 2013.

15 Paulsson 1949.

16 Vgl. Viehhauser 2016.

17 Paulsson 1949, S. 262.

Welche Qualität bzw. Form wird unter diesen vereinigten Bedingungen die richtige sein?»¹⁸

Wie Claude Lichtenstein in seinem Text über die Bill-Ausstellung anfügt, war die Suche nach einer «guten Form» nicht nur auf den SWB beschränkt – sie war international verbreitet.¹⁹ In den USA wurden etwa in den 1940er und 50er Jahren Ausstellungen unter den Titeln «Useful Objects», seit 1938 im Museum of Modern Art (MoMA) in New York City, oder «Good Design», im Jahr 1950 ebenfalls im MoMA, präsentiert. In Frankreich wiederum wurde eine Ausstellung unter dem Titel «Formes utiles» ausgerichtet. Die Auseinandersetzung mit der «guten Form» etablierte auch eine Reihe unterschiedlicher Designpreise.

Die Annahme, die sich mit der Problemstellung der «guten Form» ergab, wies der «guten Gestaltung» der Objekte die Möglichkeit des «guten Lebens» zu bzw. implizierte die (pädagogisierende) Ambition, zu einem «guten Leben» beizutragen. Der Gestalter Johannes Itten formulierte als Direktor des Kunstgewerbemuseums Zürich, wo die Sonderausstellung «Die gute Form» 1949 Station machte, in der Wegleitung das Credo folgendermassen:

«[...] [W]ir wissen, dass jede Umgebung den Menschen in stärkster Weise beeinflusst. Eine sinnvoll geordnete, gut proportionierte, materialechte, dem Auge angenehme Form wirkt auf jeden Menschen wohltuend, belebend, veredelnd. Eine unwahre, falsche, hässliche Form wirkt zerstörend und verbreitet Disharmonie.»²⁰

Itten schrieb weiter, dass mit einer zeitgemässen «wahren», «guten» und «schönen» Formgebung der Werkbund seinen «Teil zur Veredlung des Einzelnen und des ganzen Volkes beizutragen»²¹ gedenke: Das Ziel der Ausstellung war es somit, «das Schlichte, das Echte – eben das Gute – zu zeigen».²²

3. Gegenbewegungen zur Designauffassung der «guten Form»

Gegen die modernistische Formel der «guten Form» gab es bald auch Widerstand. Insbesondere eine Stadtplanung des grossen Wurfs, die historisch gewachsene Stadtteile erneuerte und sanierte oder unbebautes Land im Sinne der sozialen Wohlfahrt mit Grossüberbauungen und Verkehrsschneisen überzog, erregte Opposition und wurde zum Zündstoff für soziale Gegenbewegungen. In New York war etwa die Publizistin Jane Jacobs in den 1950er und frühen 60er Jah-

18 Paulsson 1949, S. 262f.

19 Lichtenstein 2015.

20 Itten, zit. in Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich [1949], o.S.

21 Itten, zit. in Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich [1949], o.S.

22 Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich [1949], o.S.

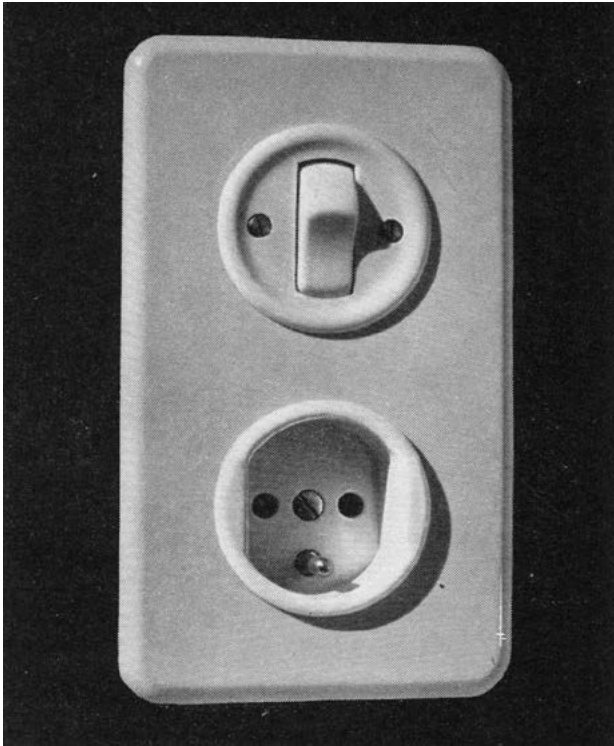


Abbildung 2: Designaufgabe Lichtschalter: Die «vielleicht endgültige Form» des Lichtschalters der Feller AG, Horgen (Bildquelle: Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich [1949], o.S.).

ren gegen die Abrisspläne der Gegend rund um den Washington Square im südlichen Teil von Manhattan auf die Strasse gegangen, wo nach den Plänen des mächtigen Stadtbaumeisters Robert Moses breite Strassen und Grosssiedlungen entstehen sollten.²³ Bereits Ende der 1940er Jahre setzte sich in Basel der junge Soziologiestudent Lucius Burckhardt erfolgreich gegen den «Grossbasler Korrekptionsplan» und andere städtische Bauvorhaben ein, die einen Abriss bestehender historischer Bausubstanz in der Altstadt bedeutet hätten, um dem Verkehr Platz zu machen.

Die Kritik dieser Gegenbewegungen zielte auf die paternalistischen Prämissen von gestalterischen Herangehensweisen in der modernen Architektur, die aus der Welt eine *bessere* Welt machen wollten. Diese Prämissen wurden durch die Werte Form und Funktion legitimiert, die als Leitideen die Gestaltung regulierten. Der moderne Standpunkt bestand darin, funktionale Formen zu designen, nicht Stile umzusetzen. Lösungen sollten so objektive Gültigkeit erhalten: etwa im universalen Raum wie bei Mies van der Rohe oder nach Sicht des Schweizerischen Werkbunds in der angesprochenen vitruvianischen Trinität von Schönheit, Funktionalität und Zweckmässigkeit in sämtlichen Designbereichen, darunter auch solche wie Lichtschalter, die an der Musterausstellung mit der Designlösung der Horgener Feller AG (siehe Abbildung 2) als «vielleicht die endgültige Form eines elektrischen Lichtschalters überhaupt»²⁴ präsentiert wurden. Die frühe Urbanismuskritik und die spätere postmoderne Design- und Architekturkritik setzten hier an und arbeiteten die Prämissen der modernistisch planenden und gestaltenden «Experten»²⁵ und ihre Lösungen als eine Architektur der «guten Absichten» – so der Buchtitel des Kritikers Colin Rowe²⁶ – heraus. Oder wie es Peter Blake in seinem Buchtitel formuliert: «Form follows Fiasco».²⁷

Die zentrale Kritik betraf die Vernachlässigung des menschlichen Massstabs. Es wurde nun sichtbar, dass sich die Konsumentenorientierung in der massenmarktorientierten Kunstindustrie im Fokus auf die pädagogisierende Gestaltung der gesellschaftlichen Masse realisierte. Der Modus der von Paulsson postulierten «sozialen Aufgabe» bestand in einem *Social Engineering*.²⁸ Dabei wurde das Elitenproblem früherer Kunsterziehungsbewegungen, die das Ideal des handwerklich hergestellten vorindustriellen Objekts postulierten, mit der Expertokratie durch eine neue Elite ersetzt. Burckhardt setzte als Soziologe an diesen mo-

23 Flint 2009.

24 Bill 2015, S. 78.

25 Vgl. Hitzler 1994.

26 Rowe 1994.

27 Blake 1974.

28 Vgl. Etzemüller 2009.

dernistischen Prämissen an. Er kritisierte die idealistische, von den «Experten» oktroyierte Pädagogik des Designs und stellte dieser eine Auffassung von Design entgegen, die von ihren unsichtbaren, gesellschaftlich-systemischen Komponenten ausgeht. Dieser Ansatz war seinerseits pädagogisierend angelegt, nun aber im Zeichen des Menschen als Massstab und seiner Partizipation im Umgang mit der Designumwelt.

4. Burckhardt: Auf dem Weg zu einer promenadologischen Kritik an der Moderne

Burckhardt kritisierte zunächst die Objektfixierung der Werkbundidee der «guten Form». Burckhardt sprach davon, dass der Begriff «gute Form» eine mangelhafte ideologische Basis aufweise, denn es gehe in der durch ihn geprägten Konzeptualisierung um die «ständige Besserung immer der gleichen Produkte», und es müsse die Frage erlaubt sein, ob diese Produkte «noch dem Alltag der Massen zugute komme in einer Zeit, in welcher die Industrie schon längst den formalen Verschleiss, also die künstlich beschleunigte Alterung der Produkte, durch funktional sinnlose Variation der Form betreibt». ²⁹

Spätestens nach 1968, dem Jahr, in dem das Qualitätssiegel «Die gute Form SWB» letztmals vergeben wurde, schien die Fixierung auf die ästhetische Gestaltung des Objekts – auch wenn nun unter den Vorzeichen der industriellen Fertigung – nicht mehr haltbar. Auch der SWB beispielsweise passte seine Statuten an und gewichtete von nun an die gesellschaftlichen Umweltbedingungen der Gestaltung des Objekts stärker als seine ästhetische Aura. ³⁰ In diesen Neuausrichtungen kamen die Gestaltungsprinzipien somit auch innerhalb der Werkbundvereinigungen erneut aufs Tapet. 1967 wurden etwa im Umfeld der Berner Ortsgruppe des SWB Protestaktionen durchgeführt, die darauf zielten, die sozialen, politischen und ökologischen Komponenten des Designs in den Vordergrund zu rücken; aus der «guten Form» wurde zunehmend die «offene Form», also das Zugeständnis an die nicht Vollendbarkeit der Form. ³¹ Im Zuge dessen zerbröckelte auch das Privileg der «Experten», das «gute Leben» zu definieren.

In Deutschland übernahm Burckhardt von 1976 bis 1983 das Amt des Ersten Vorsitzenden des Deutschen Werkbunds. ³² In dieser Funktion leitete er die Neuorientierung in Richtung des unsichtbaren Designs ein und setzte die zunehmende Einsicht um, dass es nicht die sichtbaren Objekte waren, von denen eine

29 Burckhardt 2012, S. 27.

30 Gnägi/Nicolai/Wohlwend Piai 2013.

31 Krattinger 2014.

32 Zur Person Lucius Burckhardts vgl. Sutter 2014.

Verbesserung der Lebensbedingungen abhing.³³ Burckhardt lenkte das Augenmerk auf die unsichtbaren Systeme, in die Designobjekte eingebettet sind und die diese im wechselseitigen Zusammenspiel entfalteten. Der Fokus lag dann beispielsweise nicht mehr nur auf der Fassadengestaltung der Wohnhäuser, der Türknäufe oder der Lichtschalter, sondern ebenso auf der Gestaltung der Mietpreise, der Hausordnungen und der verkehrstechnischen Anbindung.

Im Zuge des oben erwähnten Protests gegen den Basler Korrekptionsplan politisiert, setzte sich Burckhardt 1955 gemeinsam mit Max Frisch und Markus Kutter in der Schrift «achtung: die Schweiz» für einen zukunftsorientierten, geordneten Städtebau ein. Die Gruppe schreckte damit die Öffentlichkeit und das politische Establishment der Schweiz auf, denn sie forderte, anstatt die Landesausstellung 1964 in Lausanne auszurichten, eine neue Stadt zu bauen, die modellhaft einen Weg aus der ungeordneten Zersiedelung weisen sollte. Später, als unkonventioneller und die akademischen Gepflogenheiten unterwandernder Dozent an der ETH Zürich – im Nachhall zu den studentischen Unruhen konnte Burckhardt dort für kurze Zeit das Lehrcanapé als partizipatives Alternativmodell zur Professur etablieren³⁴ – und als Professor an der Universität Kassel von 1973 bis 1997 entwickelte er die theoretischen Fundamente seiner Formel «Design ist unsichtbar» als Alternative zur Pädagogik des sichtbaren Designs.

1990 etablierte Burckhardt in Kassel den Studiengang der Spaziergangswissenschaft, mit der er eine Methode für die Ermittlung der sozial relevanten Beziehungsgeflechte gestalterischer Entscheidungen entwickelte.³⁵ Die Spaziergangswissenschaft, die er auch Promenadologie oder – auf Englisch – Strollology nannte, war für ihn in erster Linie eine kritische Wissenschaft und ein Aufklärungsinstrument. Gegenstand der Disziplin war die Landschaft und deren Wahrnehmung. Burckhardts These bestand darin, dass Menschen dasjenige sehen, was sie zu sehen gelernt haben. Landschaft ist, sagte Burckhardt, ein kollektives Bildungsgut:

«Uns interessiert der Spaziergang nicht als Darstellung, sondern eben als eine Wahrnehmung. Diese Wahrnehmung setzt aber ein kulturelles Paket an früheren Darstellungen voraus, denn nur in Ausnahmefällen vermag der Mensch etwas wahrzunehmen, was ihm nicht schon bildhaft oder literarisch vermittelt ist.»³⁶

33 So schrieb der SWB 1970 (zit. nach Krattinger 2014, S. 20): «Verbesserungen der sichtbaren Umwelt (Architektur, Produktgestaltung usw.) [haben] nicht zur Verbesserung des Lebens beigetragen [...]»

34 Blumenthal 2010.

35 Vgl. Schmitz 2004; Bossert 2014.

36 Burckhardt 2006, S. 257.

Das Ziel von Spaziergängen lag für Burckhardt darin, die antrainierten Wahrnehmungsformen und das erwartete Typische zu «verlernen» und Landschaft neu wahrzunehmen.

Burckhardt bezog seine konstruktive Wendung in Richtung dieser neuen, soziologisch fundierten Wissenschaft des Designs aus der Kritik an den Grundsätzen des modernistischen Zugriffs in Gestaltungs- und Raumplanungsfragen. Diesen Zugriff beschrieb er als paternalistisch, autokratisch und undemokratisch, und zwar insofern, als darin die Adressatinnen und Adressaten der Gestaltungsinterventionen nur als idealisierte und normierte Zielgrössen vorkommen.³⁷ «[D]ie Wohnung,» schrieb Burckhardt 1957, «die für alle passen sollte, passt für niemanden, und der Wohnstil, der uns heute in Gestalt des Sozialen Wohnungsbaus identische Idealwohnungen liefert, ist von niemandem erfunden, für niemanden gebaut und von keinem so gewollt, wie er herauskommt.»³⁸

5. Zur Konzeption der Pädagogik des Designs

Mit der Formel des «unsichtbaren Designs» beschrieb Burckhardt die nicht sichtbaren, aber ebenso gestalteten Elemente von zeitlichen Abläufen oder von organisatorischen Systemen.³⁹ Als Beispiel führte er den Fahrplan von öffentlichen Verkehrsmitteln an: Die Aufenthaltszeit an einem Umsteigeknotenpunkt sei eine Voraussetzung, um einen Kiosk an dieser Stelle wirtschaftlich betreiben zu können, oder das Wissen um die letzte Strassenbahn beeinflusse die Entscheidung, wann ein Abendessen beendet wird. Die Sicht auf eine Strassenecke als Örtlichkeit mit gestalteten Strassenverläufen und Gebäudefassaden wurde so von Burckhardt auf das komplexe städtische System von Fahrplänen, Ampelphasen, Durchgangswegen, Wohnort usw. gelenkt: «Fahrplan, Trasse und Tarif sind ebenso «design» wie Cockpit, Sitz und Türe des Tramwagens.»⁴⁰ Und: Das beste Design einer Strassenbahn, der Sitze, des Cockpits usw. nütze nichts, wenn sie nachts nicht fahre.

Im Zuge dieser gestalterischen und in der Erweiterung urbanistischen Kritik entwickelte Burckhardt ein Modell, das die Entscheidungsmechanismen in Planung und Gestaltung der Umgebung darstellte (siehe Abbildung 3). Mensch und Umwelt stehen sich hier gegenüber. Die Politik – von Burckhardt als Sammelbegriff für Entscheidungsträger verwendet – ist die Instanz, die Lösungen organisiert, wenn in den Ein-, Aus- und Rückwirkungen zwischen Mensch und Umwelt

37 Vgl. Viehhauser 2015.

38 Burckhardt 2004, S. 22.

39 Burckhardt 2012.

40 Burckhardt 2012, S. 30.

– Burckhardt spricht hier von Spiegelsituationen, in denen der Mensch auf die Umwelt einwirkt und diese dann auf den Menschen zurückwirkt – Probleme entstehen oder konstruiert werden. Die Wege im Entscheidungsmechanismus können gemäss Burckhardt je nach Variante in unterschiedliche Richtungen laufen: Der Mensch wirke über die Politik auf die Umwelt («wir wollen ein neues Opernhaus, die Politik sorgt dafür, dass eines gebaut wird»), oder die Umwelt wirke über die Politik auf den Menschen («Bewohner parkieren ihre Autos auf den Strassen, diese sind verstopft, die Politik baut eine Tiefgarage»).

⁴¹

Der Entscheidungsprozess stellte sich nach Burckhardt in diesem Schema der Entscheidungsfindung als fortwährender Problem-Lösung-Folgeproblem-Folge-lösung-Prozess dar. In diesem Kreislauf komme nun der «Experte» ins Spiel: Die Politik delegiert, so Burckhardt, die Aufgabe, Probleme zu lösen, an eine Architektin oder einen Planer, d.h. eine Fachperson, die ein komplexes Problem in eine klar umgrenzte Aufgabe übersetzt. Die Formel für die Pädagogik des Designs lautet: P gestaltet via Fachperson U, das auf M einwirkt – zu seinem Wohl, also pädagogisierend.

Nach Burckhardt stellte sich der Prozess der Planung und Gestaltung somit schematisch folgenderweise dar:

- Aus einer Vielzahl an möglichen Problemen greift die Politik eine bestimmte Anzahl spezifischer Probleme heraus, gewichtet damit die Probleme und definiert so strategisch den Raum der baulichen Intervention.
- Planung muss perfekt sein. Um den Weg für den planerischen Entwurf frei zu machen, wird Komplexität simplifiziert und ein Problem auf das «Wesentliche» reduziert: Was ist das Hauptproblem, welche Probleme sind Nebenprobleme?⁴²
- Fachkräfte von Planung und Architektur sind dann professionell, wenn sie eine durchschlagende, gültige Lösung für das Problem finden, das die Politik an sie delegiert.

Es waren solche modernistischen Entscheidungswege, die Burckhardt kritisierte. Als Antwort darauf formulierte Burckhardt nicht etwa ein Gegenprogramm – als solches könnte allenfalls seine Formel des «kleinstmöglichen Eingriffs» gelten, die eine Orientierung am Bestehenden fordert und das hervorhebt, was *nicht* gestaltet wird.⁴³ Die promenadologische, d.h. an der Wahrnehmung der unsichtbaren Beziehungen geschulte Kritik an der «guten Form» münzte Burckhardt in eine integrierte Auffassung des Entwurfsprozesses. Gemeinsam mit

⁴¹ Burckhardt 2004, S. 31.

⁴² Burckhardt 2004, S. 56.

⁴³ Burckhardt 2013.

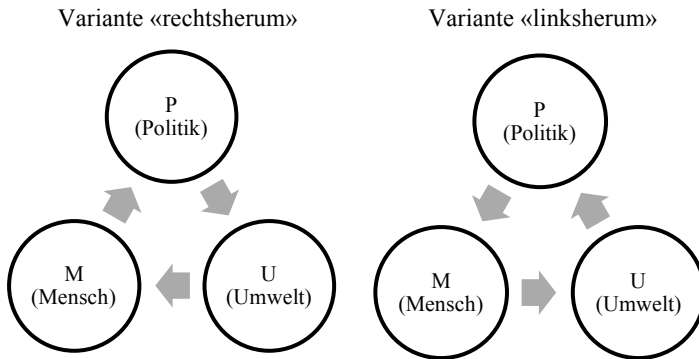


Abbildung 3: Entscheidungsmodell nach Lucius Burckhardt
(Abbildung MV in Anlehnung an Burckhardt 2004, S. 31f.).

Frisch und Kutter kritisierte Burckhardt 1955 zwar noch die planlose Zersiedelung und forderte auf dieser Folie eine «neue Stadt». Die städtebaulichen Planungen und Umsetzungen, die von der Schrift «achtung: die Schweiz» Aufwind erhielten, gingen dann aber in so von Burckhardt nicht beabsichtigte Richtungen, die wiederum seine Ablehnung hervorriefen. 1961 legte eine Planungsgruppe um den ETH-Professor Ernst Egli den Plan von Neu-Otelfingen vor (siehe Abbildung 4) – ein Horror für Burckhardt, der hier seine soziologisch inspirierte Forderung einer Planung ausgehend von den Bedürfnissen der Menschen pervertiert sah: *Für die Menschen zu bauen*, wurde in diesem Projekt so interpretiert, dass die Fachleute, legitimiert durch ihre Expertise, Ideallösungen vorschrieben. «Denn eine neue Stadt bauen», so war in einer zeitgenössischen Rezension des Planungsprojekts Neu-Otelfingen zu lesen, «heisst nichts weniger als ein Bild geben von dem, was sein soll, wissen, wie unser Leben morgen aussehen soll. Eine Stadt bauen heisst: Eine Gemeinschaft, eine Lebensform, eine menschliche Welt gestalten.»⁴⁴ Die lokalen Gegebenheiten, die tatsächlichen Bedürfnisse, demokratische und partizipative Planungsprozesse – allesamt promenadologische Forderungen Burckhardts – wurden hier ignoriert, indem die Landschaft, die entstand, durch die Prämissen von Form und Funktionalität idealistisch definiert wurden. Nimmt man die Haltung einer promenadologischen Kritik an der «guten Form» ein, schien das Projekt Neu-Otelfingen – das nie realisiert wurde, wofür die Stadt 2005 dann auch den Wakker-Preis erhielt – den US-amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright zu bestätigen, der festgestellt hatte: «Doctors bury their mistakes, but architects can't.»⁴⁵

6. Pädagogisierung: Analysen zur Pädagogik des Designs

Burckhardt selbst erkannte das Projekt Neu-Otelfingen und das generelle modernistische Phänomen der Stadtplanung auf dem Reissbrett in einer persönlichen Rückschau im Jahr 2000 als etwas, was analytisch unter dem Aspekt der Pädagogisierung des Designs gefasst werden kann: Es gehe um «Entscheidungen, welche dem Nutzer eine bestimmte Lebensweise aufzwingen.»⁴⁶

Die promenadologische Kritik Burckhardts macht dieses Aufzwingen einer bestimmten Lebensweise als eine subtile Gesellschaftserziehung im Modus der ästhetischen Erziehung sichtbar. Wie muss aber Erziehung begrifflich aufgefasst werden, wenn sie in der Form derart subtiler und über unscheinbare «Schubser» ausgehend von den sichtbaren, aber auch unsichtbaren Gestaltungen daherkom-

44 Schilling 1961, S. 264.

45 Wright, zit. nach Blake 1974, S. 149.

46 Burckhardt 2000, S. 13.



Abbildung 4: Neu-Otelfingen: Eine neue Stadt für den neuen Menschen
(Bildquelle: Schilling 1961, S. 264).

men soll? Die Analysen setzen nachfolgend an zwei Aspekten an: der Bedeutung des Wissens für die Konstruktion der gesellschaftserzieherischen Absichten und der Indienstnahme der ästhetischen Erfahrung als Agentur der Erziehung.

Burckhardts promenadologische Kritik zeigt zunächst die Macht des Wissens, die in Form der Expertise, was eine «gute» Lebensweise sei, positive Setzungen ermöglicht. Für Burckhardt war jede «Lösung» in Bereichen wie Produktgestaltung und Raumplanung potenziell verdächtig, dem «kleinstmöglichen Eingriff» müsse immer der Vorrang gegeben werden. Wie ist die Macht des Wissens für die Pädagogisierung genauer zu verstehen? Die Zunahme der gesellschaftlichen Pädagogisierungsprozesse realisiert sich laut Marc Depaepe et al. vor dem Hintergrund umfassender Verwissenschaftlichungsprozesse (*scientization*) von Pädagogik und Erziehungswissenschaften.⁴⁷ Im Kontext der «guten Form» waren es die Fachpersonen, die eine «soziale Aufgabe» konstruierten und dann von der Politik eingesetzt wurden, um «Lösungen» herbeizuführen. Der Konsument kam dabei zwar in den Fokus der Aufmerksamkeit, die Bedürfnisse des Menschen aber wurden – aus Burckhardts Sicht – in der Anwendung eines grossen Massstabs paternalistisch angeeignet. In Burckhardts Modell der Entscheidungsfindung war das paternalistische Wissen Voraussetzung für die Legitimität der politischen Interventionen etwa im Stadtraum.

Michel de Certeau beschreibt in «Kunst des Handelns» die «Fabrikation» von Konsumenten, die sich im Umgang mit den Produkten vollzieht, die dem Konsumenten zur Verfügung gestellt werden.⁴⁸ Bedeutsam ist dabei, dass die Produkte im Gestaltungsprozess definiert werden und in den spezifischen Lösungen spezifische Aufforderungen zur Handhabung entfalten. Die Pädagogisierung des Designs lässt sich auf dieser Folie als eine Art Katz-und-Maus-Spiel darstellen. Die Instanz der «Politik», wie es in Burckhardt System heisst (z.B. Fachpersonen), haben die Macht, die Räume und Objektwelten mittels gestalterischer Entscheidungen zu bestimmen; diese Macht wird pädagogisch ausgespielt. Die Nutzerinnen und Nutzer finden einen Umgang damit; es ergeben sich nicht intendierte Effekte, oder die Aneignung erfolgt subversiv gegen die «guten» Absichten. Diese Wechselwirkungen halten den von Burckhardt beschriebenen fortwährenden Problem-Lösung-Folgeproblem-Forgelösung-Prozess aufrecht. De Certeau unterscheidet zwischen Strategien und Taktiken, um die unterschiedlichen Machtpositionen zu kennzeichnen: Strategisches Handeln ist willentlich und macht spezifisches Wissen fruchtbar, um eine Ordnung zu etablieren, die im

47 Depaepe et al. 2008, S. 15.

48 De Certeau 1988, S. 12f.

taktischen Handeln der Bezugspunkt ist, mit dem ein Umgang gefunden werden muss.⁴⁹

Der zweite Aspekt, der für die Analyse der Pädagogisierung des Designs fruchtbar gemacht werden soll, betrifft die ästhetische Erfahrung als Agentur der Erziehung. Dieser Aspekt führt zum Begriff der Erziehung, der hier im Kontext von pädagogischem Import in nicht-pädagogische Bereiche auf Konstellationen angewendet wird, in der nur indirekt interpersonale erzieherische Kommunikation stattfindet. Unter Bezugnahme auf John Deweys breit angelegten Erziehungsbegriff ermöglicht der Aspekt der ästhetischen Erfahrung eine solche begriffliche Präzisierung.⁵⁰ «If we consent to extend the term education beyond its narrow limitation to schooling, we shall find that we cannot stop short in this extension till we have broadened it to cover all the agencies and influences that shape disposition.»⁵¹ Die ästhetisch gestalteten Objekte und Räume lassen sich als erzieherische Agenturen darstellen, die im Akt des Erfahrens die Routinen und geschmacklichen Präferenzen prägen. Burckhardts oben erwähnte Beschreibungen der sozialen Effekte des Designs können hierfür als Beispiele des Erziehens durch das Machen von Erfahrung herangezogen werden. Sie sind Beispiele von «condition[s], arrangement[s], and institution[s] that form[...] the emotional and imaginative bent of mind».⁵² Deweys Konzeptualisierung von Agenturen der Erziehung ermöglicht damit eine Analyse der gestalterischen Bestrebungen, die der Suche nach der «guten Form» zugrunde lagen, als eine Pädagogik zu einem massstabgerechten «guten Leben». In dieser Analyse interessiert nicht so sehr, worin der Massstab dieser moralischen Auffassung im Detail bestand, sondern dass sich die Kommunikation via Design als eine pädagogisierende gestaltete.

Die Analyse zur Pädagogik des Designs unter dem Zeichen der Pädagogisierung verdeutlicht, dass beide Aspekte – das Wechselspiel zwischen strategisch-pädagogisierenden Setzungen und taktischen Manövern wie auch die eigenwilligen, lernenden Aneignungen in der Erfahrung des Designs – sich nicht ausschliessen, sondern unterschiedliche Formen erschliessen, welche die Pädagogisierung im Laufe des 20. Jahrhunderts im Bereich des sichtbaren und unsichtbaren Designs annahm.

49 De Certeau 1988, S. 23f.

50 Vgl. Viehhauser 2016, S. 76f.

51 Dewey 1979, S. 303.

52 Dewey 1979, S. 304.

7. Schlussbemerkungen

Ab den 1970er Jahren wandelten sich, wie erwähnt, die moralischen Auffassungen. Die Bill'sche Philosophie war nicht länger zeitgemäss; sie war zunehmend ein Fall für die Denkmalpflege. Seine Philosophie fasste Bill so zusammen: «Gutes Design hängt von der Harmonie ab, die zwischen Form und Gebrauch eines Objekts hergestellt wird.»⁵³ So antwortete Bill 1983 auf die Frage, welche Eigenschaften gutes Design ausmachten. Zu diesem Zeitpunkt schlug sich längst eine postmoderne Auffassung in Design und Architektur eine Bahn, welche die Form als eine Sprache begriff, das Design als Zeichen verstand und auf diese Weise das modernistische Pathos des «Wahren» und «Echten» entsorgte, das in der «guten Form» einen seiner pädagogischen Anwendungsbereiche gefunden hatte. Der italienische Designer Ettore Sottsass, der 1980 die postmodernistische Designgruppe *Memphis* gründete, beantwortete dieselbe Frage folgendermassen:

«Diese Frage setzt eine platonische Sicht der Dinge voraus, das heisst, sie geht davon aus, dass es irgendwo, irgendwie einen Ort gibt, an dem sich das GUTE DESIGN befindet. Das hiesse, wir müssten uns bemühen, uns diesem Ort so weit wie möglich anzunähern. Ich hingegen denke nicht, dass es darum geht, dem «guten Design» nahe zu sein, sondern sich beim Gestalten so gut wie möglich an der anthropologischen Situation zu orientieren, das heisst am Bedürfnis der Gesellschaft nach einem Abbild ihrer selbst.»⁵⁴

Von einer zeichentheoretischen Erfassung des Designs war auch Burckhardts Modell der Landschaft und deren Wahrnehmung nicht weit entfernt. Der Architekturkritiker Robert Goodman sieht in seinem Buchtitel von 1972 die Zeit «After the Planners» angebrochen,⁵⁵ und Charles Jencks, der Theoretiker der postmodernen Architektur, ruft die Sprengung von Minoru Yamasakis 1955 fertiggestelltem Sozialwohnungskomplex Pruitt-Igoe in St. Louis, Missouri, als den Tod der modernen Architektur aus: Sie stirbt, schreibt Jencks, am 15. Juli 1972 um 15.32 Uhr.⁵⁶ In den 1950er Jahren hatte Yamasaki für Pruitt-Igoe noch Architekturpreise erhalten, in Filmen wurde das Leben in den Häuserkomplexen mit spielenden Kindern als zukunftsweisend gezeigt. Schon wenige Jahre später wohnten von den ca. 10 000 Personen, die Platz darin finden könnten, nur noch 600 dort, fast ausschliesslich *People of Color*, die sich kaum etwas anderes leisten konnten.

Das Beispiel zeigt drastisch, dass das pädagogisierende Ideal an den Erfahrungen zerbrechen kann: Die in dieser Siedlung verwirklichte Konzeption eines

53 Bill, zit. nach Sudjic 2015, S. 14.

54 Sottsass, zit. nach Sudjic 2015, S. 14.

55 Goodman 1972.

56 Jencks 2011.

«guten Lebens» im Sinne einer an Le Corbusiers *Ville Radieuse*, d.i. ein sozial inspiriertes, wohlgeordnetes Modell einer Idealstadt, angelehnten «guten Form» entpuppte sich in den eigenwilligen, bisweilen taktisch-subversiven Aneignungen von Pruitt-Igoe immer mehr als strategischer Fehlschlag. Exzessiver Drogenhandel und die zunehmend um sich greifende Kriminalität führten zum Misserfolg, und Yamasaki selbst bereute später in seinem Leben Pruitt-Igoe.

Gewiss, die Probleme dieser Megasiedlung lagen auch daran, dass am Unterhalt gespart wurde, dass soziale Durchmischung nicht stattfand und dass die ethnische Separierung zu Ghettoisierung beitrug. Pruitt-Igoe ist sicherlich ein krasses Beispiel für eine promenadologische Kritik an der «guten Form». Es zeigt aber, dass es neben den sichtbaren Seiten des Designs die unsichtbaren Elemente sind, die zusammengenommen die Pädagogik des Designs ausmachen und die Beachtung verdienen.

Quellen

Bill, Max: Schönheit aus Funktion und als Funktion. In: Das Werk. Architektur und Kunst, 36, 8 (1949), S. 272–274.

Bill, Max: Sicht der Dinge. Die gute Form. Eine Ausstellung 1949. Hrsg. von Lars Müller in Zusammenarbeit mit dem Museum für Gestaltung. Mit Texten von Jakob Bill, Max Bill, Claude Lichtenstein, Renate Menzi, Deyan Sudjic. Zürich: Lars Müller 2015.

Burckhardt, Lucius: Wiedergelesen und ausgelesen. «Achtung: die Schweiz» und «die neue Stadt». Paukenschlag in der Architekturdebatte. In: Werk, Bauen + Wohnen, 87, 7/8 (2000), S. 8–13.

Burckhardt, Lucius: Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch. Hrsg. von Jesko Fezer und Martin Schmitz. Berlin: Martin Schmitz 2004.

Burckhardt, Lucius: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Herausgegeben von Markus Ritter und Martin Schmitz. Berlin: Martin Schmitz 2006.

Burckhardt, Lucius: Design ist unsichtbar. Entwurf, Gesellschaft, Pädagogik. Hrsg. von Silvan Blumenthal und Martin Schmitz. Berlin: Martin Schmitz 2012.

Burckhardt, Lucius: Der kleinstmögliche Eingriff oder die Rückführung der Planung auf das Planbare. Hrsg. von Markus Ritter und Martin Schmitz. Berlin: Martin Schmitz 2013.

Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich: Die gute Form. Wanderausstellung des Schweizerischen Werkbunds. Wegleitung 183 des Kunstgewerbemuseums Zürich. Zürich: Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich [1949].

- O. A.: Die gute Form. In: Das Werk. Architektur und Kunst, 36, 8 (1949a), S. 251–281.
- O. A.: Ausstellung «Die gute Form». In: Das Werk. Architektur und Kunst, 36, 8 (1949b), S. 282.
- Paulsson, Gregor: Die soziale Aufgabe im kunstindustriellen Unterricht. In: Das Werk. Architektur und Kunst, 36, 8 (1949), S. 260–271.
- Schilling, Jakob: «Die neue Stadt». Eine Studie für das Furttal, Zürich. In: Schweizerische Bauzeitung, 79, 16 (1961), S. 263–265.

Literatur

- Blake, Peter: Form Follows Fiasco. Why Modern Architecture Hasn't Worked. Boston/Toronto: Atlantic-Little, Brown Books 1974.
- Blumenthal, Silvan: Das Lehrcanapé. Lucius Burckhardt und das Architektenbild an der ETH Zürich 1970–1973. Basel: Standpunkte 2010.
- Bossert, Markus: Spazieren als Wissenschaft. In: Mäder, Ueli/Sutter, Peter/Bossert, Markus/Schoch, Aline/Bürgin, Reto/Mugier, Simon/Schmassmann, Hector (Hrsg.): Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt. Zürich: Rotpunktverlag 2014, S. 139–153.
- Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié. Berlin: Merve 1988.
- Depaepe, Marc/Herman, Frederik/Surmont, Melanie/Van Gorp, Angelo/Simon, Frank: About Pedagogization. From the Perspective of the History of Education. In: Smeyers, Paul/Depaepe, Marc (Hrsg.): Educational Research. The Educationalization of Social Problems. [Dordrecht]: Springer 2008, S. 13–30.
- Dewey, John: The Middle Works, 1899–1924. Vol. 7: 1912–1914. Edited by Jo Ann Boydston. With an Introduction by Ralph Ross. Carbondale, Edwardsville, IL: Southern Illinois University Press 1979.
- Etzemüller, Thomas: *Social engineering* als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze. In: Etzemüller, Thomas (Hrsg.): Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript 2009, S. 11–39.
- Flint, Anthony: Wrestling With Moses. How Jane Jacobs Took On New York's Master Builder and Transformed the American City. New York: Random House 2009.

- Gnägi, Thomas/Nicolai, Bernd/Wohlwend Piai, Jasmine (Hrsg.): Gestaltung, Werk, Gesellschaft. 100 Jahre Schweizerischer Werkbund SWB. Zürich: Scheidegger & Spiess 2013.
- Goodman, Robert: *After the Planners*. Harmondsworth: Penguin 1972.
- Hitzler, Ronald: Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch – zur Einleitung. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Maeder, Christoph (Hrsg.): *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994, S. 13–30.
- Jencks, Charles: *The Story of Post-Modernism. Five Decades of the Ironic, Iconic and Critical in Architecture*. Chichester: John Wiley and Sons 2011.
- Krattinger, Françoise: Das Ende der «guten Form». *Heimatschutz/Patrimoine*, 109, 1 (2014), S. 18–20.
- Lichtenstein, Claude: Die schöne Form des guten Gegenstands. In: Bill, Max: *Sicht der Dinge. Die gute Form. Eine Ausstellung 1949*. Zürich: Lars Müller 2015, S. 19–29.
- Rowe, Colin: *The Architecture of Good Intentions. Towards a Possible Retrospect*. London: Academy Editions 1994.
- Schmitz, Martin: Von der Urbanismuskritik zur Spaziergangswissenschaft. In: Burckhardt, Lucius: *Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch*. Hrsg. von Jesko Fezer und Martin Schmitz. Berlin: Martin Schmitz 2004, S. 5–15.
- Schwartz, Frederic J.: *The Werkbund. Design Theory and Mass Culture Before the First World War*. New Haven, CT: Yale University Press 1996.
- Sudjic, Deyan: Als wir wussten, was gutes Design ist. In: Bill, Max: *Sicht der Dinge. Die gute Form. Eine Ausstellung 1949*. Zürich: Lars Müller 2015, S. 9–15.
- Sutter, Peter: Lucius Burckhardt-Wackernagel. In: Mäder, Ueli/Sutter, Peter/Bossert, Markus/Schoch, Aline/Bürgin, Reto/Mugier, Simon/Schmassmann, Hector (Hrsg.): *Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt*. Zürich: Rotpunktverlag 2014, S. 21–64.
- Viehhauser, Martin: Individualisierung als Norm – Normalisierung des Individuellen. Die Erziehung zur Familieneinheit im frühen kommunalen Siedlungsbau. In: Bühler, Patrick/Forster, Edgar/Neumann, Sascha/Schröder, Sabrina/Wrana, Daniel (Hrsg.): *Normalisierungen*. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität 2015, S. 35–55.

Viehhauser, Martin: Die Reformierung des Menschen durch Stadtraumgestaltung. Eine Studie zur moralerzieherischen Strategie in Städtebau und Architektur um 1900. Weilerswist: Velbrück 2016.

Der Autor

Dr. Martin Viehhauser,
Pädagogische Hochschule Freiburg/Schweiz
E-Mail: viehhauserm@edufr.ch

Schriftenreihe/Publications/Serie di pubblicazioni/Series of publications

- | | |
|---------------|---|
| Nr. 77 | David Witassek, Zwischen Frieden und Krieg – Terrorismus und Terrorismusdiskurs in der Schweiz, 1969 bis 1980 |
| Nr. 76 | Julien Grand, N-20 et P-16, les raisons de l'échec d'une industrie aéronautique suisse autonome 1945–1961 |
| Nr. 75 | Bernhard Stüssi, Oberst Rudolf Bindschedler – Ein stiller Soldat in einer bewegten Zeit |
| Nr. 74 | Antoine Chollet, Alexandre Fontaine (Hg.), Expériences du tirage au sort en Suisse et en Europe (XVI ^e –XXI ^e siècles) – Erfahrungen des Losverfahrens in der Schweiz und in Europa (16.–21. Jahrhundert) |
| Nr. 73 | Manuel Wolfensberger, «A bas l'armée et révolution!» – Meuterei und Aufruhr in der Schweizer Armee während des Ersten Weltkrieges |
| Nr. 72 | Fritz Kälin, Die schweizerische «Gesamtverteidigung» – Totale Landesverteidigung im Kalten Krieg als kleinstaatliche Selbstbehauptungsstrategie im 20. Jahrhundert |
| Nr. 71 | Marc Andrew Lutz, Christoph Rainer Wyniger, Der Kampf um die Schweizer Armee 1966–2003 |
| Nr. 70 | Joannis Kurtessis, Prophet des Schützengrabenkrieges – Jan Blochs Ansichten im Spiegel der deutschen Militärpublizistik, 1900–1914 |
| Nr. 69 | Jeremias Fellmann, Die Massnahmen der Landesregierung zur Aufrechterhaltung ihrer Führungsfähigkeit in Krisenzeiten – Historischer Abriss anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Stabs Einsatzunterstützung Landesregierung |
| Nr. 68 | Bruno Pauvert, La fin du Régiment Grison au service de Sardaigne – De la guerre des Alpes au retour des Français en Piémont en juin 1800 |
| Nr. 55 | 2. Auflage, Michael Christian Ruloff, Lehrerinnen und Lehrer in der Schweizer Presse (1800 bis 1830) |
| Nr. 67 | Ursula Bonetti, Fahnengruss – Eine Autobiografie |
| Nr. 61 | 2. Auflage, Pius Müller (Hg.), Das Rückgrat der Armee – Die Unteroffiziere der Schweizer Armee und ihr Wirken von 1798 bis heute |
| Nr. 66 | Fernand Carrel, Walter Dürig, Markus Gygas, Peter Lyoth, Ein Kampfflugzeug für die Schweiz – Dokumentation zum Projekt F/A-18 |
| Nr. 65 | Lukas Boser, Patrick Bühler, Michèle Hofmann, Pulverdampf und Kreidestaub – Beiträge zum Verhältnis zwischen Militär und Schule in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert |

-
- Nr. 64** Sibylle Niklaus, Erhaltung und Bewertung analoger Fotoarchive in Bibliotheken – Ein Diskussionsbeitrag am Beispiel des Walter-Rutishauser-Archivs in der Bibliothek am Guisanplatz
-
- Nr. 63** Jürg Stüssi-Lauterburg, Cornelia Albert, Manuel Bigler, Christine Rohr-Jörg, Daniela Siegenthaler, Anna Katharina Weltert, Schwarzer September – Chronologie des Septembers 1970
-
- Nr. 62** Christian Baumann, Revolution im Namen der reinmoralischen Religion – Thaddäus Müller als katholischer Aufklärer vor und während der Helvetischen Republik (1798–1803)
-
- Nr. 61** Pius Müller (Hg.), Das Rückgrat der Armee – Die Unteroffiziere der Schweizer Armee und ihr Wirken von 1798 bis heute
-
- Nr. 60** Simon Marti, Himmlers «germanische» Soldaten
-
- Nr. 59** Werner Lustenberger, Oberst Abraham Stocker. Lebensbild eines Eidgenossen im jungen Bundesstaat
-
- Nr. 58** Marcel Berni, «Gooks», Feinddarstellungen in amerikanischen Feldpostbriefen aus dem Vietnamkrieg (1965–1975)
-
- Nr. 57** Bernhard Stüssi, Transfer to Canada? – Das Projekt zur Sitzverlegung schweizerischer Firmen im Krisenfall 1949–1959
-
- Nr. 56** Manuel Bigler, Ein naher Blick auf Glasnost – Berichte des Schweizer Verteidigungsattachés aus Moskau aus dem Jahr 1986
-
- Nr. 55** Michael Christian Ruloff, Lehrerinnen und Lehrer in der Schweizer Presse (1800 bis 1830)
-
- Nr. 54** Felix Bendel, Bündner Wirren (1620–1639), Richelieus Idee vom verdeckten Krieg gegen Spanien und der Abfall der Drei Bünde
-
- Nr. 53** Bruno de Meester, Camille-Aimé Coquilhat und die Ba-Ngala
-
- Nr. 52** Peter Steiner, Nachlass Hans Bracher
-
- Nr. 51** Angel Eduardo Román López Dollinger, Anna-Katharina Weltert, Maras. Jugendbanden, Gewalt und organisiertes Verbrechen in Zentralamerika
-
- Nr. 50** Heinrich L. Wirz, Florian A. Strahm, Der Tiger-Teilersatz (TTE) in temporären Turbulenzen
-
- Nr. 49** Heinrich L. Wirz, Florian Strahm, Schweizer im Amerikanischen Sezessionskrieg 1861–1865
-

Nr. 48	Hubert Foerster, Erfolg trotz Misserfolg: Der Aufstand und der Befreiungskrieg 1799 in der Schweiz
Nr. 47	Bruno Pauvert, Les Légions helvétiques en Italie 1798–1799
Nr. 46	Die Limmat. Eine militärische Betrachtung
Nr. 45	Heinrich L. Wirz, Florian A. Strahm, Armee, Bund und Kantonale Militärhoheit. Die verfassungsrechtliche Zentralisierung des schweizerischen Wehrwesens und ihre Folgen
Nr. 44	Begebenheiten aus dem 2. Weltkrieg
Nr. 43	Marco Arni, Es drückt der Schuh. Die Fussbekleidung in der Schweizer Armee 1850–1918
Nr. 42	Heinrich L. Wirz, Florian A. Strahm, Der Tiger-Teilersatz (TTE) in temporären Turbulenzen
Nr. 41	Hubert Foerster, Die eidgenössische Militärsanität während der Mediation 1803–1813/15. Die Freiburger Militärärzte zur Zeit der Mediation (1803–1813/15)
Nr. 40	Roland Haudenschild, Die chemischen Waffen in der Schweizer Armee
Nr. 39	Roland Haudenschild (Hrsg.), Von der Armee 61 über die Armee 95 und die Armee XXI zum Entwicklungsschritt 2008/11. Eine vergleichende Übersicht und Zusammenfassung (Armee-Synopse)
Nr. 38	Jost Rodolphe Poffet, Captain James Cook der britischen Royal Navy in Australien und Ozeanien 1768 bis 1779
Nr. 37	Hubert Foerster, Das Regiment Bachmann im Dienste von Sardinien 1793–1798, Eine Quellenpublikation
Nr. 36	Werner Wettstein, Die Kesselringaffäre als Spiegel der alten Eidgenossenschaft
Nr. 35	Alberto Palaia, «Cumpagnia adatg!» Das Rätoromanische in der Armee
Nr. 34	Hanspeter Dolder, Verwaltung und Verpflegung der schweizerischen Armee 1939–1945
Nr. 33	Oliver Thomas Gengenbach, «(...) die Verantwortung für das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes.»
Nr. 32	Simon Rageth, Sold und Soldrückstände der Schweizer Truppen in französischen Diensten im 16. Jahrhundert
Nr. 31	Henri Guisan par Laurent Boillat

- Nr. 30** Hervé de Weck, L'armée suisse face au fascisme et au nazisme (1930–1945)
- Nr. 29** Stephan Lütolf, Mike Moling, Christoph Riedo, Tobias Schoch, Anita Springer, Von den bunten Ordonnanzen des 19. Jahrhunderts zur feldgrauen Einheitsuniform 1914/1915
- Nr. 28** Joel Blunier, Aktenzeichen «Lenzlinger» ungelöst – Über die mysteriösen Umstände der Ermordung des Fluchthelfers Hans-Ulrich Lenzlinger und seine Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR
- Nr. 27** Peter Hofer, Planung und Bau des Festungsgürtels Kreuzlingen
- Nr. 26** Anne Barth-Gasser, Dominic M. Pedrazzini, Roland Haudenschild, Marcel Pilet-Golaz. Aperçu
- Nr. 25** Felix Bendel, Rohan et Dufour: Guerre en montagne. La campagne du duc de Rohan dans les Grisons et en Valtelline (1635–1637) – Critiques du Général Dufour
- Nr. 24** Gabriel Dondi, Jürg Stüssi-Lauterburg, Dokumente zur Flüchtlingspolitik der Schweiz im August 1942
- Nr. 23** Peter Reichert, Basel im Zweiten Weltkrieg. Ein Stimmungsbild
- Nr. 22** Anne Barth-Gasser u.a., Dufour-Herzog-Sprecher-Wille-Guisan. Fünf Persönlichkeiten der Schweizer Geschichte und ihre Bronzebüsten im Bundeshaus Ost
- Nr. 21** Gilbert Ceffa, Témoignages de la Résistance en région genevoise 1940–1944. Dix-sept messages de captivité du Révérend Père Louis Favre
- Nr. 20** Pierre Morath, Les internés militaires en suisse pendant la 2e guerre mondiale. Les cas des polonais de la division Prugar
- Nr. 19** Philippe Allain, L'élaboration du règlement de service RS80 de l'armée suisse: mise en œuvre ou remilitarisation de la réforme Oswald?
- Nr. 18** Walter Graf, Fricktaler Aktivdienst 1939–1940 – Erlebnisbericht eines Augenzeugen. Geb. Mittr. Kp. IV/32
- Nr. 17** Andreas Schwab, Vom «totalen Krieg» zur «deutschen Gotterkenntnis» – Die Weltanschauung Erich Ludendorffs
- Nr. 16** Jost Rodolphe Poffet, Kriegsende, Waffenstillstand, Kapitulation und Friedensschluss
- Nr. 15** Bernhard Altermatt, Der Umgang der Schweizer Armee mit der Mehrsprachigkeit: Proportionalität und Territorialität
- Nr. 14** Thomas Bachmann, Guillaume Henri Dufour im Spiegel seiner Schriften – Bibliographisches Handbuch

- Nr. 13** Christophe Koller, Claudio Recupero, «Ce qu'il y a de beau, d'intéressant et d'horrible en Suisse» Correspondance de Joseph Gautier, soldat des armées de Napoléon pendant les campagnes d'Helvétie et d'Allemagne (1799–1801)
- Nr. 12** Schweizer Schlachtfelder III: Schwaderloh, Luftgefechte 1940
- Nr. 11** Schweizer Schlachtfelder II: Laupen, St. Jakob, Bicocca
- Nr. 10** Schweizer Schlachtfelder I: Bibracte, Baylen
- Nr. 9** Stephan Scheuzger, Aspekte der Beziehungen der Schweiz zu Mexiko und Zentralamerika
- Nr. 8** Thomas Flatt, Hans Peter Bläuer, Reto Ammann, Aspekte der Beziehungen zwischen der Schweiz und den Baltischen Staaten
- Nr. 7** Georg Büchler, Neue Beziehungen in den Balkan. Schweizer Kontakte zu Slowenien und Mazedonien
- Nr. 6** Mathias Flückiger, Religion in der Schweizer Armee
- Nr. 5** Andreas Urs Sommer, Krieg und Geschichte. Zur martialischen Ursprungsgeschichte der Geschichtsphilosophie
- Nr. 4** Bernhard Sterchi, Der Orden vom Goldenen Vlies und die burgundischen Überläufer von 1477
- Nr. 3** Werner Rutschmann, Die Visier- und Richtmittel der Schweizer Feld- und Positionsgeschütze Mitte 19. bis Anfang 20. Jahrhundert
- Nr. 2** Andreas Urs Sommer, Zur militärischen Metaphorik im Stoizismus
- Nr. 1** Bernhard Sterchi, Fortuna im burgundischen Hofadel (15. Jahrhundert). Literarische Traditionen und deskriptive Techniken

numéro S

- S 13** Mathias Kobel, Die Schauenburg-Sammlung. Ein Kartenbestand von einzigartigem Wert. Broschüre zur gleichnamigen Ausstellung vom 9. Mai 2019 bis 28. Februar 2020 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 12** Zwei Cessler – Zwei Welten 1880–2012. Zwischen Vision und Wirklichkeit, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 6. April 2018 bis 6. März 2019 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 11** Afghanistan, Broschüre zur Ausstellung «Okzident trifft Orient. Begegnungen mit Afghanistan»
- S 10** «Wohlbehütet!» – Hüte im Wandel der Zeit, 18. bis 21. Jahrhundert, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 1. November 2016 bis 24. Februar 2017 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 1** Hervé de Weck, Guerre secrète en Ajoie, Service de renseignement stratégique de l'Armée et Service de renseignement de la brigade frontière 3, 2e édition revue.
- S 9** RE: from the Archive, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 1. Juni 2016 bis 30. September 2016 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 3** Jürg Stüssi-Lauterburg, Cornelia Albert (Hg.), Die Schweizer Kriegsjahre 1798 und 1799 und die Schlacht an der Grimsel, 4., überarbeitete Auflage
- S 8** Christian Furrer, Streiflichter zur NEAT – Zum langen politischen Ringen um die Neue Eisenbahn-Alpentransversale
- S 7** Hervé de Weck, Le maquis du Lomont, août–septembre 1944
- S 6** Jürg Stüssi-Lauterburg, Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango
- S 3** Jürg Stüssi-Lauterburg, Cornelia Albert (Hg.), Die Schweizer Kriegsjahre 1798 und 1799 und die Schlacht an der Grimsel, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage
- S 5** Breitenrain – Breitfeld – Beundenfeld. Streifzug durch die Geschichte unserer Nachbarschaft, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 1. Juli 2015 bis 26. Februar 2016 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 3** Jürg Stüssi-Lauterburg, Cornelia Albert (Hg.), Die Schweizer Kriegsjahre 1798 und 1799 und die Schlacht an der Grimsel, 2. Auflage
- S 4** Schritt für Schritt. Die Geburt des modernen Schuhs, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 6. Januar bis 27. März 2015 an der Bibliothek am Guisanplatz.
- S 3** Jürg Stüssi-Lauterburg, Cornelia Albert (Hg.), Die Schweizer Kriegsjahre 1798 und 1799 und die Schlacht an der Grimsel

S 2 «Zuerst die Soldatenstuben, dann die Fürsorge», Else Züblin-Spillers Tagebuch
1916–1918.

S 1 Hervé de Weck, Guerre secrète en Ajoie, Service de renseignement stratégique de
l'Armée et Service de renseignement de la brigade frontière 3.

PÄDAGOGISIERUNG DES «GUTEN LEBENS»

Die Pädagogisierung der Gesellschaft wird in der Gegenwart vielfach offenkundig, etwa wenn Schulen den angeblich richtigen Umgang mit Gesundheit und Medien vermitteln. Mit diesen und anderen Massnahmen sollen Kinder zu einem «guten Leben» befähigt werden.

Eine so ausgerichtete Pädagogisierung beschränkt sich aber nicht auf das Kindesalter oder Schulen, vielmehr erfolgt sie an vielfältigen gesellschaftlichen Orten und unter Einbezug von Erwachsenen.

Die Pädagogisierung des «guten Lebens» ist weder Signum der Gegenwart noch moderner Gesellschaften, sondern findet sich auch in der Vergangenheit. Hier setzt der bildungshistorische Sammelband an und diskutiert Ausprägungen und Entwicklungen von schulischer und ausserschulischer Pädagogisierung des «guten Lebens» in ihrem Wandel.

DIE SCHRIFTENREIHE

Die Bibliothek am Guisanplatz (BiG) unterstützt und betreibt allgemein historische und kulturwissenschaftliche Forschung. Im Rahmen dieser Aufgabe erscheinen Forschungsergebnisse von Wissenschaftlern und Nachwuchsforschern in der Schriftenreihe der Bibliothek am Guisanplatz. Die Schriftenreihe ist die Fortführung der Schriftenreihe der Eidgenössischen Militärbibliothek und des Historischen Dienstes, welche seit 2002 erscheint.

ISBN 978-3-907239-00-1



9 783907 239001 >